

Alexandre Dumas



Gabriele

Gabriele.

Von

Alexander Dumas

Nach dem französischen

von

A. Küster.

Grimma und Leipzig
Druck und Verlag des Verlags - Comptoirs.

1851

Inhaltsverzeichnis

Gabriele.

Erster Theil.

Erstes Kapitel. Eine verarmte Dame aus der großen Welt.

Zweites Kapitel Eine reich gewordene Frau aus dem Volke.

Drittes Kapitel Yves von Mauléon.

Viertes Kapitel. Herzensergießungen junger Mädchen.

Fünftes Kapitel. Der Hochzeitstag.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel. Hochzeits - Visiten.

Zweites Kapitel. Fortsetzung der Hochzeitsvisiten.

Drittes Kapitel. Elénore.

Viertes Kapitel. Herr Simon.

Fünftes Kapitel. Madame Rémond.

Sechstes Kapitel. Schloß Arnouville.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Eine verarmte Dame aus der großen Welt.

Es gibt keine Frauen mehr! nein, mein lieber Graf, es gibt keine Frauen mehr,« rief schmerzvoll die Marquise von Fontenoy-Mareuil, indem sie sich zu dem Grafen Rhinville wendete, der neben ihr im Wagen saß. Der Graf seufzte, schien aber keineswegs aufgelegt zu sein, eine Behauptung, die im ersten Augenblicke fremdartig und gewagt erscheinen konnte, zu bezweifeln oder zu bestreiten.

Da die Marquise keinen Widerspruch fand, so sah sie sich genöthigt, dem Vergnügen einer weiteren Erörterung zu entsagen. Der Graf, seit langer Zeit Vertrauter ihrer Gedanken, war entweder überwunden, oder fürchtete, es zu werden, er antwortete nicht und zeigte auch nicht einmal Ueberraschung, als die Marquise obige Behauptung aufstellte, die freilich zu oft in ihren Gesprächen vorkam, als daß er nicht hätte daran gewöhnt sein sollen.

So saßen sie denn schweigend neben einander, während der Wagen rasch dahin rollte, sie hatten einander wenig zu sagen, denn in dem Wen Alter Beider fallen die Worte langsam, trübselig und sparsam. In der Jugend theilt man einander seine Gedanken und Gefühle weit schneller mit — da folgen die Ausdrücke und die Sätze lebhaft und zusammenhängend, man offenbart, oder läßt erathen, die Gedanken, Pläne, Hoffnungen, die Schmerzen und die Freuden des Daseins. Man spricht oft, ohne es zu wissen, zu gleicher Zeit; man hat einander so viel zu sagen! — Zwei Greise dagegen würden fast immer schweigsam sein, wenn nicht besondere Gründe sie bewögen, das Schweigen zu brechen, und dennoch bleiben gegen ihren Willen die Sätze oft unvollendet. Zuweilen sogar halten sie mitten im Gespräch inne, wenn sie einander ansehen; — sie sagen nichts, sie betrachten die weißen Haare, die Runzeln, welche ihre Stirnen falten, jene Spuren der Zeit und der Schmerzen, die ihren Gesichtern eingeprägt sind. Sie lesen darin die Leiden und Sorgen der Vergangenheit, die Trübseligkeit der Gegenwart, die wenigen Hoffnungen, welche die Zukunft darbietet, und somit bleibt ihnen für dieses Leben nur noch wenig zu besprechen übrig.

Die Marquise von Fontenoy-Mareuil schien indessen ungeachtet ihrer siebzig Jahre heute durch irgend eine wichtige Angelegenheit bewegt zu sein, denn sie wiederholte lebhaft: »Und weil es keine Frauen mehr gibt, Herr Graf, geht Frankreich verloren, — gehen die jungen Leute verloren — und geht mein Enkel . . .« Hier hielt sie inne, zögernd, eine entschiedene Anklage gegen den Gegenstand ihres Stolzes und ihrer Zärtlichkeit auszusprechen.

Der Graf konnte sich eines feinen Lächelns nicht enthalten, indem er entgegnete:

»Ich hätte ganz das Gegentheil vermuthet.«

Die Marquise war in diesem Augenblicke nicht zum Scherzen aufgelegt, auch blieb sie ernst und traurig, indem sie hinzufügte: »Ohne Zweifel gibt es noch junge Mädchen, Gattinnen und

Mütter. — Man heirathet noch die Frauen, die reich, man verliebt sich noch in die, welche hübsch sind, aber hierauf beschränkt sich auch jetzt die ganze Macht der Frauen. — Die Salons existieren nicht mehr, die Conversation hat aufgehört; der gute Geschmack ist mit beiden verschwunden und der Geist der Gesellschaft hat allen Glanz verloren. Ihr habt einen König, welcher Minister ein- und absetzt — eine Deputirtenkammer, die Gesetze gibt und widerruft, — eine Pairskammer, die gar nichts thut; — aber habt Ihr eine Macht, welche liebenswürdige Menschen schafft? — welche die jungen Leute den Gesetzen der feinen Lebensart unterwürfig macht? die sie lehrt, daß der gute Geschmack ein Beweis von Geist, und die edlen Manieren die Folge edler Gesinnungen sind? Die ihnen imponiert durch die öffentliche Stimme, durch Gesetze der Feinheit und Vernunft, wie sie in keinem Gesetzbuche stehen? — Durch welche Macht werden ihnen hinlängliche Zweifel an ihren Vollkommenheiten erweckt, damit sie sich bemühen, Männer von Verdienst zu werden, ohne aufzuhören, liebenswürdige Männer zu sein? — Kurz, diese Macht, mein Freund, diese mit so vielen anderen vernichtete Macht — sie bestand einst!

»Es waren die Frauen!

»Damals würde die Furcht vor dem Urtheil der Salons, in welchen er leben sollte, dem Herzog Yves von Mauléon niemals erlaubt haben, sich gänzlich von seiner Familie zu trennen; er, der Sprößling zweier edlen Häuser, der Erbe eines so großen Namens, würde nie gewagt haben, in einer Gesellschaft zu leben, die nicht die unsrige ist, und dort« — damit hielt sie wieder inne; — was sie noch hinzu zu fügen hatte, schien nicht über ihre Lippen zu wollen.

»Es ist also wahr, was man sagt?« erwiderte der

Graf, »was ich gehört habe — —«

. »Was haben Sie gehört? — was hat man Ihnen gesagt? — reden Sie! — ich will Alles wissen!« entgegnete die Marquise besorgt.«

»Nichts sehr Bedeutendes, nichts, was die Ehre einer Familie prostituieren könnte,« antwortete Herr von Rhinville.

Und doch, will Alles wissen,« wiederholte sie gebieterisch.

Ungeachtet der Unruhe und des Kammers, die sich auf den Zügen der Marquise malten, konnte der Graf ein leichtes lächeln nicht unterdrücken, indem er ausrief:

»Thorheiten eines Jünglings, die man sich lachend erzählt, woran die Welt sich belustigt und sie sehr schnell vergißt. Man sagt, er habe, als er mündig geworden und in den Besitz von 15 bis 20,000 Livres Renten gelangt sei (dem einzigen Ueberrest der unermesslichen Besitzungen seiner Vorfahren) diese Summe zu unverhältnißmäßig mit seinem Range und seinen Neigungen gefunden, und da er mit seinen zwanzig Jahren und seinem Herzogstitel nicht leben wollte, wie ein alter Gewürzkrämer, so habe er seine Besitzungen verkauft, und die vierhundert-tausend Franken, die er daraus gelöst, in vier Theile legend, habe er den Vorsatz gefaßt, davon vier Jahre zu leben, als hätte er hunderttausend Livres jährliche Renten. Man fügt hinzu, Ihr Enkel sei diesem Vorsatze so treu geblieben daß der gestrige Tag zugleich das Ende der vier Jahre und der vierhundert-tausend Franken gesehen habe.«

Ein trauriger Seufzer entstieg dem Herzen der Marquise, indem sie sprach:

Vierhundert-tausend Franken sind nicht die Hälfte der jährlichen Renten, welche der Herr Marquis von Fontenoy-Mareuil im Jahre 1789 hatte, als wir uns vermählten; und dazu kam noch sein Gouvernement der Bretagne und sein Amt als erster Stallmeister von Madame.«

Der Graf machte eine Bewegung des Mitgeföhls und der Betrübniß und das Schweigen

begann wieder.

Es lagen so viele traurige Erinnerungen für Beide in diesen wenigen Worten!

Die Marquise, klein und zierlich, mit feinen Zügen, zartem blassem Gesicht, wenigen, sehr weißen, aber sorgfältig geordneten Haaren, einer sauberen Haube, weißem Hut und Schleier, einem Kleide von brauner Seide und einer großen, mit breiten schwarzen Blondes besetzten Mantille, hatte, ungeachtet ihres Alters, etwas Angenehmes, welches Folge eines feinen Anstandes und geläuterten Geschmacks war. Ihre Manieren waren einfach und natürlich; die Frauen von sehr hohem Range haben selten einen Anschein von Ziererei; des Platzes, den sie einnehmen und der Berücksichtigung, die man ihnen schuldig ist, gewiß, bringen sie nicht jene ängstliche Unsicherheit mit in die Gesellschaft, welche die Grazie des Geistes, wie die der Persönlichkeit lähmt. Die Gesellschaft, die sie umgibt, kennt sie, ihre Ansprüche sind festgestellt; unbestritten und sicher in der Gesellschaft, sind sie es auch in sich selbst.

Den höheren Classen sind die feinen und eleganten Manieren eben so natürlich, als den Handwerkern und Landleuten ihre treuherzigen und plumpen Gewohnheiten; dagegen aber pflegt eine gewisse Geziertheit in den Manieren der Mittelklassen zu herrschen; die Unsicherheit noch unbestätigter Ansprüche, der Wunsch, einen höheren Platz einzunehmen, die Furcht, zu gering geachtet zu werden, eine gewisse Eitelkeit, die durch höher Stehendes verletzt wird, und doch verachtet, was unter ihr ist, veranlassen unzählige Verlegenheiten, die sich' auf die sonderbarste, oft lächerlichste Weise verrathen. In allen Classen jedoch gleichen Verstand und Einsicht Alles aus, geben der Haltung Ruhe, der Rede Anmuth und den Manieren Natürlichkeit, durch das beruhigende Bewußtsein des eigenen Werthes; doch von allen Vorzügen ist Seelengröße der erste und verleiht als solcher am meisten den unnachahmlichen Anstand der mit Würde vereinten Grazie.

Die Revolutionen und Alles, was den Ansichten, welche die Marquise in frühester Jugend schon angenommen hatte. Widersprechendes geschehen und gesagt war, hatten dieselbe nicht im Geringsten geändert, zwei ihrer Ansichten besonders beherrschten alle anderen und dienten ihnen gleichsam zur Stütze und Grundlage, nämlich:

Die Größe ihrer edeln Familie und
Der Einfluß der Frauen auf die Gesellschaft.

Diese entthronten Gottheiten um jeden Preis zu beleben, zu erhalten und wiederherzustellen, schien ihr eine heilige Pflicht; ihre Lage betrückte sie weit weniger wegen der Entbehrungen, die sie ihr auferlegte, als weil, sie, als eine Person *ihrer Ranges*, sich gezwungen sah, sich denselben zu unterwerfen, und nur um der beeinträchtigten Ehre dieses Ranges willen litt sie. — Sie fühlte die Würde und moralische Wichtigkeit der Frauen verletzt durch die wenige Beachtung, die in jetziger Zeit einer Frau von ihrem Alter und Range gewidmet wird.

Wenn die übertriebenen Ansichten der Marquise über diese Punkte zuweilen an das Lächerliche streiften, so bewiesen sie doch ungleich öfter eine ungemaine Größe und Erhabenheit ihres Charakters, indem ihre Persönlichkeit in einem Grundsatz sich auflöste. Vergessenheit seiner selbst und Aufopferung der eigenen Persönlichkeit adelt immer, wenn auch der Geist über die Ursachen und Folgerichtigkeit sich täuschen sollte.

Für den Theil der Vorstadt Saint-Germain, welchem die Marquise und der Graf angehörten, schien der jetzige Stand der Dinge noch zu fremd, zu undenkbar, um dauernd sein zu können — und ohne sich je daran gewöhnen zu können, ertrugen sie ihn als einen Zustand der Krisis, die freilich etwas lange wahrte, aber, wie Alles, was gegen die Gesetze der Natur ist, durchaus

aufhören mußte.

Das Schicksal einiger Familien war so lange schon so innig mit dem Geschick Frankreichs verknüpft gewesen, daß es ihren Nachkommen schien, als müsse eine Trennung der gegenseitigen Interessen den Untergang beider herbeiführen.

In einem kriegerischen Staate immer zum Kampfe bereit, weihte der Adel der Vorzeit Schwert und Ergebenheit der Treue. — Später umgab er den friedlichen Thron mit der Anmuth des Geistes, dem Reize feiner Sitten und der Eleganz des Luxus, diesem glänzenden Schmucke eines müßigen und sorglosen Hofes; endlich nachdem er dem Königthume aus das Schlachtfeld und zu den Festen gefolgt war, begleitete er dasselbe sogar bis zum Schaffot, und der königliche Märtyrer erschien vor dem Könige des Himmels nicht ohne ein blutiges, aber glänzendes Gefolge, welches sein Geschick theilte, da es dasselbe nicht abzuwenden vermocht hatte.

Wie könnte dieser Adel willig anerkennen, was ihn nicht anerkennt? Einige aus dieser Gesellschaft halten es für unmöglich, daß dies Land, wo sie nichts mehr gelten, ferner bestehen könne; in ihren Augen ist daselbst Alles aufgehoben, und was ohne sie besteht, das besteht für sie wenigstens nicht mehr.

Es mußte einige Hoffnung sich mit der ihren Geist jetzt beherrschenden Idee vereinigen, um die Marquise an dem heutigen Tage ihre siebenzig Jahre, ihre Gewohnheiten, die sie sonst um diese Tageszeit an ihr Zimmer fesselten, ihre Schwäche, die ihr das Fahren unangenehm machte und die Schmerzen der Vergangenheit, die sie oft stumpf und untheilnehmend machten, vergessen zu lassen; denn seit dem Abend zuvor war sie aufgereggt, unruhig und ungeduldig und hatte den Grafen dringend gebeten, pünktlich zu sein, und nicht zu vergessen, daß sie in der Mittagsstunde ihn erwarten werde, um sich in seiner Begleitung nach der Poststraße zu begeben.

Wirklich sah man am Morgen dieses von der Marquise so ungeduldig erwarteten Tages, gegen Mittag in dem weiten Hofe eines Hotels der Straße St. Dominique einen eleganten Wagen halten; ein Mann hatte denselben, ungeachtet ein Diener ihn unterstützte, langsam verlassen; kaum hatte er indessen den Fuß auf die Erde gesetzt, als er mit ziemlicher Leichtigkeit und lächelnd um sich blickend, die Stufen der Freitreppe hinauf hüpfte; es war der Graf von Rhinville, der Freund der Marquise von Fontenoy-Mareuil.

Es war nicht leicht, auf den ersten Anblick sein Alter genau zu bestimmen, und der geübteste Beobachter würde einen Augenblick geschwankt haben, zu entscheiden, ob er einen sehr alten Mann vor sich sähe, dessen Aeußeres die angestrengteste Sorgfalt gegen die Verheerungen der Zeit geschützt hatte, oder einen jungen Mann, dessen Frische und Kraft einem stürmischen Leben unterlegen war.

Aber die Ungewißheit würde geendet haben, bevor die 33 Stufen der zu der Wohnung der Dame führenden Treppe erstiegen waren, dann, nachdem ein Blick ihn versichert hatte, daß er ohne Zeugen war, krümmte sich dieser hohe Wuchs, welchen eine elegante, fast jugendliche Kleidung begünstigte; eine Hand stützte sich auf das Geländer, die andere lag schwer auf dem Arme des Dieners, jeder Schritt geschah mit Anstrengung, die Runzeln dieses plötzlich ernst gewordenen Gesichtes schienen tiefer eingegraben zu sein unter dem leichten Anfluge eines erborgten Rothes, das nicht genügend war, sie gänzlich zu verdecken, und so war es denn nicht mehr zu bezweifeln, daß die glänzend schwarzen, sorgfältig geordneten Haare, die diesen Kopf zierten, auf einem um wenigstens dreißig Jahre jüngeren gewachsen waren.

Indeß erhob sich seine Haltung wieder und sein Schritt wurde fester; sein Mund lächelte wieder mit einem gewissen Stolze, indem der Greis, der gern einem Jüngling gleichen wollte, in

ein sehr geräumiges und sehr einfach meublirtes Vorzimmer trat, wo er sich ausruhte. —

Alsbald erhob sich die einzige in diesem Zimmer befindliche, mehr einer schlichten Bürgerfrau, als der Kammerfrau einer vornehmen Dame gleichende Person, und ohne abzuwarten, daß der Diener den Namen seines Herrn genannt hatte, öffnete sie leise eine Thür, trat ohne Geräusch in ein Schlafzimmer und indem sie sich ehrfurchtsvoll der alten Dame, die schon bemüht war, ihre Handschuhe anzuziehen, näherte, meldete sie mit leiser Stimme:

»Der Herr Graf von Rhinville.«

»Ich bin bereit, Graf,« sprach sogleich die Marquise, indem sie ihren großen Fauteuil verließ und sich rasch der Thür zuwendete. »Tausend Dank für Ihre Gefälligkeit und Pünktlichkeit,« fügte sie hinzu; dann, im Begriff das Zimmer zu verlassen, wendete sie sich noch einmal zu ihrer Kammerfrau:

»Mademoiselle Huguet, ich werbe heute erst spät Abends nach Hause kommen,« sprach sie zu dieser, mit der ihr eigenen vornehmen Anstande; die Kammerfrau verneigte sich und die Marquise verließ, ihre Fingerspitzen auf die ihr dargebotene Hand des Grafen legend, mit diesem ihre Wohnung.

Das Zimmer, welches die Marquise so eben verlassen hatte, stellte, durch seine Größe, Höhe, Verzierungen und Meubles, so ziemlich die Wohnung einer großen Dame aus früherer Zeit dar; Mademoiselle Huguet repräsentierte recht gut eine Ausgeberin und auch nöthigenfalls Gesellschafterin.

Die Manieren der Marquise hatten ganz jene imponierende Würde, welche wahre Größe und Selbstgefühl anzeigt — dies war aber auch Alles, was ihr geblieben war von ihrer früheren Wichtigkeit, ihrem Rang, dessen Macht mit ihrem Vermögen und ihren Würden in der Gesellschaft verloren gegangen war.

Die Marquise von Fontenoy-Mareuil war gänzlich verarmt; die Revolutionen hatten einer Familie, welche zu den reichsten und mächtigsten Frankreichs gehört hatte, ihre Besitzungen geraubt; die Devise ihrer Waffen erinnerte noch an ihre Rechte und bezeugte ihren Rang, welcher sie berechtigt hatte, Ansprüche auf den Thron zu machen, wenn die Großen sich einen Herrscher unter ihres Gleichen wählten.

Die Marquise war so gänzlich verarmt, daß sie nur der Freundschaft der Prinzessin von T. die beiden Zimmer, die ihre Wohnung ausmachten, verdankte — sie war also Mitbewohnerin des Hotels ihrer Freundin, die sie nicht hatte bewegen können, mehr als diese beiden Zimmer anzunehmen.

Die Prinzessin hatte sich mit Mademoiselle Huguet und einem Geschäftsträger vereinigen müssen, um der Marquise ohne ihr Wissen eine Pension zu ersetzen, die schon seit 1830 auf der Civilliste gestrichen war und ihre einzige, sehr mäßige Einnahme ausmachte.

Glücklicherweise kam die Gewohnheit der Marquise, sich nicht mit Geldsachen zu befassen, und die Sorge für die kleinen täglichen Bedürfnisse einer zuverlässigen Vertrauten zu überlassen, den Bemühungen der Freundschaft zu Hilfe. Die Marquise besaß weder Hotel noch Schloß, weder Equipage noch Dienerschaft, aber sie bewohnte ein prachtvolles Hotel, brachte den Sommer in sehr schönen Schlössern zu, fuhr aus, so oft es ihr beliebte, wurde ehrfurchtsvoll und sorgsam bedient von Mademoiselle Huguet, und die ganze Dienerschaft der Prinzessin stand zu ihrer Disposition. Indessen besaß sie nicht das Geringste und ihr Enkel, der junge Herzog Yves von Mauléon, war so eben mit der Vergeudung seines väterlichen Erbtheils fertig geworden.

So war denn von zwei Familien, deren Ursprung sich in dem Dunkel von Jahrhunderten verlor, die Provinzen besaßen, Herzogskronen getragen, und dem Königthum seine Rechte streitig gemacht hatten, Niemand übrig geblieben, als eine von den Wohlthaten einer Freundin lebende Matrone und ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, der Abends zuvor das Wenige, was er noch besaß, im Jockey-Clubb durch eine Wette über eine Parthie Billard zu Pferde verloren hatte, welche der Marquis von M. L. gewann.

Und an diesem Tage war es, wo die Marquise sich genöthigt sah, sich der Equipage eines alten Freundes zu bedienen, um sich an einen Ort, wo sie erwartet wurde, zu begeben.

Der Graf von Rhinville, seit langer Zeit mit den traurigen Gedanken der Marquise vertraut, und das Vorurtheil ahnend, welches sie beunruhigte, wünschte angelegentlich, eine peinliche, traurige Erinnerung durch eine schöne Hoffnung zu verdrängen und sagte langsam:

»Man sagt — auch — daß dieses junge Mädchen — einst vier Millionen erben wird.«

»Wenigstens!« erwiderte die Marquise lächelnd.

»Und die Heirath ist gewiß?« fragte der Graf.

»So ziemlich,« antwortete die Marquise.

»Und die Millionen wurden erworben von. . .«

Die Marquise ließ ihn seine Rede nicht vollenden und fügte hinzu:

»Eine einzige Tochter — sechzehn Jahre — die Mutter Witwe —«

»Welche wünscht, daß ihre Tochter Herzogin werde,« sagte der Graf lächelnd.

»Sehen Sie, mein Freund,« sagte mit leichter Bitterkeit die Marquise, »wenn unser Recht, unsere Tugenden und Geistesgaben uns nichts mehr helfen können, müssen wir die Fehler und Verkehrtheiten Anderer zu unserem Vortheil benutzen.«

»Und ungeachtet dessen, was man seit Jahrhunderten gesagt und gethan hat,« fuhr der Graf mit spöttischem Lächeln fort — »sind ein Titel — ein Name —«

»Reize, die den Reichthum aller Zeiten aufwiegen,« fragte die Marquise hinzu; »die bürgerliche Eitelkeit widersteht ihnen nicht, sie ist noch eben so schwach, oder wenn Sie wollen, noch eben so stark, als zu der Zeit, wo Moliere den zum Edelmann gewordenen Bürger verspottete; sie äußert sich nur jetzt anders. — O! jetzt macht man sich auf andere Weise lächerlich, was aber Niemand verhindert, auch die alten Schwächen beizubehalten.«

Beide lachten, die gute Laune war wieder hergestellt. Der Graf von Rhinville, aus langer Gewohnheit Freund der Marquise, lachte über ihre don-mots — schmeichelte ihren Hoffnungen, stimmte in alle Pläne ein, wohingegen sie seine Neigungen theilte, welche sich übrigens alle auf ihn selbst bezogen. Auf dieser gegenseitigen Nachgiebigkeit und Fügsamkeit beruhte eine innige Verbindung, die schon vierzig Jahre bestanden hatte — ohne Unruhe und ohne Empfindlichkeit, vielleicht, weil sie ohne Leidenschaft und ohne Zärtlichkeit war.

Der Graf von Rhinville war ein Egoist, der aus Liebe zur Ruhe und aus Furcht vor der Sorge, welche eine Familie veranlaßt, unverheirathet geblieben war, alle Empfindungen seines Herzens und alle Scharfe seines Geistes in der Sorge für sich selbst vereinigend. Niemand konnte dem Dasein, welches der Himmel ihm geschenkt hatte, eine größere Sorgfalt widmen, und nie hatte Gott das Geschenk seines Ebenbildes in Hände gelegt, die würdiger gewesen wären, den Werth einer solchen Gabe zu erkennen, und besorgter für ihre Erhaltung, ihr Wohlsein und ihre Sicherheit.

Alle Begebenheiten, alle Ereignisse berührten ihn nur in Bezug auf sich selbst, ein für sein

Vaterland unglücklicher Krieg würde ihn weniger betrübt haben, als ein Unfall, der seinen täglichen Spaziergang verhinderte; seine Freunde warfen ihm vor; in der Revolution von 1830 nur eine Umwälzung gesehen zu haben, die, weil die beiden äußersten Enden der Straße, in der er wohnte, verbarrikadiert waren, ihn einige Tage verhinderte, auszufahren und ihn zwang, sich einem Platzregen auszusetzen. Sie gaben ihm Schuld, daß er um nichts Theil nähme, nichts liebte, daß er in allen seinen Ansichten und Meinungen wandelbar sei, sobald sein Vortheil es erheischte — sie hatten Unrecht, — er wechselte niemals, er hatte immer denselben Hauptgedanken, immer dieselbe Theilnahme — nämlich seine ausschließliche Liebe zu dem Grafen von Rhinville.

Seine Wohnung war bequem, warm, hatte eine vorzügliche Lage, und ein Thermometer diente dazu, die Veränderungen der Atmosphäre anzuzeigen, damit dieselbe immer gleiche Wärme haben möge; dieses, wie die Sorge, daß seine Kleidung den Orten, die er besuchte, wie auch der Jahres- und Tageszeit immer genau angemessen war, gab zu hinreichenden und beständigen Geschäften Veranlassung.

Wie wäre ihm eine Minute geblieben, um sich mit Anderen beschäftigen zu können! Hatte er doch kaum Zeit, für sich selbst Alles, was er für nöthig hielt, zu besorgen. Wie aber jedes, auch noch so materielle Wesen irgend eine Art von Leidenschaft hat, so hatte der Graf von Rhinville den sehr lebhaften-Wunsch, für einen Mann von sehr hoher Geburt zu gelten. Sein etwas zweifelhafter Adel wurde in seinen Augen durch seine genaue Verbindung mit der, allen neuen Adel so sehr verachtenden Marquise außer allen Zweifel gesetzt. Die Aufmerksamkeiten, die er ihr bewies, vereinigten sich vortrefflich mit den täglichen Gewohnheiten einer verarmten Dame und sie hatte ihn bei den vornehmsten und stolzesten ihres Gleichen eingeführt.

Es bestand also eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen ihnen, — sie hatten sich über diesen Punkt niemals ausgesprochen, aber immer vortrefflich verstanden. Der Graf von Rhinville lebte in und für sich selbst, die Marquise hingegen lebte außer sich selbst, und vielleicht paßten diese, in vieler Hinsicht so ungleichen Personen eben sowohl wegen ihrer Verschiedenheit so gut zusammen, als wegen der gleichen geselligen Interessen, die sie vereinigt hatten.

Nachdem sie einige Minuten geschwiegen hatte, rief die Marquise lebhaft:

»Endlich sind wir da — und werden sie sehen!«

In demselben Augenblicke hielt der Wagen vor einem Kloster in der Poststraße.

Es ist jetzt mit den Sprachzimmern und Gittern eines Klosters, wie mit manchen Einrichtungen aus einer früheren Zeit, deren Gestalt und Name sich noch erhalten haben, während der Geist, der sie stiftete und die Resultate dieser Stiftung, nicht bis auf unsere Zeit gekommen sind.

Das Kloster hatte seine Gitter, seine Sprachzimmer, seinen Thurm, seine Clausur, aber wahrscheinlich nur zur Erinnerung, denn sie schlossen nicht gegen den Willen der hier Eingeschlossenen eine Thür, welche das Gesetz offen hielt, und hinderten auch nicht die Unterhaltung mit Fremden und den Bewohnern des Hauses.

Kaum waren die Marquise und der Graf eingetreten, als eine Nonne ihnen entgegen kam und sie bat, mit ihr in den Salon zu gehen, welcher im Innern des Klosters lag und wo die Superiorin sich in einigen Minuten einfinden wollte; man mußte über einen Hof gehen, um dahin zu gelangen und indem sie die Schwelle überschritten, kam ein alter Mann, der hier wie zu Hause zu sein schien, aus einer der kleinen Thüren, die auf den Hof führten, blich stehen, und dann sich der Marquise nahend, grüßte er sie mit größter Demuth, indem er sagte:

»Sie ist hier, Frau Marquise — ich habe sie her geführt.« Alsdann grüßte er eben so demüthig den Grafen von Rhinville; aber dieser, statt den Gruß zu erwidern, zog seine Hand, die aus Gewohnheit schon nach dem Hute gegriffen hatte, zurück und erwiderte, sich noch mehr als gewöhnlich emporrichtend, weder mit Blick noch Geberde die so demüthige und angelegentliche Begrüßung des alten Mannes. Die Marquise schien hierüber mehr verdrießlich als verwundert zu sein, und die beiden Greise wechselten einen unerklärbaren Blick, in welchem Seitens des Grafen eine grausame Verachtung, Seitens des Andern ein tiefes Gefühl schmerzlicher Ergebung lag.

Der Graf zog die Marquise, ohne ihr Zeit zu lassen, mehr als einige Worte zu erwidern, mit sich fort zum Salon, und ließ den, der sie auf diese Weise angedet hatte, allein, mitten im Hofe, wo er einige Augenblicke nachdenkend und unbeweglich stehen blieb; dann legte er langsam seine magere Hand an Stirn und Augen, als wolle er seine Gedanken sammeln, er sprach darauf mit schwacher Stimme einige unzusammenhängende Worte aus und kehrte mit langsamen Schritten und gesenktem Haupte in das Haus zurück.

Welcher Unterschied zwischen dem geputzten, lächelnden, geschmückten Grafen und dem verlassenem, traurigen und muthlosen Unbekannten. Wenige, ganz weiße Haare, eine tödtliche Blässe, ein Mund, der nicht mehr lächeln, aber Augen, die noch weinen konnten; eine Niedergeschlagenheit und Nichtbeachtung seiner selbst, welche bewies, daß er von Anderen nichts mehr erwarte; Alles an ihm zeigte von tiefer und schmerzlicher Empfindung, während die Sicherheit und Selbstzufriedenheit, die von dem Gesichte des Grafen strahlte, das gänzliche Nichtvorhandensein aller und jeder Gefühlswärme anzeigte.

Im Salon angelangt, wollte die Marquise ihre Bekanntschaft mit dem fremden Greise entschuldigen, denn sie sagte:

»Es ist ein sehr frommer Mann, der sein ganzes Leben guten Werken gewidmet hat.«

»Ein Heuchler!« erwiderte der Graf heftig.

»Er kennt — die Mutter — dieses jungen Mädchens,« fügte die Marquise leise hinzu, er ist es, der diese Heirath . . .«

Der Graf schien durch eine Bewegung andeuten zu wollen, daß diese Erklärung seine alte Freundin hinreichend gerechtfertigt habe, doch diese Bewegung verlor sich in einer des Erstaunens und der Ungeduld, indem er denselben Unbekannten einen jungen Mann anreden sah, der so eben von einer alten Nonne geleitet, über den Hof kam und dem ihn anredenden Alten freundschaftlich die Hand schüttelte; und dieser junge Mann war Niemand anders, als der junge Herzog Yves von Mauléon, der in den Salon eintrat, den Grafen begrüßte, ehrfurchtsvoll die Hand seiner Großmutter küßte und dann, ohne ein Wort zu reden, stehen blieb.

Yves von Mauléon war sechsundzwanzig Jahre alt, hatte eine sehr edle Gestalt, ein sehr schönes Gesicht, alle seine Bewegungen hatten eine Feinheit und würdevolle Anmuth, die man jetzt nur noch selten findet, und die in Folge der jetzigen politischen Verhältnisse bald ganz verschwinden wird. Seine ganze Erscheinung war von der Art, daß man seinen Rang errathen haben würde, wenn auch sein Anzug der des ärmsten Bettlers gewesen wäre; der Ausdruck seines Gesichts athmete, so zu sagen, eine Selbstachtung, welche die Ehrfurcht Anderer hervorrief. Seine schöne Stimme und reine sanfte Aussprache zeugten von edeln Gewohnheiten und einer vornehmen, sorgfältigen Erziehung, sein ganzes Wesen zeigte mit Kraft gepaarte Würde, und man fühlte sich eben so geneigt, ihn zu fürchten, als ihn zu lieben. Seine hohe schöne Stirn schien der Sitz des Verstandes zu sein, seine Augen waren blau und sanft, sein Haar

hell-kastanienbraun — zuweilen spielte ein verachtender Zug um seine Lippen, aber nichts war anmuthiger und hinreißender, als sein Lächeln, welches jedoch nur selten den Ausdruck des Stolzes — Erbtheil seiner Familie, verdrängte.

In diesem Augenblicke zeigte er sich ernst und ruhig, keine seiner Mienen verrieth irgend eine Bewegung, aber starke Seelen verbergen oft die heftigsten Empfindungen unter dem Anschein von Gleichgültigkeit.

»Nun, mein Lieber!« sagte die Marquis« nach einigen Minuten des Schweigens, mit einem neugierigen Blicke, der sein Innerstes durchdringen zu wollen schien.

»Hier bin ich, meine Mutter!« diese einzigen Worte erwiderte er langsam, mit einem sanften und trüben Lächeln; worauf er, als hätten diese Worte Alles beantwortet, auf's Neue in sein voriges Schweigen' versank.

Der Salon, in dem sie waren, hatte die ganze Tiefe des Hauses, mithin zwei Fenster und eine Thür nach dem Hofe zu, und diesen gegenüber ebenfalls zwei Fenster und eine Thür, die nach dem, Garten führte, oder vielmehr nach einem großen mit Bäumen bepflanzten und der Erholung der Pensionairinnen gewidmeten Hofe.

In diesem Augenblicke kamen die jungen Mädchen vom Mittagsessen und ihre fröhlichen Ausrufungen kündigten die Stunde der Freiheit an; die Spiele begannen, sie entschädigten sich für das Schweigen im Refectorium durch allgemeines und lebhaftes Geschwätz und Gelächter, und der junge Mann sowohl, als seine beiden ehrwürdigen Begleiter schenkten diesen Szenen, die in ihnen Erinnerungen an wohl bekannte Freuden weckten, Blicke der Theilnahme und des Wohlwollens. Aber noch hatten sie nicht dazu kommen können, einander ihre Betrachtungen mitzutheilen, als die nach dem Garten führende Thür unter lautem Gelächter heftig geöffnet wurde und in derselben ein junges schönes Mädchen erschien, mit lebhaften, von der gehabten Bewegung erhöhten Farben, schwarzem Haar und heiteren, fast noch kindlichen Gesichtszügen, während ihre Gestalt die einer völlig erwachsenen Jungfrau war. Sie zog unter fortwährendem lautem Lachen ein zweites, zartes, blondes, furchtsames und bleiches Wesen nach sich, die ungerne dem Willen ihrer lebhaften und unbesonnenen Gefährtin sich zu fügen schien.

»Nun!« rief die Erste, »meine Wette ist gewonnen!« und erröthend bis unter die Locken und über ihre Dreistigkeit zitternd, drehte sie sich lebhaft, um in den Garten zu fliehen, als ein Schrei der Ueberraschung und des Schreckens zu gleicher Zeit den Lippen des blassen jungen Mädchens und denen des jungen Mauléon entfuhr.

»Was ist Dir denn, Elénore?« rief die dreiste Brünette; und indem sie die schüchterne, unbeweglich dastehende Freundin in ihre Arme nahm, trug sie dieselbe mitten in eine Gruppe von Pensionairinnen zurück, deren etwa dreißig erschreckt und aufmerksam in der Nähe der Thür stehen geblieben waren, die eine von ihnen hinter den beiden Wettläuferinnen geschlossen hatte.

Dieses Alles war so schnell, so unerwartet geschehen, daß die Ueberraschung dem jungen Manne den Ausruf entrissen hatte; die Anderen, zu beschäftigt mit dem, was sie sahen, hatten denselben nicht einmal vernommen und konnten ihn folglich nicht um die Veranlassung und Bedeutung desselben befragen.

»Das sind sehr lärmende und unbesonnene Mädchen,« bemerkte die Marquise.

»Ja — aber schön sind sie — alle Beide,««widerte der Graf.

Niemals übten Nebenumstände Einfluß auf sein Urtheil aus — er sah die Sachen immer genau

so, wie sie waren, und fügte daher hinzu: »Die Brünette scheint mir von einer bewunderungswürdigen Schönheit und ich erinnere mich kaum, so frische, rosige Wangen bei einer Haut von so reinem Weiß gesehen zu haben, und welche Heiterkeit und Lebhaftigkeit in diesen strahlenden Augen!«

»Ei!« entgegnete die Marquise lachend, »erinnere ich mich doch kaum, Sie, mein lieber Graf, so entschieden einen Gegenstand bewundern gesehen zu haben; mir hingegen gefällt die Blondine besser: sie ist furchtsam und schüchtern, und wurde wider ihren Willen von der Andern mit fortgerissen; übrigens hat sie die zarten und feinen Formen und den Anstand der höheren Stände. — Was sagt Yves dazu? er muß über solche Sachen besser urtheilen können als wir, mein alter Freund.«

Das Gesicht des jungen Mannes war vollkommen kalt und ruhig, obgleich ein wenig bleicher als vor dem Eintritt des jungen Mädchens.

Aber er behielt keine Zeit zu antworten, denn die Priorin des Klosters trat ein und sagte:

»Verzeihen Sie, Frau Marquise, daß ich nicht hier war, um die Ehre zu haben, Sie bei Ihrem Eintritt zu empfangen; verzeihen Sie auch die Unschicklichkeit zweier Pensionairinnen, die Sie gestört und sich auf die lächerlichste Weise hier eingeführt haben; ich habe sie aus einem Fenster des oberen Stockwerkes, wo ich durch den Besuch einer unserer Schülerinnen, welche wiederzusehen ich sehr erfreut war, zurückgehalten wurde, gesehen und fürchte, daß diese beiden jungen Mädchen in Ihnen eine sehr unvorteilhafte Vorstellung von der Erziehung, die man in diesem Hause erhält, erweckt haben werden — doch bin ich es der Wahrheit schuldig, dieses Vorurtheil zu widerlegen. Nur eine von diesen beiden jungen Damen ist bei uns erzogen worden und auch diese — Fräulein Elénore hat schon seit drei Monaten uns verlassen.«

Bei dem Namen Elénore machte Yves eine leichte Bewegung und horchte mit erhöhter Aufmerksamkeit der Erzählung der Priorin.

»Ihre Erziehung war vollendet, und sie verließ, siebzehn Jahre alt, unser Haus, in welches sie erst vor einigen Wochen zum Besuch zurückkehrte; übrigens Werden Sie, meine Herrschaften, bemerkt haben, daß sie wider ihren Willen zu dieser Unbesonnenheit gezwungen wurde. Wir Alle lieben dieses sehr sanfte, junge Mädchen und haben uns Alle gefreut, und sie mit offenen Armen empfangen, als sie für einige Zeit um ein Zimmer in unserem Hause bat. Ihr etwas trauriger, aber sehr friedlicher Charakter hat wenig Ähnlichkeit mit der lärmenden Fröhlichkeit der Andern — aber die Andere. . .«

Die Marquise, wahrscheinlich fürchtend, daß die Wichtigkeit und Umständlichkeit, mit der man in der Zurückgezogenheit auch die unbedeutendsten Begebenheiten behandelt, die Erzählung der Priorin zur Unendlichkeit ausdehnen würde — unterbrach sie — sagend:

»O Madame! wer würde nicht mit Nachsicht solche unschuldige, jugendliche Unbesonnenheiten beurtheilen? Bitte! reden wir nicht mehr davon!«

»Die Andere,« wiederholte die Priorin, als habe sie die Marquise nicht verstanden, »ist — nicht unser« Schülerin — sie ist erst vor drei Monaten zu uns gekommen.«

Eine Bewegung der Marquise schien sagen zu sollen: Genug hiervon! —

Indessen die Priorin fuhr nach einem verlegenen Schweigen fort: »Dennoch muß ich Ihnen, Madame, sagen, die Andere ist — Fräulein . . .«

Die Priorin hielt inne, als wagte sie nicht den Namen des jungen Mädchens auszusprechen. Die Marquise zeigte sehr deutlich Neugierde, und der seit einigen Minuten zerstreut gewesene

junge Mann hörte von Neuem mit Aufmerksamkeit und Bangigkeit zu.

»Kurz,« fuhr die Priorin lächelnd fort, »dieses junge Fräulein ist weder in *unserm* Hause, noch in irgend einem andern erzogen worden, sie hat gar keine Erziehung erhalten — sie ist wirklich beinahe eine junge Wilde.«

»Wie so?« sagte die Marquise mit zunehmender Theilnahme.

»Ja, ich halte es für meine Pflicht,« fuhr die Priorin ernst und mit fast strengem Tone fort, »Ihnen ganz die Wahrheit zu sagen. Auf dem Lande allein herangewachsen, erhielt sie weder gute, noch böse Eindrücke — sie ist eine schöne, aber unausgebildete Natur. Es würde zu weitläufig sein, Ihnen, Frau Marquise, zu erzählen, durch welche wenig vernünftigen Gründe ihre Mutter diese sonderbare Erziehung zu rechtfertigen sucht; aber vor drei Monaten wurde dieses junge Mädchen uns zugeführt, um hier zum heiligen Abendmahle vorbereitet zu werden; sie war in Beziehung auf diesen wichtigen Schritt, dem unmittelbar ihre Verheirathung folgen soll, gänzlich vernachlässigt. Wir zögerten, diesen wichtigen, und bedenklichen Auftrag zu übernehmen, und ohne die inständigen, Bitten eines sehr rechtschaffenen, frommen Mannes, Der jeden seiner Lebestage mit guten Werken bezeichnete, würden wir diese Pensionairin, die übrigens in ihrem Zimmer bleiben und nicht mit unsern andern Schülerinnen verkehren sollte, zurückgewiesen haben.

»Aber von dem zweiten Tage ihres Hierseins an, war sie nicht zu verhindern, sich während der Erholungsstunden mit ihnen zu vereinigen.

»Die Kinder versuchten ihre Kräfte in den gymnastischen Uebungen, die jetzt in allen Erziehungsanstalten eingeführt sind; die Neuangekommene, allein mit ihrer Mutter, die sie zu besuchen gekommen war, beobachtete sie lange mit einem verächtlichen und spöttischen Blicke, darauf flog sie, ohne ein Wort zu sagen, mitten unter sie, theilte mit immer wachsendem Eifer ihre Uebungen und übertraf sie alle in einem so hohen Grade von Kraft und Gewandtheit, daß sie einstimmig den Beifall und die Bewunderung aller erstaunten jungen Pensionärinnen erhielt.

»Sie erhöhte das allgemeine Vergnügen, erfand neue Spiele, neue Uebungen und ihre Heiterkeit theilte sich so sehr Allen mit, daß sie Lehrerinnen und Schülerinnen ohne Ausnahme entzückte. Unterdessen erbat und erhielt ihre Mutter für sie Erlaubniß, an den Spielen, wie an dem Unterrichte, so oft sie es wünschte, Theil nehmen zu dürfen, und ich, Frau Marquise, ich widersetzte mich diesem Wunsche nicht, denn ich hatte erkannt, daß diesem ungestümen, sonderbaren Kinde alles Böse gänzlich fremd war, daß ihre Sitten mehr ungewöhnlich, als gemein waren und ihr Charakter zwar anscheinend heftig, aber dennoch gut und sanft ist. Die Sorgfalt, die ihre erste Abendmahlsfeier, welche sie vor vierzehn Tagen begangen hat, veranlaßte, raubte überdem so viel Zeit, daß wir uns außerdem wenig mit ihrer Ausbildung beschäftigen konnten, die noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Bei ihrer Jugend, denn sie ist kaum sechzehn Jahre alt, obgleich man sie ihrer Erscheinung nach für älter halten möchte, würde das Versäumte wohl nachzuholen sein; — aber — es scheint — daß sie — uns verlassen wird —«

Bei diesen --Worten warf die Priorin einen Blick auf den jungen Mann, der in tiefe Träumereien versunken blieb. »Und ich habe geglaubt, Madame,« fügte sie hinzu, »daß ich es Ihnen und der Ehre Ihres Hauses schuldig sei, Ihnen mitzutheilen, was ich so eben die Ehre hatte, Ihnen zu sagen. Die hier erzogenen jungen Damen gleichen in keiner Hinsicht der, die Sie jetzt gleich wiedersehen werden, weshalb ich vorher Mit Ihnen zu reden wünschte. . . Jetzt, nachdem Sie Diejenige, um welcher willen Sie hierher gekommen sind, so heftig gesehen haben, erlauben

Sie mir, Sie um Nachsicht für dieselbe zu bitten und lassen Sie mich selbst zu Gabriele Rémond gehen, um sie vorzubereiten und zu Ihnen zu führen. Ihre Mutter ist zu dieser feierlichen Zusammenkunft hierher gekommen und erwartet dieselbe mit Ungeduld.«

Ein seines Lächeln begleitete diese Worte, mit denen die Priorin das Zimmer verließ.

Der junge Mann, der, während die Priorin sprach, immer bleicher werdend, unbeweglich stehen geblieben war, ging, sobald dieselbe das Zimmer verlassen hatte, langsam nach der zum Hofe führenden Thür, legte die Hand auf den Griff derselben und sagte:

»Leben Sie wohl, meine Mutter!«

»Ist es möglich!« rief die Marquise, schnell zu ihm eilend; »was ist Dir?«

Er blieb einige Augenblicke ungewiß, eine leichte Unzufriedenheit zeigte sich in seinen Mienen; er schien einen geheimen Gedanken aussprechen zu wollen, aber die Folgen eines Geständnisses zu fürchten.

»Rede doch!« sagte seine Großmutter.

Nach einigem Zögern und mit veränderter Miene sagte er sanft und gleichgültig: »Diese Klosterfrau, meine Mutter, hat ganz gewiß einen Theil des Bösen verschwiegen und das Gute übertrieben, um alle Verantwortlichkeit von sich, abzuwälzen. — Dennoch hat sie Ihnen zu verstehen gegeben, daß diese Heirath lächerlich ist und ich — ich will nicht — ich will nicht etwas thun, was lächerlich ist!«

»O Himmel!« sagte die Marquis», ergriffen und entmuthigt auf ihren Stuhl zurücksinkend; »Du willst nicht?«

»Es ist ein sehr schönes Mädchen! — bewunderungswürdig, schön,« sagte der Graf von Rhinville, bemüht, dem jungen Manne Ideen zu erwecken, die auf einen Mann, von seinem Alter Einfluß haben mußten.

Die Marquise war ganz vernichtet und in schmerzliches Erstaunen aufgelöst; ihr Gesicht war sich nicht mehr ähnlich, ihre Hände zitterten, ihre Gestalt sank zusammen . . . ihr Gedanke bei Tage, ihr Traum bei Nacht — die leidenschaftlich genährte einzige Hoffnung ihres Lebens wurde durch die Worte ihres Enkels mit Vernichtung bedroht.

»Mein Freund!« rief sie, sich zum Grafen wendend, »verstehen Sie, was er sagt? — es ist nicht möglich! — Du willst nicht, mein Sohn? — Du willst nicht? — Wer würde ehemals das zu sagen gewagt haben? Wer würde gewagt haben, sich dem, was das Wohl der Familie erheischte, zu widersetzen?

»O mein Gott! welche Zeit habe ich erleben müssen! denn in meiner Kindheit war gehorchen eine Verpflichtung, welcher die Jugend nie sich zu entziehen wagte; und während ich alt geworden hin, haben die Sitten sich so geändert, daß die Kinder den Gehorsam gegen ihre Eltern kaum noch kennen! Und dennoch, mein Sohn! wünsche ich für mich etwas? Störte, hinderte ich jemals Deine Freuden? War ich es nicht, die Deine Thorheiten entschuldigte. Deine Fehler beschönigte, die es unbemerkt zu machen suchte, wenn Du die Gesellschaft deiner Großmutter und die edlen Häuser, die Dir offen standen, flohest, um am Ende von Paris Freunde aufzusuchen und gefährliche Verbindungen zu unterhalten, die Deinem Stande wenig angemessen sind? - Und soll ich jetzt Dich, Deinen berühmten Namen in Elend und Schande — versenken sehen?«

Hören Sie auf, meine Mutter!« rief Yves lebhaft, »selbst Sie dürfen solche Worte nicht in meiner Gegenwart aussprechen, ich ertrage es nicht.«

Die ganze nicht achtende und leidenschaftliche Hoheit des Ausdrucks zeigte sich bei diesen

Worten auf dem Gesichte des jungen Mannes.

Nachdem Alle einige Minuten geschwiegen hatten, sagte er, wieder sanft und ruhig: »Wenn ich thue, was Sie wünschen, habe ich nichts von der Zukunft zu erwarten.« - Dann nahm er einen Stuhl, setzte sich und sagte mit festem Tone: »Ich bleibe.«

Unter den wohlwollenden Gewohnheiten, die vorzugsweise der seinen Gesellschaft eigen sind, ist auch das Bestreben, den Frieden um sich her zu erhalten, um denselben selbst zu genießen; — so suchte auch der Graf von Rhinville die Unterhaltung jetzt so zu leiten, daß sie die schmerzlichen Eindrücke, welche das Gemüth des jungen Mannes erlitten hatte, verwischen möge.

»Es ist jetzt in Frankreich nichts mehr lächerlich, als die Armuth,« sagte er. »Hörten Sie in den Zirkeln, wo Sie lebten, Herr von Mauléon, nicht, wenn man sich nach Jemand erkundigt«, immer zuerst die Frage:

»Was hat er?«

»In den Zirkeln, wo mein Enkel hätte leben müssen,« sagte die Marquise, bedurfte es, um Jemand aufzunehmen, nur einer befriedigenden Antwort der Frage:

»Wer ist er?«

»Es gibt vielleicht auch Zirkel,« sagte der junge Mann mit nachdenkender Miene, langsam, wie zu sich selbst, »wo, ehe man einen Unbekannten aufnimmt, man erst fragt:

Was hat er gethan? wo man nach dem Verdienst classificirt wird, wo das Talent den Vorrang hat. Diese Gesellschaft, wenn sie besteht, ist die einzige, wo das Leben einigen Werth haben kann, wo ohne Zweifel das Glück gefunden wird, welches weder durch Eitelkeiten noch durch Lustbarkeiten zu erringen ist!«

Der junge Mann sagt, diese Worte mit einer gewissen Traurigkeit, zum größtem Erstaunen der beiden Andern, die bedenkend, wie er sein Geld und seine Zeit bis dahin angewendet hatte, sich eines Lächelns nicht enthalten konnten.

Yves machte es eben so, und heftig aufspringend, nachlässig gähnend und ein kindisches, leichtfertiges Wesen annehmend, sagte er: — »Wo habe ich auch nur meinen Verstand diesen Morgen? — Ich bin zu früh aufgestanden, das macht krank — versenkt in sonderbare Betrachtungen! Nachdenken ist ein widernatürlicher Zustand und Grübeln eine Krankheit.«

Dann fügte er mit immer zunehmender Heiterkeit, die der Marquise eben so sonderbar, als die vorhergegangene Traurigkeit, vorkam, hinzu:

»Die ernsthaften Gedanken sind gut für die Thoren — sich amüsiren — das ist Alles und Nichts in der ganzen Welt, kann für eine Stunde Langweile entschädigen.«

Der Graf bemerkte verwundert die Bewegung und da« Unzusammenhängende in den Reden des Herrn von Mauléon, der gewöhnlich, ungeachtet seiner thörigten Handlungsweise, in allen seinen Gesprächen und Manieren viel Ruhe und Würde an den Tag legte; und nicht wissend, was er dem so überreizten jungen Manne antworten sollte, schwieg er lieber ganz.

Die Marquise, eine neue Caprice ihres Enkels fürchtend, beobachtete ebenfalls ein ungeduldiges und angstvolles Schweigen.

Yves versuchte noch einige scherzhafte Redensarten, aber die Worte fehlten ihm, und wohl bemerkend, daß seine künstliche Lustigkeit ihren Zweck gänzlich verfehlte, versank er wieder in tiefe Träumereien.

So schwiegen sie denn alle Drei, aber in den Zügen des jungen Mannes sprach sich, Spott und

Verachtung aus, als wollte er sich an dem Gesckicke rächen, oder es herausfordern, indem er dem beschiedenen Loose nur noch Verachtung entgegensetzte, obgleich dasselbe tiefe und lebhaftc Bewegung in seiner Seele zu wecken schien.

Zweites Kapitel

Eine reich gewordene Frau aus dem Volke.

»Nun, was ist Dir denn, Gabriele? Du bist roth wie eine Kirsche und zitterst wie Espenlaub,« sagte Madame Rémond zu ihrer Tochter etwas rauh, aber voll Liebe und Herzlichkeit. Das junge Mädchen konnte, außer Athem und zugleich lachend und weinend, nur einzelne Sylben stammeln, statt zu antworten.

»Wenn Du wüßtest. . . Mütterchen . . . ich habe eine Wette gewonnen . . . aber ich bin recht erschrocken, als ich in den Salon kam, und die gute Elénore, die ich mit fortgerissen hatte, ihr wurde unwohl! . . . Du ließest mich rufen und sie ist noch ohne Bewußtsein! Sie leidet an solchen Anfällen, das ist wahr. . . aber dies Mal bin ich vielleicht daran Schuld! Ich bin trostlos.« Und nachdem sie diese Worte gesagt hatte, lachte das junge Mädchen unwillkürlich.

»Warum gingst Du in den Salon — und weshalb fürchtest Du Dich?^ fragt, Madame Rémond, während sie Haar und Halstuch des wilden Mädchens in Ordnung brachte, wobei sie jedoch mit Entzücken die Jugendfrische ihres schönen Kindes betrachtete.

»Ist schon jemand Fremdes da?« fragte sie.

»Ja, . . . eine Dame und zwei Herren, glaube ich; aber ich habe nicht Zeit gehabt, sie genau zu betrachten,« erwiderte Gabriele, noch ganz erhitzt.

„Sie werden es wahrscheinlich sein,« sagte Madame Rémond mit einem so bemerkbaren ungewöhnlichen, etwas listigen Ausdrücke, daß ihre Tochter sie neugierig ansah.

»Sei nur nicht gleich so furchtsam,« fuhr die Mutter fort; »Du brauchst Dich vor Niemand zu fürchten. . . Niemand hat Dir Etwas zu befehlen; und wer hat Dir denn auch jemals Etwas gesagt, oder Etwas abgeschlagen? Wer hat Dich jemals gezwungen, Etwas zu lernen?

Das junge Mädchen sah die Mutter, ohne sie zu unterbrechen, aufmerksam an. Diese fuhr also fort, wobei sie sich zwar immer mehr ereiferte, aber doch immer, so laut sie ihre Stimme auch erhob, ihren guten und zärtlichen Ton beibehielt:

»Hast Du je arbeiten müssen? Gott sei Dank, Du, mein liebes Kind, kannst, wenn Du willst, den ganzen Tag die Hände in den Schooß legen.«

Gabriele, immer erstaunter, suchte zu errathen, wo das hinaus sollte.

»Und erröthe und zittre nur nicht, wie eine arme Näherin, die einer vornehmen Dame ihre Arbeit bringt; dazu hast Du keine Veranlassung! Wenn ich in vornehmer Gesellschaft etwas verlegen wäre, so wäre es kein Wunder . . . ich wurde ja erzogen, (unter uns gesagt, denn Niemand ahnet es), ich wurde erzogen in einem Laden, wo kaum vier Mal jährlich ein Sonnenstrahl eindrang und wo niemals feine Manieren gesehen wurden; wenn ich also verlegen wäre, das wäre natürlich, und dennoch bin ich es nicht; ich habe die Sicherheit einer Herzogin und betrage mich gegen diese Herrschaften so, daß sie mich für ihres Gleichen halten müssen.«

Gabriele hörte aufmerksam zu, ohne die Mutter zu begreifen; diese fuhr fort:

»Es ist nicht um meinetwillen, aber sieh, Kind, die Menschen sind wunderlich; in den Augen der Welt ist es ehrenvoller, wenn man immer nur Geld verthan zu haben scheint, als wenn man sich merken läßt, daß man es sich hat sauer werden lassen, um welches zu gewinnen; und je

weniger Du thust und je weniger Du nütze, je mehr giltst Du in der Welt. . . Auch lasse ich sie Alles glauben, was sie wollen . . . und übrigens, was Dich betrifft, ist es ja wahr . . . niemals in Deinem Leben bist Du in einen Laden eingetreten, als um Einkäufe zu machen . . . und jetzt, wo Du bald sechzehn Jahre alt sein wirst, sollst Du eine schöne vornehme Dame werden . . . Das wars, was ich Dir eben sagen wollte; ich will Dich verheirathen!«

»Ah! sagte das junge Mädchen, ohne daß es schien, als erwecke Das, was ihre Mutter ihr so eben gesagt hatte, irgend eine frohe oder traurige Vorstellung bei ihr, und als habe das Wort »Heirath« gar keine Bedeutung für sie.«

»Ich habe die beste Wahl für Dich getroffen,« fuhr Madame Rémond fort.

»Wie gut Du bist!« sagte Gabriele, ihre frischen Wangen an die Mutter schmiegend, um ihr durch einen Kuß zu Danken, wie sie gewöhnlich that, wenn sie irgend ein neues Putzstück oder Geschmeide bekam.

»Ja, gut bin ich, wenn auch ein wenig heftig; das kommt aber daher, daß nicht wie eine Prinzessin erzogen worden bin . . . Mein Vater war ein Handwerker . . . ein Schlosser, der durch Fleiß, Einsicht und Rechtlichkeit sein Glück gemacht hat . . . aber bei uns mußte auch jeder arbeiten; so ist das Geld ins Haus gekommen. Zuletzt hatte mein Vater eine Menge Eisenhämmer und Schmiedewerkstätten, die ihm unermessliches Geld einbrachten, und einen so vorzüglichen Ruf, daß der reiche Eisenhändler Rémond mich zur Frau begehrte. Auch er war durch Arbeit reich geworden und hatte die Gewohnheiten eines Handwerkers beibehalten, aber ein braver Mann war er, der Niemand auch nur um einen Sou hätte betrügen mögen; und das hat Gott gesegnet. Alles gelang ihm! »Frau,« sagte er zuweilen zu mir, »ich glaube, wir werden noch Millionairs!« und dann lachte er, daß es eine Lust war, es zu sehen, und arbeiten darum nicht weniger; ja so arbeitete er, daß ihn eines Tages eine Brustentzündung befiel, an der er starb, der arme Mann.«

Die Frau Witwe Rémond nahm hierbei eine ernste Miene an, deren trauriger Widerschein das lachende Gesicht Gabrielens verdüsterte.

Aber plötzlich und ohne Uebergang, wahrscheinlich weil sie dem Schmerze dieser schon alten Erinnerung nun ihr Recht angethan hatte, sagte die betrübte Witwe lachend: »Und ich war Witwe mit mehreren Millionen und einer einzigen Tochter, meiner lieben Gabriele, um derentwillen ich mich nicht wieder habe verheirathen wollen, wofür ihr Glück mich hoffentlich entschädigen wird.«

Und die Mutter nahm den niedlichen Kopf ihres schönen Kindes zwischen ihre beiden Hände, und küsste ihre reine, weiße Stirn mit lebhafter, kräftiger Zärtlichkeit.

Madame Rémond war groß und in Folge ihrer in großer Thätigkeit verlebten Jugend beinahe männlich kräftig, doch gab eine bedeutsame Corpulenz ihr ungeachtet ihrer fünfzig Jahre ein fast jugendlich frisches Ansehen. Sie hatte sich zu dieser ersten Zusammenkunft mit einem goldfarbenen und mit Blumen von allen Farben durchwirkten Kleide von prachtvollem Lyoner Stoffe geschmückt, und also um den Wohlstands der ihr das Kostbarste zu tragen erlaubte, zu zeigen, ein Staatskleid für Winterabende zu einem Sommer-Negligee gemacht. Ein unermesslicher Cashemir-Shawl breitete über ihre Schultern die Schönheit und Pracht der köstlichsten Gewebes, Die, welche ihn an einem der heißesten Sommertage trug, fast erstickend. Ein von unzähligen weißen Federn beschatteter Rosahhut umschloß ein Gesicht, dessen lebhaftes Farben ins Carmolsin überzugehen anfangen, und eine Menge schlecht geordneter schwarzer Locken wetteiferten mit Goldkette, Armbändern, Schmucknadeln, Broche, Ohrgehängen und

Ringen, welches Alles vom höchsten Werth und enormer Größe war, um den Putz dieser sonderbaren Erscheinung zu vervollständigen. Madame Rémond hatte an ihrer einzigen Person so viel Schmuck zusammengehäuft, daß alle Bräute des zwölften Stadtviertels daran genug gehabt haben würden.

Der schnelle Wechsel des Glückes hatte eine unbegreifliche Verwirrung in ihrem von Natur klugen und vernünftigen Geiste hervorgebracht. Arbeit und eine kleinliche Sparsamkeit hatten vierzig Jahre ihres Lebens ausgefüllt; plötzlich im Alleinbesitze eines unermeßlichen Vermögens, hielt sie es für das höchste Glück, recht viel Geld auszugeben und beständig müßig sein zu können; aber seit den zehn Jahren, daß sie Wittve und reich war, langweilte der Müßiggang sie, und sie gab nie Geld aus, ohne sich Vorwürfe darüber zu machen.

Ihr ganzes Leben war ein Gemisch von kleinlicher Knickerei und übel angebrachter Verschwendung, von Eitelkeit, welche ihren Wohlstand zu zeigen bemüht war, und von Furcht, um die geringste Summe betrogen zu werden.

Ohne richtig beurtheilen zu können, was ihrer Bildung eigentlich fehle, fühlte Madame Rémond, daß ihr vergangenes Leben sie unfähig mache, und wünschte deshalb ihrer Tochter in Verhältnisse zu versetzen, denen die angestrengte Arbeit, der sie sich hatte unterziehen müssen, so fremd und fern als möglich war.

Vor seinem Tode hatte ihr Mann ein dreißig Meilen von Paris gelegenes altes Schloß mit bedeutenden Forsten und Ländereien gekauft. Dorthin brachte Madame Rémond ihre damals noch ganz kleine Tochter mit einer alten Erzieherin, welche gebeten wurde, sie nur lesen und schreiben zu lehren, und diese hütete sich wohl, ein Meheres zu thun.

Madame Rémond brachte einen Theil des Sommers auf diesem Gute zu, wo sie sich hauptsächlich mit der Bestellung eines großen Küchengartens und der Aufsicht über einen beträchtlichen Hühnerhof beschäftigte und ihrer Tochter die Anwendung, ihrer Zeit allein überließ, ohne sich auch nur Ein Mal zu erkundigen, wie sie dieselbe ausfüllte, überzeugt, daß sie ihr Kind ganz wie das einer großen Dame erzöge, wenn sie es von aller Arbeit und allem Widerspruch befreite. Was die Gegenstände betraf, die im Bereiche von Madame Rémonds Beurtheilungskraft lagen, so war ihre Beurtheilung derselben einfach, aber wahr, und voll Vernunft und Billigkeit; aber die Ansichten, die sie sich über die Verhältnisse der großen Welt gebildet hatte, entbehrten gänzlich des gesunden Menschenverstandes.

Die Leute aus den unteren Klassen glauben von den Verhältnissen der großen Welt lieber das Tollste und Ungereimteste, als daß sie die Einfachheit und Wahrheit derselben begreifen; über einige Punkte halte ihr natürlicher Verstand Madame Rémond durchaus nicht aufzuklären vermocht, und in der Ungewißheit, wie sie dieselbe erziehen müsse, hatte sie ihre Tochter einer gänzlichen Unwissenheit überlassen. Das Kind hatte, keinen Begriff von der Welt; die Gesellschaft und die Sitten, sowie die Gebräuche unserer Zeit, waren ihr durchaus unbekannt.

Während Gabriele so, sich selbst überlassen, heranwuchs, hielt ihre Mutter sich oft längere Zeit in Paris auf, wo sie am äußersten Ende der Straße Vivienne, da, wo sie an die Boulevards stößt, die erste Etage eines großen Hauses bewohnte, welches sie selbst hatte bauen lassen. Die Emporkömmlinge lieben besonders neue Straßen und neue Häuser; der Lärm der Boulevards, die Menschenmenge und deren außerordentliches Geräusch gefallen ihnen, und Madame Rémond fühlte sich sehr glücklich mitten in dem Gewühle von Handel treibenden Menschen, wo sie sich dem behaglichen Gefühle überließ, daß sie errungen hatte und besaß, was diese noch so eifrig erstrebten. Sie hatte sich mehrmals Wagen und Pferde angeschafft, aber aus einer ihr zur andern

Natur gewordenen Gewohnheit machte sie alle Geschäftswege zu Fuß ab und glaubte sich der Equipage nur zu Spazierfahrten bedienen zu dürfen; Spazierfahren langweilte aber Madame Rémond im höchsten Grade. Mit einigen alten Bekanntinnen zu plaudern, war ihr größtes Vergnügen; diese Bekanntinnen würden aber durch diese Equipage ihrer Freundin, die sie sich nicht anschaffen konnten, gedemüthigt sein, oder darüber gespottet haben. Madame Rémond ging also zu ihnen zu Fuße, und da sie immer noch die Sparsamkeit ihrer Kindheit und Jugend nicht abgelegt hatte, so verkaufte sie lieber die Pferde, die sie erhalten mußte, ohne Nutzen von denselben zu haben, bis ihre Eitelkeit sie einmal wieder bewog, Pferde anzuschaffen, indem sie sich überzeugte, daß es sich für eine Frau von ihrem Vermögen nicht schicke, ohne Equipage zu sein. Eben so war es mit ihrer Dienerschaft; bald vermochte ihre Eitelkeit sie, deren eine zahlreiche Menge anzuschaffen; dann wieder ärgerte sie sich über diese überflüssige Ausgabe, schickte alle ihre Leute fort und begnügte sich mit einer einzigen Frau, der sie selbst half, bei den häuslichen Verrichtungen und bei der Erhaltung und Reinigung eines weitläufigen Quartiers, in welchem sie eine Menge der kostbarsten Meublen angehäuft hatte.

So lebte die Marquise von Fontenoy-Mareuil, alles und jedes Vermögens entblößt, nach ihren alten. Gewohnheiten und Verhältnissen noch immer wie eine reiche Frau, und Madame Rémond, die vier Millionen besaß, quälte sich mit den gemeinsten Arbeiten und befließigte sich der ängstlichen Sparsamkeit, zu der die Armuth zwingt.

Aber in diesem Augenblicke glänzte das Gesicht der Madame Rémond von mütterlicher Zärtlichkeit und Stolz auf ihren Reichthum, indem sie zu ihrer Tochter sagte:

»Jetzt also, Gabriele, werde ich Dir einen sehr großen Theil meines Vermögens geben.«

»Mir!« sagte da« junge Mädchen, »und wozu das? Habe ich denn irgend Etwas nöthig?«

»Es ist wegen Deines Mannes und für ihn,« antwortete Madame Rémond.

»Ach ja! ein Mann.« sagte Gabriele, lachend wie ein Kind. »Ich werde also einen Mann haben! Aber warum ihm Dein Geld geben, Mütterchen? Behalte es für Dich! . . . Er wird mich schon ohne das heirathen.«

»Glaubst Du?« sagte die Mutter mit zweifelndem Lächeln.

»Er wird arbeiten,« erwiderte das junge Mädchen, ohne jedoch an Dem, was sie sagte, großen Antheil zu zeigen.

»Er!« rief Madame Nemonnd überrascht.

»Er ist ein herzensguter Mensch, klug und verständig,« fügte Gabriele hinzu.

»Und woher kennst Du ihn denn?« fragte die Mutter mit zunehmendem Erstaunen.

»Woher ich meinen Vetter Georg kenne?« erwiderte Gabriele lachend, »ich kenne ja nur ihn!«

»Georg? Deinen Vetter Georg Nemonnd!« rief die Mutter mit Schrecken und Bestürzung. »Du glaubst, daß ich, Deine Mutter, ich, die ich Geld habe, so viel Geld, daß dieses Zimmer es nicht faßt, Dich eine solche Heirath schließen lassen würde! Eine solche Mißheirat! Deinen Vetter heirathen! Du! einen Bürgerlichen, der weder Geld noch Titel hat! Ich hätte vierzig Jahre lang gesammelt und mir Alles versagt; mein Vater, mein Mann und Ich, wir hatten unser ganzes Leben lang gearbeitet, damit unser einziges Kind, unser Aller Erbin, kurzweg Madame Rémond hieße? . . . Das wäre hübsch! Ein schöner Einfall! Vier Millionen, um Madame Rémond zu sein! Bist Du denn toll?«

»Aber es ist ja der Name meines Vaters und der Deinige,« sagte die überraschte Gabriele sanft.

»Dein Vater war ein braver Mann, der sich gut auf Geschäfte verstand; ich schmähe ihn nicht,« erwiderte die Mutter, durch den Vorwurf der Tochter etwas beschämt; »Georg ist auch ein braver Junge, aber er wird kein Glück machen. Er ist Schriftsteller, er soll Genie haben; aber was ist er? Was hat er für eine Stellung in der Welt? Wenn seine Mutter ihm nicht ein kleines Haus hinterlassen hätte, welches ihm etwa tausend Livres jährliche Renten einbringt, so könnte er Hungers sterben, wie die Dichter gewöhnlich.«

Dann nahm sie eine ernste Miene an und setzte hinzu:

»Aber davon ist nicht die Rede, Gabriele; es fragt sich, was Du sagen wolltest, und ob Du Neigung hast. . . für. . .«

»Für Niemand,« sagte das junge Mädchen aufstehend und mit gleichen Füßen in die Mitte des Zimmers springend, mit einer Leichtigkeit und einer Unbefangenheit, die die Wahrheit ihrer Worte bestätigte; »ich nannte meinen Netter, weil nie jemand Anderes hierher gekommen ist seit den drei Monaten, die ich hier bin, und weil er mehrmals, wenn er mich ansah, wiederholte: »Ihr Mann wird sehr glücklich sein, meine Cousine!«

»Ach! das hat er gesagt?«

»Aber mir,« fuhr Gabriele hüpfend fort, »mir ist das sehr gleichgültig! Er oder ein Anderer, ein Anderer oder er! . . .« Und sich ihrer Mutter nähernd und dieselbe umarmend, sagte sie: »Was Du willst, Mütterchen, ich thue es immer! Du bist eine gute Mutter; Du sollst auch von mir sagen können: Du bist eine gute Tochter.«

Dann fing sie wieder an zu tanzen, als ob die Heirath, von der die Rede war, nicht nur keinen ernstesten Gedanken in ihr erweckte, sondern ihr auch nicht einmal die leiseste Bewegung von Antheil oder Neugierde einflößte, und Madame Rémond überließ das sorglose Kind ihren Launen, die sie immer ungehindert hatte befriedigen können.

»Höre doch wenigstens,« sagte sie endlich, »Du wirst eine Herzogin.«

»Eine Herzogin?« erwiderte das jung« Mädchen, mit einem Fuße in der Luft, und in diesem Worte, welches ihr nur unsichere Vorstellungen bot, eine bestimmte Bedeutung suchend.

»Ja,« entgegnete die Mutter, »Du wirst den Herrn Herzog Yves von Mauléon heirathen.«

»Yves von Mauléon!« wiederholte Gabriele; »das ist ein allerliebster Name.«

»Ein köstlicher Name! ein alter Name! Man sagt, daß das die besten sind, und dieser ist vielleicht zweitausend Jahre alt,« fügte Madame Rémond, welche über die Zeitläufte keine sehr richtige Vorstellung halte, mit Pathos hinzu.

Gabriele war immer noch in der Stellung ihrer Pirouette und ihr Geist verlor sich in Vermuthungen.

»Mein Mann wird Herzog sein? Ich habe niemals einen gesehen,« sagte sie; »es müßte denn. . . aber doch . . . eines Tages, als ich noch auf dem Lande, noch nie in Paris gewesen war, vor etwa zwei Jahren, zerbrach in unserer Nahe ein sehr schöner Wagen; man sagte, er gehöre dem Herrn Herzog von . . . Ach! ich weiß den Namen nicht mehr! . . . er war verwundet; er wußte aus dem umgeworfenen Wagen gehoben werden; ich sah mit den Andern zu; er war alt, sehr alt! Eine Mütze von schwarzer Seide . . . die Gicht. . . er konnte nicht gehen; man trug ihn an den Rand des Weges, er wurde »Herr Herzog« genannt . . . ich erinnere mich dessen. Ach! wie häßlich war er!«

Indem sie diese Worte gesagt hatte, beendigte Gabriele auch ihre Pirouette, vielleicht um die häßliche Gestalt zu verjagen, die sich ihrer Phantasie in der Erinnerung dargestellt hatte; und als

sie still stand, berührte sie mit ihrem Gesicht beinahe das der Priorin, welche kam, um sie in den Salon zu führen, und die eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken konnte, indem sie sah, wie das junge Mädchen die Augenblicke, welche der wichtigsten Entscheidung ihres Lebens vorangingen, benutzte.

»Die Frau Marquise von Fontenoy-Mareuil ist im Salon,« sagte sie mit bedeutendem und zufriednem Tone zu Madame Rémond, die dies nicht bemerkte, aber aufstand und zu ihrer Tochter, während sie deren Anzug in Ordnung brachte, sagte: »Komm, Gabriele, sei vernünftig! Du wirst Deinen Bräutigam kennen lernen, wie ich Dir schon gesagt habe.«

»Schon?« rief das junge Mädchen mit zum Lächeln verzogenem Munde, ohne sich jedoch um das, was ihr angekündigt wurde, sonderlich zu bekümmern.

Seit Gabriele denken konnte, hatte sie ihre Mutter von ihrer Heirath reden hören; denn Madame Rémond dachte schon an dieses Ereigniß und sprach ihre Gedanken darüber aus, ehe das Kind, der Gegenstand so schöner Hoffnungen, die Kräfte hatte, damit umgehen zu können. Und seit der glänzenden Taufe, deren die alten Bewohner des Viertels Saint-Martin sich genug erinnerten, um deren prachtvolle Feier beschreiben zu können, träumte sich Madame Rémond eine noch viel prachtvollere Feier für die Hochzeit der präsumtiven Erbin der Familie.

Auch hatten die Worte: Mann und Heirath, Gabriels Ohr seit ihrer frühesten Kindheit so oft berührt, daß sie sich daran gewöhnt hatte zu ein« Zeit, wo sie noch keine Vorstellungen in ihr erwecken konnten; sie hatte sie bis jetzt ohne besonderes Interesse aussprechen hören und folgte hüpfend und ohne etwas Besonderes zu denken, ihrer Mutter zum Salon, wo die Marquise mit ihrem Enkel und dem Grafen von Rhinville, alle drei schwelgend, feierlich und unruhig sie erwarteten.

„Ich habe die Ehre, Frau Marquise, Ihnen meine Tochter Gabriele vorzustellen,« sagte Madame Rémond, indem sie ceremoniös und laut und mit Pathos redend, eintrat.

Die Marquise war aufgestanden und nichts konnte auffallender sein, als der Unterschied zwischen diesen beiden Frauen, die durch Geburt, durch Erziehung und Gewohnheiten so vollständig geschieden waren; deren Eine in einer schmutzigen Schlosserwerkstatt der Vorstadt Saint-Martin und die Andere in einem fürstlichen Hotel der Straße Varennes geboren war, während Eine den Dauphin, Ludwig den Funfzehnten, und die Andere einen armen Gastwirth zum Pathen gehabt hatte; deren Eine unter den Großen, Ausgezeichneten, Reichen, die Andere unter den Kleinen, Gemeinen und Armen gelebt hatte; hier waren diese beiden Frauen zusammen gekommen, um ihre beiden einzigen Kinder auf immer zu verbinden durch das innigste und unauflöslichste aller Verhältnisse! . . . Die Zukunft sollte sie vereinen und ihre Vergangenheit war so verschieden gewesen!

Madame Rémond warf einen Blick auf den einfachen Anzug der Marquis«; sie bemerkte nicht dessen geschmackvolle Einfachheit, sondern dessen wenigen Glanz, und der Vorzug des ihrigen erschien ihr unbestreitbar. Die Freude, die sie empfand, zeigte sich durch die zahlreichen, wahrhaft kindischen Bewegungen, die sie machte, um ein Stück nach dem andern ihres reichen Putzes in das schönste Licht treten zu lassen.

Die Leute aus den niederen Klassen gleichen sehr den Kindern; wie diese, haben sie wenig gesehen, haben nichts verglichen, und ihr Vertrauen zu sich selbst und Anderen hat sie nicht das Lächerliche errathen lassen. Sie sind ungekünstelt, genießen lebhaft und ohne es zu verhehlen, ihre Freuden. Madame Rémond triumphirte und zeigte es; die Marquise war gedemüthigt und verhehlte es.

Gabriele, dem Grafen gegenüber, betrachtete forschend und mit sonderbarem Ausdruck seine alte mit jugendlicher Kleidung geschmückte Gestalt.

Yves von Mauléon halte die kalte Verachtung, in die er, seinem Schicksal sich ergebend, sich eingehüllt hatte, festgehalten. Die Marquise näherte sich ihm und sagte, ihn bei der Hand nehmend mit liebenswürdiger Anmuth, obgleich ein wenig stolz:

»Madame, ich habe die Ehre, Ihnen meinen Enkel, den Herrn Herzog Aves von Mauléon, vorzustellen.«

Und der junge Mann, den Wink seiner Großmutter befolgend, näherte sich Gabrielen, die, sich lebhaft zu ihm wendend, mit einem nicht zu beschreibenden Ausdruck von freudiger Ueberraschung ausrief:

»Und ich glaubte, es sei dieser Herr!« hierbei deutete sie mit einer so höchst komischen Geberde auf den Grafen und warf dem jungen Manne einen so heiteren Blick kindlichen Erstaunens zu, daß ein allgemeines unwillkürliches Gelächter erscholl und die feierliche Stimmung der in diesem Salon vereinigten Personen in Heiterkeit verwandelte.

Madame Rémond machte hierüber eine Menge Scherze, die nach Niemandes Geschmack waren und denen Einhalt zu thun, die Marquise sich vergebens bemühte. Madame Rémond gab sich nicht so leichten Kaufs gefangen und hörte nicht eher auf zu reden, als bis sie den Vorrath ihrer Scherze erschöpft hatte; dann betrachtete sie den jungen Herzog mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit, neigte, erhob und drehte ihren Kopf, um ihn von allen Seiten zu sehen, wie sie Waare betrachtet haben würde, um sich zu überzeugen, ob dieselbe wohlconditionirt, unverdorben und ohne Fehler sei, ob man sie nicht betrogen und übervortheilt habe und ob sie auch diesen jungen Mann ihrer zwei Millionen würdig erachten könne.

Man setzte sich, immer noch lachend; aber die Unterhaltung war sehr schwierig zwischen Personen, die einander so fremd waren und die den einzigen Gegenstand, der einen Berührungspunkt zwischen ihnen bildete, nicht erwähnen konnten. Gabriele war bis an die Augen erröthet, indem sie dem spöttischen Lächeln Yves von Mauléons begegnete, und sah schweigend zur Erde, ohne die geringste Bewegung zu machen. Ihr Geist war zu beschäftigt, um zu bemerken, daß ihr Körper unbeweglich war.

Der Graf, der zuerst über die ihm zu Theil gewordene Geringschätzung des jungen Mädchens gelächelt hatte, wurde durch ihre Freude beim Anblicke des jungen Mannes unangenehm berührt und war nicht mehr in der Stimmung, das Schweigen zu brechen.

Die Marquise versuchte mit dem bekannten Talente vornehmer Damen, über unbedeutende Dinge angenehm zu reden, das man in der großen Welt sich zu eigen macht, einige Worte zu sagen, aber Niemand antwortete ihr.

Herr von Mauléon hatte eine Art instinktmäßige Freude empfunden über die naive Freude Gabrielens, als sie ihn jung und schön fand; aber der Anschein von Rohheit des jungen Mädchens und von Lächerlichkeit der Mutter machte ihn unruhig, unzufrieden, unsicher, doch verbarg er seine heftige innere Aufregung unter angenommener schweigender Ruhe.

Jeder fühlte sich unbehaglich. Niemandem fiel ein gleichgültiger Gegenstand der Unterhaltung ein. Die Marquise fühlte Abneigung gegen Madame Rémond; und diese empfand eine Verlegenheit, über deren Veranlassung sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Sie mochte wohl, dachte sie, »die Gesellschaft amüsiren;« aber ihre Scherze hatten nicht gefallen und so schwiegen Alle.

In diesem Augenblicke ging der Unbekannte, von dem wir schon geredet haben, wieder über den Hof und Madame Rémond sah ihn in einiger Entfernung vom Fenster unbeweglich stehen, und das, was im Salon vorging, mit unruhigen Blicken beobachten. Sie winkte ihm, herein zu kommen und rief: »Sieh da, Herr Simon!« Dieser aber entfernte sich schnell, ohne diesen Ruf zu beachten.

V,Der gute Herr Simon, er geht fort,« sagte Madame Rémond, »welcher brave Mann! nur »in wenig sonderbar, nicht wahr? Sie kennen ihn Alle?« Da sie hierbei zufällig den Grafen ansah, glaubte dieser sich verpflichtet, ein verächtliches »Nein« zu antworten, welches wenigstens den Willen, ihn nicht zu kennen, anzeigte.

Die Marquise erwiderte mit freundlichen Tone:

»Es ist einen Monat her,daß ich Herrn Simon zum ersten Male sah.«

»Erst einen Monat,« rief Madame Rémond erstaunt, »aber schon vor drei Wochen hat er mit mir von Ihnen und Ihrem Herrn Sohne geredet! Dieser wird Ihn ohne Zweifel kenne?« und ihre Augen und Stimme fragten den jungen Mann,welcher fast wider Willen antwortete: »Wir kennen uns schon über acht Jahre.« Der Graf und die Marquise sahen einander verwundert an. »Er ist ein sonderbarer Mann,« sagte Madame Rémond, froh, einen Gegenstand der Unterhaltung aufgefunden zu haben; und wenn ich Ihnen erzählen sollte, wie er er unsere Bekanntschaft gemacht hat . . . Aber; das kann Ihnen Gabriele erzählen; sie hat ja ohnehin noch gar nichts gesagt und die Gesellschaft muß sie doch auch reden hören. Nun Gabriele antworte, doch.«

»Da erst wurde Gabriele gewahr, daß ihre Mutter mit ihr redete, denn sie war so zerstreut, daß sie weder sah noch hörte, was um sie her vorging. »Was willst Du, Mama?« sagte sie überrascht. »Was ich will?« erwiderte die Mutter; »aber woran denkst Du denn? Hörtest Du nicht, daß ich Dich bat, zu erzählen, wie Du Simon kennen gelernt hast?« Die Marquise glaubte ohne Zweifel, das junge Mädchen werde mit linkischen Manieren irgend eine lächerliche Erzählung zum Besten geben und dadurch ihrem Enkel mißfallen, denn sie wollte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand lenken; aber die Mutter bestand auf ihrer Forderung und der junge Herzog nahm eine verächtlich resignirende Miene an, wie Jemand, der beschließt, sich über eine Qual, die man ihm auferlegt, lustig zu machen.

Gabriele verstand nicht die Kunst zu unterhalten, — die Gabe, über gleichgültige oder unnütze Sachen auf eine angenehme Weise zu schwatzen, um eine Lücke in der Unterhaltung auszufüllen, war ihr fremd. Sie hatte keinen Begriff von dem, was man Conversation nennt; aber jetzt sollte sie eine Begebenheit erzählen, etwas berichten, was sie gesehen hatte, fand also keine Schwierigkeit zu reden, und that es ohne Scheu, wie sie gesungen, getanzt haben würde, ohne Vorbereitung und Künstelei.

»Im letzten Frühjahr, ich war auf Schloß Arnouville . . .«

Bei diesem Namen zuckte die Marquise und sah den Grafen an; Gabriele fuhr fort, ohne dieses gewahr zu werden:

»Es ist ein schönes Schloß; der Park ist über dreihundert Morgen groß und von unermesslichen Forsten umgeben. Alles dieses ist dreißig Meilen von Paris gelegen; ich habe meine Kindheit dort zugebracht und wurde durch nichts verhindert, die köstliche ländliche Freiheit nach Herzenslust zu genießen. Am äußersten Ende des Parks bilden bewunderungswürdig hohe Bäume, ein so dichtes Bosket, daß man in demselben, wie bei gutem Wetter vor den Strahlen der Sonne, so bei schlechtem Wetter vor Wind und Regen geschützt ist. Flieder, Geisblatt und Jasmin haben um dasselbe eine undurchdringliche Mauer gezogen. Dieses Bosket ist auf einer an

die Heerstraße grenzenden Anhöhe, und oft vergnügte ich mich, in demselben versteckt, die Reisewagen und Wanderer zu beobachten; öfter noch blieb ich dort ganze Stunden, ohne irgend etwas zu sehen oder zu beobachten, auf dem Rasen liegend, eingewiegt durch den vom Winde mir zugewehten Duft des Jasmins und den Gesang der Nachtigall, den ich nachzuahmen suchte. Eines Morgens war ich, als der Tag anbrach, schon gekommen, um sie zu belauschen, ehe das Geräusch des Tages sie verscheuchte, und sie so lange anzuhören, bis es mir gelänge, ihre Melodien nachzumachen; ich hatte es dahin gebracht, alle Biegungen und Wendungen ihrer geläufigen kleinen Kehle in den verschiedensten Modulationen nachahmen zu können, als ich ganz nahe bei mir einen armen Greis bemerkte, der, mir zuhörte. Er kam öfter und sah immer so traurig aus, daß ich mich durchaus nicht vor ihm fürchtete. Indessen wunderte ich mich, ihn immer da zu sehen, und eine unwillkürliche Neugierde bewog mich eines Tages, eine kleine Treppe hinabzusteigen, die von der Terrasse auf die Straße führte; nur das eiserne Gitter, welches den Part umgibt, trennte uns; er hatte mich nicht kommen hören und sah mich nicht. Mit sich selbst redend, als sei er allein, sagte, er: »Dieses Kind ist so reich, so reich! ach, wenn es möglich wäre! . . .« »Da fiel es mir plötzlich ein, daß dieser Mann vielleicht mich meine, und daß die Reichthümer, in deren Besitz er mich glaubte, wohl seine Traurigkeit oder seinen Neid erregten; daß er vielleicht arm sei, und daß er hier an meiner Seite, die ich so viele, unnöthige Sachen hatte, einem armen Greise an dem Nöthigsten fehlen könne. Ich lief nach meinem Zimmer und holte von dem Golde, das meine Mutter mir ungezählt gab, und das da lag, ohne daß ich Gelegenheit oder Neigung hatte, es auszugeben. Ich nahm davon, so viel ich fassen konnte, eilte zurück, öffnete leise die Thür des Parks und stand neben dem unbekanntem, ohne daß er mein Nahen bemerkt hatte; sanft ließ ich die Goldstücke in seinen neben ihm liegenden Hut gleiten. Aber plötzlich drehte er sich rasch um und verwundert und unzufrieden zwang er mich, mein Gold zurückzunehmen.

»Ich bedarf dessen nicht,« sagte er, »ich bedarf Ihres Goldes nicht.«

»Ich war verwirrt und fürchtete, ihn beleidigt zu haben, denn es soll ja Menschen geben, die sich der Armuth schämen. Er errieth meine Gedanken und sagte mit gutem, sanftem Tone:

»Herzlichen Dank für Ihre gute Absicht, Sie haben sich nicht geirrt, indem Sie mich für unglücklich hielten; aber mein Unglück ist nicht von der Art, daß ihm durch Gold abgeholfen werden kann;dennoch sind Sie es, Sie allein, die meinen Kummer lindern kann.«

»Und als ich ihn ausfragte und wissen wollte, welcher Art die Uebel seien, denen ich abhelfen könne, antwortete er mir nicht und sah mich lange schweigend an.

„Mama kam nun, mich abzuholen, schwatzte lange mit dem Unbekanntem und forderte ihn auf, in den Park einzutreten. Er kam von da an öfter, sagte uns seinen Stand und Namen, und als wir bald darauf nach Paris zogen und ich einige Monate in einem Kloster zubringen sollte, wählte er für mich dieses, mit dessen Priorin er schon lange bekannt ist, und ich glaube sogar, daß Alles, was jetzt um Mich her vorgeht, durch Herrn Simons Einfluß geschieht. Auch erscheint er jetzt weniger traurig, einige Male habe ich ihn sogar lächeln sehen; aber was mich wundert, ist, daß er oft in so bittere Betrachtungen versunken zu sein scheint, daß er Alles um sich her vergißt; er glaubt dann allein zu sein, stößt Worte aus, die an Niemand gerichtet sind; eines Tages sogar, ach! ich werde es nie vergessen, flossen Thränen über seine bleichen Wangen, und er sagte: »Mein Gott! sie können also nicht vergessen! . . .« Und ich, seine Thränen sehend, wurde davon so schmerzlich bewegt, daß ich unwillkürlich ausrief: »Weinen denn Greise auch? ich glaubte, nur Kinder hätten Thränen! Ach! Sie müssen wohl viel Kummer haben.« Da sah er mich mit

einer so traurigen und liebevollen Miene an, daß ich seitdem eine herzliche Freundschaft für ihn empfinde und viel darum gäbe, ihn trösten zu können,

»Dies ist Alles, was ich von Herrn Simon weiß.«

Gabriele schwieg und mit ihr Alle; der naive und anmuthige Ton, mit dem sie diese einfache Erzählung vorgetragen hatte, ihre Silberstimme, ihre bewegliche Physiognomie, die von der lachendsten Freude zu der sanftesten Traurigkeit übergegangen war, alle die köstlichen, kindlichen, frohen und ernsten Uebergänge ihrer Worte, ihrer Züge und ihrer Stimme, die vollständige und doch so einfache Uebereinstimmung in allem Diesem, hatte sich der Aufmerksamkeit derer, die verwundert, entzückt und hingerissen zuhörten, gänzlich bemächtigt.

Und Gabriele, deren Blicke sich zum zweiten Male auf den jungen Herzog richteten, fand die seinigen mit einem unerklärlichen Ausdrucke auf ihr ruhen: ihre Augen begegneten sich, ein Funke entfloß Beider Seelen, um dieselben zu vereinigen. gibt es nicht eine Bewegung, welche sich plötzlich und unbegreiflich, zuweilen ohne ihr Wissen und ihren Willen, zweien Wesen mittheilt. Keine Betrachtung hat stattgefunden, kein Plan ist entworfen, keine Vorstellung hat sich gebildet: es ist eine Empfindung, die nur von selbst entsteht, die auch nur durch sich selbst wieder zu verhindern und zu zerstören ist; es ist eine unbekante Gewalt: es ist noch nicht die Liebe, aber das Vorgefühl derselben. Das unbefangene Kind und der gelangweilte junge Mann hatten einen Augenblick diesen unwillkürlichen Eindruck Beide empfunden; er versöhnte den jungen Mann mit dieser Heirath, an die er früher nur mit Widerstreben dachte, und bei dem jungen Mädchen weckte er eine lebhaftere freudige Theilnahme an den Plänen ihrer Mutter, und in diesem Augenblicke erfüllten sich die stolzen Pläne zweier liebenden Mütter durch einen sympathischen Zug zweier liebender Herzen.

Die Marquise stand auf: ihr mütterliches Herz empfand mit weiblicher Feinheit, daß sie ihrem Enkel den Einfluß der sanften Worte Gabrielens bewahren müsse, und sie endete die Zusammenkunft durch einen Gruß an Madame Rémond, in welchen sie die möglichste Freundlichkeit zu legen suchte, um ihr dadurch zu erkennen zu geben, daß die Heirath beschlossen sei. Es blieben nur noch die einzelnen Umstände und die Zeit zu bestimmen. Also vereinigten sich die Bestrebungen Simons, der große Hochmuth der Madame Rémond und die Pläne der Marquise zu Einem Resultate, und das wilde Mädchen sollte Herzogin von Mauléon werden. Von dem Grafen von Rhinville geführt und von ihrem Enkel gefolgt, verließ die Marquise von Fontenoy-Mareuil den Salon, und Madame Rémond tröstete sich durch den Eindruck, den ihr reicher Putz unfehlbar gemacht haben mußte, über die wenige Gelegenheit, die sie gehabt hatte, die Fülle ihrer Beredsamkeit zu ergießen. Die Priorin des Klosters, die den Austritt der Marquise aus dem Salon abgewartet hatte, kam ihr im Hofe entgegen, um sie bis zum Wagen zu begleiten; während sie einige höfliche Redensarten wechselten, hafteten die Augen des jungen Mannes an einem Fenster des zweiten Stockwerkes, und als die Marquise fortgehen wollte, mußte sie ihren Enkel zweimal rufen, um ihn der Beobachtung, die ihn mitten auf dem Hofe festhielt, zu entziehen.

Hinter einem Fenster zeigte sich nämlich ein von blonden Locken umwalltes, blasses, schwermütiges Gesicht, das ihn verstohlen betrachtend und eine Thräne trocknend sich herabneigte; und dieses Gesicht war das der sanften, bleichen Elénore, des furchtsamen, zitternden jungen Mädchens, das die ausgelassene Gabriele, bei der Ankunft der Marquise, aus einen Augenblick in den Salon gezogen hatte.

In dem Augenblicke, als die Thür sich öffnete, um der Marquise den Durchgang zu gewähren, erschien statt der Equipage des Grafen von Rhinville eine elegante Kalesche vom neuesten Geschmack, in die soeben mit Hilfe eines Bedienten eine noch junge Dame stieg, deren zierliche jugendliche Toilette den eigenthümlichen Pariser Anstrich hatte, dessen unnachahmlicher Reiz schwer zu zergliedern ist. Sie erblickend, sagte die Marquise voll Verwunderung:

»Frau von Savigny hier, zu dieser Stunde!«

Diese bemühte sich, einige Ueberraschung bei Erblickung der Marquise und ihres Enkels zu zeigen; aber bei genauer Beobachtung konnte man leicht errathen, daß ihr deren Aufenthalt in diesem Kloster wohl bekannt war, und daß es nicht bloßer Zufall war, daß sie beiderseits zu gleicher Zeit das Kloster verließen. Es lag sogar in dem gezwungenen, unzufriedenen Blicke, mit dem sie den jungen Mann maß, eine ganze Folge von Fragen oder vielmehr Vorwürfen über die Veranlassung dieses Besuches. Indessen wechselten sie einige unbedeutende verbindliche Redensarten, durch die Frau von Savigny der Marquise in Erinnerung brachte, daß sie in diesem Kloster erzogen war, und wobei sie ihr anbot, in ihrem Wagen mit nach Hause zu fahren; diese aber wollte den Grafen, durch dessen Gefälligkeit sie hergekommen war, nicht verlassen, und ungeachtet sich in den Augen der Frau von Savigny der lebhafteste Wunsch, von Herrn von Mauléon begleitet zu werden, aussprach, so wagte sie doch nicht, dem jungen Manne diesen Vorschlag zu machen. Dieser schien überdem sehr bemüht, jede Gelegenheit, ihr einige Worte insgeheim sagen zu können, zu vermeiden. Frau von Savigny stieg allein in ihren Wagen, ließ den an ihrem weißen Hute befindlichen Spitzenschleier über ihr schon etwas verblühtes Gesicht fallen, lehnte oder vielmehr versenkte sich in die Kissen, faltete ihre zarten Hände mit Resignation, und vertiefte sich in jene Art von Träumereien, deren trübe Bitterkeit nicht ohne Reize ist, obgleich Leiden sie veranlassen und Entmuthigung ihnen folgen.

Sie war dreißig Jahre alt.

In dem Alter von dreißig Jahren hat alle Klugheit und Einsicht, die der Himmel einer Frau gegeben hat, den höchsten Grad ihrer Stärke und ihres Umfanges erreicht; dieses Alter ist das der höchsten physischen und moralischen Kraft; es ist der Punkt der vollendeten Entwicklung aller bis dahin im Wachsen und der Ausbildung begriffenen Fähigkeiten, und ist auch das Alter, wo die Schönheit die höchste Gewalt hat und den mächtigsten Reiz ausübt. Wie kommt es denn, daß man auf den umwölkten Stirnen so vieler Frauen dieses Alters einen Ausdruck von Schwäche, ja selbst von bitterem Schmerz sieht? Warum zeigen ihre abgemagerten Züge, ihre schon verblühten Wangen, die Spuren tausend heftiger innerer Bewegungen? Warum scheinen ihre, gebrechlichen Körper Leidende Seelen zu umschließen? Hat eine Frau in dem Alter schon die Freuden und Gefahren der Welt, die Wonnen und Schmerzen des Herzens, die Vorzüge und die Nachtheile der Schönheit kennen gelernt? Weiß sie schon, was die Gesellschaft Ehrenvolles und Nichtswürdiges bietet, was sie für Opfer verlangt und welches ihre Entschädigungen sind? Und diese verschiedenen Bilder verdrängen und verlöschen in der Seele die einfachen, reinen und trostreichen Eindrücke, die der Himmel der Jugend zur Stütze ihrer Schwäche gewährt! Die Fesseln der Moral und der Religion sind in den Stürmen der Leidenschaften zerbrochen! Die Leidenschaften sind zuletzt auch entflohen und alle süßen Täuschungen mit ihnen, und haben nichts zurückgelassen, als den Ueberdruß an der Vergangenheit, die Furcht vor der Zukunft, die Überzeugung von der Unbeständigkeit dieses und die Ungewißheit im Betreff des zukünftigen Lebens.

Frau von Savigny schien alle diese traurigen Einflüsse erlitten zu haben, denn ihr

melancholisches Wesen zeigte noch den Eindruck derselben. Sie legte also den Weg von der Poststraße bis zu der Universitätsstraße, wo sie wohnte, traurig und sorgenvoll zurück, während die Marquise in dem Wagen des Grafen zurückkehrend, zufrieden genug mit der Tochter war, um die Mutter darüber zu vergessen, und während Yves, um durch Bewegung die seinen Geist beunruhigenden tausend widerstreitenden Gedanken zu bannen, zu Fuß nach Hause ging, bewegte sich nicht Alles vor dem Spiegel seiner Seele! Das bleiche Gesicht Elénorens, die heiteren, frischen Farben Gabrielens, das traurige Lächeln der Frau von Savigny! Die Erinnerung an Simon, diesen sonderbaren Mann, der diese Heirath für ihn eingeleitet hatte; die Hoffnungen seiner Großmutter, seine eigenen Pläne — oder vielmehr das Nichtvorhandensein aller eigenen Pläne, das ihn dem Willen Anderer unterwarf! Es waren eine Menge Erinnerungen — Bande, die ihn an die Vergangenheit fesselten, ohne ihm auch nur einen Wunsch, eine Hoffnung, ein Interesse für die Zukunft zu lassen, die die verächtliche Gleichgültigkeit, die seinen Zügen eingeprägt war, hätten verscheuchen können. Er hatte viel gelebt, das heißt, er hatte in wenig Jahren sich mit einer Menge Empfindungen und Verhältnissen umgeben, die sich nur gebildet hatten, um schnell zerstört zu werden; er hatte Wesen in sein Geschick verflochten, um sie bald wieder aus seinem Herzen und Gedächtniß zu verstoßen! Er hatte viel gelebt, weil er in wenigen Jahren eine Menge Freuden genossen hatte, die hingereicht hätten, manchem Anderen seine ganze Lebenszeit zu schmücken; weil er seine Freunde und seine Geliebten gewechselt hatte; weil er Alles versucht, Alles genossen hatte, ohne Vortheil für sich oder Andere daraus zu ziehen; weil er seine Zeit vergeudet hatte, um seine Genüsse zu verderben, seine Wünsche abzunutzen, seine Täuschungen zu zerstören: kurz, es blieb seiner Seele weder eine schöne Hoffnung, noch eine wahrhafte Empfindung; er hatte keinen heiligen Glauben, keine kindliche Unbefangenheit mehr. Und das nannte er viel gelebt haben!

Drittes Kapitel

Yves von Mauléon.

Um den aus sehr verschiedenen Nuancen zusammengesetzten Charakter des jungen Herzogs Yves von Mauléon beurtheilen zu können, muß der Leser wissen, wie er bisher gelebt hatte.

Ein Tag war wichtig in seinem Leben: der fünfundzwanzigste July **1830**.

Es war für ihn ein wirklich sehr schöner Tag.

Um fünf Uhr Morgens war er schon aufgestanden, obgleich er die Nacht wenig geschlafen hatte; die Gedanken, die sich in seinem Geiste drängten, erregten ihn zu sehr, aber alle diese Gedanken waren beglückend, glänzend und heiter.

Yves von Mauléon war eben achtzehn Jahr alt geworden; er kam aus der Militärschule, er war Offizier! An diesem Tage sollte er seine Uniform zum ersten Male anprobiren und dem Kriegsminister seinen Dank abstaten, welcher seinem Oheim, dem General L.G., erlaubt hatte, ihn als General-Adjutant mit sich zu nehmen.

Um die Freude zu empfinden, oder nur zu begreifen, die sich seiner bemächtigt hatte, diese unendliche Freude, die in unaufhaltsamen Worten ausströmte, die auf seinem Gesichte glänzte und an seinen leisesten Bewegungen zu erkennen war, müßte man wissen, welche glühende Sehnsucht nach Freiheit seinen Geist in seiner letzten Schulzeit gequält hatte.

Mehrere Jahre hindurch hatten die Spiele in den Erholungsstunden, die Arbeiten in den Klassen und der Erfolg der Nacheiferung sein Leben befriedigend ausgefüllt; aber seit einem Jahre behielt eine unsägliche Langweile bei den Studien, wie bei den Vergnügungen die Oberhand, und Alles, auch die Gesellschaft und Fröhlichkeit feiner Kameraden war ihm in diesem Schülerleben lästig und unerträglich. Es ist unmöglich zu beurtheilen, was die Gleichförmigkeit dieses geregelten Lebens, diese kleinliche Strenge und besonders die scharfe Abgesondertheit von einer Welt, die im Alter von achtzehn Jahren so schön erscheint, zuweilen für unbeschreibliche Neugierde und Gluth, in den Seelen junger Leute erwecken. Es gibt deren, bei denen der Ueberdruß an dem, was sie umgibt, und die Sehnsucht nach neuen, unbekanntem Gegenständen so weit gehen, daß ihre Gesundheit unter dieser verzehrenden Ungeduld leidet, und der junge Herzog von Maulcon gehörte zu denen, die diese ihrer Auflösung so nahe Kette wund rieb.

An dem Tage, wo er frei würde, fühlte er sich einer Last entledigt, die seiner Brust das Athmen, seinem gepreßten Herzen den ungehinderten Schlag, seinen Füßen das Gehen erschwert hatte; er fühlte mit Einem Worte, daß er frei war, daß kein Band, kein Hinderniß künftig seinen Willen hemmen konnte, daß alle Güter der Erde sich seinen Freuden darboten.

Und mit solchen Gefühlen zog er diese Uniform an, die, um Alles zu sagen, ihn vortrefflich kleidete und das billigende Lächeln rechtfertigte, welches jeder Spiegel von ihm erhielt. Den Abend vorher hatte seine Großmutter gesagt: »Yves, Du gleichst Deinem Vater,« und Frau von Savigny war da; und Frau von Savigny, in seinen Augen die schönste aller Frauen, die ihm alle entzückend schienen, hatte etwas verlegen hinzugefügt: »Der Herr Herzog von Mauléon galt, wie ich gehört habe, für den schönsten Mann in Paris.« »Ja,« antwortete die Marquise seufzend,

»als er meine Tochter heirathete, gab es Niemand, der ihm die Schönheit der Figur und den Adel der Sitten hätte streitig machen können. Er sah vornehm aus, das heißt, seine ganze Erscheinung zeigte den Rang an, in dem er geboren war.«

Aber als Yves sich am folgenden Tage der Worte und der Verlegenheit der Frau von Savigny erinnerte, zeigte sich eine drohende Miene in seinem fröhlichen Gesichte, und die Freude, die er über dieselbe empfand, glich einer Aufforderung, und dies hatte folgenden Grund: Zwei Jahre zuvor, war er eines Tages, wo er Ferien hatte, bei seiner Großmutter eingetreten, während Frau von Savigny bei ihr war, und an diesem Tage erhob sie nicht einmal den Kopf, als er eintrat; ober, aufgefordert durch die Marquise, welche sagte: »Sehen Sie, Liebe, wie Yves wächst,« maß sie die ganze Person des jungen Mannes mit einem schnellen, aber so gleichgültigen, so sonderbar eisigen Blicke, den ein so verächtliches, boshaftes Lächeln begleitete, daß ihm plötzlich Manches klar wurde, was bis jetzt für ihn in tiefer Dunkelheit gehüllt gewesen war. Sogleich suchte sein Auge einen Spiegel und zum ersten Male besah er sich in demselben, ja, zum ersten Male. Er hatte sich wohl in seinem kleinen Toilettenspiegel besehen, er hatte tausendmal große Spiegel in den Salons gesehen, aber er hatte noch nichts gesehen, denn jetzt zum ersten Male sah er sich, wie er war, wie er der Frau von Savigny erschien, nämlich mit dem ganzen linkischen ungeschickten Wesen eines Schülers. Seine Gestalt hatte sich auf eine Weise entwickelt, der die Verhältnisse der Schuluniform, die er schon ein Jahr lang getragen hatte, nicht mehr entsprachen. Die Ärmel hatten sich so ehrfurchtsvoll von den Händen, die aus denselben hervorragten, entfernt, daß eine Vereinigung unmöglich gewesen wäre; eine noch feinere Taille als die unseres jungen Helden würde in diesem engen Rocke gepreßt gewesen sein, und sein langer steifer Hals ragte weit aus dem Kragen der unglücklichen Uniform hervor. Er war häßlich! was noch schlimmer war, er war lächerlich. . . ja, was am allerschlimmsten war, er war unbedeutend!. . . Eine plötzliche Erleuchtung vom Himmel, wie ein großer Redner gesagt hat, oder vielmehr das boshafte Lächeln einer hübschen Frau, hatte ihm dieses Alles im Spiegel gezeigt, und dieses Lächelns hatte er sich seitdem oft erinnert, wobei er eine unangenehme Empfindung hatte, die sich mitunter bis zur Wuth steigerte.

Aber den Abend zuvor hatte sie ihn, als er in den Salon trat, nicht wieder erkannt, und der Ausdruck ihres Gesichts, die Worte, die sie sprach, der Ton ihrer Stimme, Alles war so verändert, daß er sehr schnell begriff, daß auch er verändert war. Und als er sie hernach mit vielleicht zu dreisten und gewiß zu vielsagenden Augen beobachtete, sah er sie unter seinen Blicken erröthen und die ihrigen abwenden; er war kein lächerliches, unbedeutendes Wesen mehr! Ein unerklärliches Etwas klärte ihn hierüber auf und wirkte auch, ihrer selbst unbewußt, auf Frau von Savigny. Denn auch sie warf einen jener verstohlenen Blicke in den Spiegel, durch die, bei wichtigen Gelegenheiten, die Frauen sich über ihre Schönheit vergewissern wollen.

Die Rollen waren gewechselt; er trat in seine Rechte ein; für ihn wollte man schön sein; er war der Richter geworden: kurz, er war ein Mann!

Einige Augenblicke später kam, zu seinem großen Bedauern, Heinrich von Marcenay, und Yves nahm ihn mit nach dem Boulogner Wäldchen, weniger um die Rathschlage anzuhören, die sein Freund ihm ertheilte, als aus einer unwillkürlichen Bewegung, die ihn bewog, Frau von Savigny seinem gefährlichen, und wie er wenigstens damals glaubte, sehr verführerischen Einflusse zu entziehen.

Heinrich von Marcenay hatte jenes unverschämte Wesen, welches in der schlechten Gesellschaft für ausgezeichnet gilt: ohne Vermögen und ohne vornehme Herkunft, lebte er unter

den Vornehmsten und Reichsten, und lebte wie sie; ein ungewohntes Wörtchen hatte sich plötzlich vor seinen anspruchslosen Namen geschlichen und er rechtfertigte seine Anmaßung mit einer so großen Verachtung derer, die nicht reich und vornehm waren, daß Niemand voraussetzen gewagt halte, daß er weder das Eine noch das Andere war.

Nur geschichtlich berühmte Namen hatten die Ehre, über seine Lippen zu geben, aber ohne Titel oder Bezeichnung des Ranges, um die innige Freundschaft dessen, der sie aussprach, mit ihren Inhabern anzudeuten.

Kleinliche unerklärliche Eitelkeit, die in unseren Tagen hätte verschwinden müssen, wenn die Eitelkeit überhaupt jemals etwas aufgeben könnte! Schlechte Bestätigung, die das, was sie verbergen möchte, dadurch erst darthut! Denn je höher der Rang ist, den man in der Gesellschaft einnimmt, je williger gönnt man Jedem den Platz, der ihm zukommt; wenn man selbst große Ansprüche zu machen das Recht hat, will man Niemand berechtigen, irgend Jemand die Rücksichten, die Titel, die Ehren, kurz, das Geringste, was ihm zukommt, zu verweigern. Dabei gewinnt nur der, welcher nichts zu verlieren hat.

Damals machte Yves diese Bemerkungen nicht! Heinrich imponirte ihm durch die fünf Jahre, die er älter als er war; seine Unerfahrenheit hielt ihn für einen Repräsentanten des feinsten Geschmacks, und der junge Offizier, begierig, die Welt, die sich vor seinen Blicken öffnete, kennen zu lernen, und mit Glanz in derselben aufzutreten, folgte fröhlich dem, welcher es übernahm, ihn hierbei anzuführen. Sein Vertrauen in den Freund, der sich ihm so bereitwillig zeigte, war eben so groß, als die gute Meinung, die Heinrich von sich selbst hatte, und das will viel sagen!

Dieser erfahrene Freund war es, der die Bewegung, welche die neuen über Frau von Savigny gemachten Bemerkungen bei dem jungen Manne erweckten, in Rachedgedanken verwandelte: er, aus eigenem Antriebe, würde die erste Frau, die ihn liebte, nur mit Leidenschaft wieder geliebt haben; die Vorstellung, daß die schöne, so glänzende, so köstlich liebenswürdige Frau von Savigny ihn hätte auszeichnen können, würde ihm nicht einmal in den Sinn gekommen sein; er hätte nur gefühlt, daß er jetzt zu denen gehörte, denen eine Frau zu gefallen wünscht, und diese einzige Entdeckung hätte ihn bewegt, verwirrt, entzückt! Ach! wenn ihm in diesem Augenblicke eingefallen wäre, daß eine Frau wie Frau von Savigny ihn einst lieben könnte, sein Herz würde von Freude übergeflossen sein; er würde dem Himmel gedankt und die Frau angebetet haben, die ein solches Glück gewähren konnte, denn er halte noch seine ganze jugendliche Seele.

Aber Heinrich warf so viel Eis in diese Flammen, daß er ihn die ganze Gefahr dieser unschuldigen Eindrücke kennen lehrte; er bewies ihm, daß wir nicht eine Tugend haben, die nicht bei unseren Freunden einen Fehler hervorruft. Die Hingebung, sagte er ihm, erzeugt Tyrannei; die Leidenschaft stößt die Neigung ein, dieselbe zu mißbrauchen z mit den Frauen zum Beispiel, fügte er hinzu, ist es so: um sicher zu sein, daß wir nie von ihnen betrogen werden, müssen wir sie betrügen. ^ Und er bewies ihm deutlich, daß zu großer Eifer den Wunsch eines noch ungewissen Erfolges beweist, während eine leichte Schattierung von Geringschätzung einen schon errungenen Erfolg anzeigt.

Er redete von Frau von Savigny, von der der junge Offizier nicht reden wollte, vielleicht aus Instinct, der ihn bewog, den boshafte Leichtsinne seines Freundes nicht aufzuregen, wie man etwas Verletzendes vermeidet; aber Heinrich sprach dennoch, und berührte alle Stellen, wo er Achtung, Begeisterung, Bewunderung, Zärtlichkeit zerstören wollte. Wie viel solche engherzige, neidische Menschen gibt es nicht, die daran arbeiten, in den Seelen Anderer Alles zu vertilgen,

was die ihrige nicht fassen kann, und die, wie jener Tyrann, der ihr Vorbild ist, sich bestreben, Alles zu besiegen, was sich über ihren Gesichtskreis erhebt?

Frau von Savigny hatte, sagte er, aus Eigennutz einen alten, reichen Mann geheirathet, den sie nicht liebte. Frau von Savigny war eine Coquette und trachtete unaufhörlich nach Huldigungen, die ihrer Eitelkeit Bedürfnis waren; ihr Ruf als tugendhafte Frau beruhte auf Heuchelei und Gewandtheit; ihr Witz war Bosheit, und wahrscheinlich war Yves ein Opfer, von ihr auserkoren, ihren Reizen, denen vier in der Welt verlebte Jahre schon viel von ihrer Macht und ihren Blendwerken geraubt halten, neuen Glanz zu verleihen.

Der junge Herzog, welcher nicht errieth, daß das einzige Unrecht der Frau von Savigny vielleicht die Schärfe ihres Geistes war, die Niemand gestattete, neben ihr ungestraft ein Narr zu sein, theilte schon die Ansichten seines Freundes und faßte Rachepläne. Nicht blos mehr um der Liebe willen wünschte er zu gefallen.

Als sie aus dem Wäldchen zurückkehrte, hielt Yves sein Pferd an, um einem alten Schulkameraden die Hand zu reichen, einem armen, aber sehr fleißigen und wackeren jungen Manne, den er sehr liebte und schätzte; aber Heinrich erschöpfte sich in Bemerkungen, deren eine noch spitzfindiger und feiner als die andere war, um ihm begreiflich zumachen, daß, wenn er jedem rechtschaffenen, aber armen und schlecht gekleideten Bekannten, der ihm zufällig begegne, die Hand reichen wolle, Man bald das Allerschlimmste von ihm sagen werde, nämlich, daß er ein Mann sei, der schlechten Umgang habe.

Es waren noch nicht acht Tage, daß Yves von Mauléon einfach, gut, natürlich und wahr die Militärschule verlassen hatte und schon war er geziert, albern und unverschämt. Man sieht, daß er entschlossen war, keine Zeit zu verlieren; wenn er immer mit gleicher Schnelligkeit auf diesem Wege fortging, konnte er weit kommen.

In dieser Geistesverfassung hatte ihn der fünfundzwanzigste Juli **1830** gefunden; mit diesen Gedanken seines jungen Kopfes machte er sich auf den Weg zu dem Minister, der ihm eine Audienz gewährt hatte.

In dem Augenblicke, wo Yves von Mauléon in dem Vorzimmer eintrat, erblickte er einen alten Mann, dessen Stellung leidende Ergebung ausdrückte, und auf dessen Gesichte so viel trübe Mutlosigkeit lag, als auf dem des jungen Mannes glänzende Hoffnungen strahlten und dieser auffallende Unterschied war es vielleicht, der eben ihre gegenseitige Aufmerksamkeit erregte.

Wer hat nicht solche bleiche Greise gesehen, auf deren Gesicht das Leiden so tiefe Spuren hinterlassen hat, daß es schon Leiden ist, sie nur zu sehen. Man sieht sie allein, abgesondert, zuweilen aus einer Bank am äußersten Ende der Promenade sitzend; sie sehen aus, als fürchteten sie die Annäherung von Menschen, als suchten sie so wenig als möglich Platz einzunehmen, als schämten sie sich ihrer selbst und als fürchteten sie die Anderen. Nicht blos Alter oder Noth haben ihre Gesichter gefurcht; ein geheimes Leiden, trauriger als das Alter, bitterer als die Armuth, hat ihr Herz zernagt; es waren heftige Leidenschaften, schmerzliche Täuschungen, lange Ungewißheiten, solche Schicksale, die das Herz zusammenpressen, den Stolz beugen und den zartesten empfindlichen Fleck der Seele aufsuchen, um, ihr dort eine schmerzende, unheilbare Wunde zu schlagen. . . Yves von Mauléon hatte eine solche Gestalt gesehen und konnte die Augen, nicht wieder von derselben abwandten, als ein Thürsteher kam und anzeigte, daß der Minister bereit sei den Herrn Herzog Yves von Maulcon zu empfangen. Bei Nennung dieses Namens und bei der Bewegung, die der junge Mann machte, um aus der Thür zu gehen,

stand der Greis außer sich auf.

Herr Herzog von Mauléon! Sie sind der Herr Herzog von Mauléon,« rief er, und streckte seine zitternden Hände noch ihm aus.

Yves blieb überrascht stehen und wollte ihn ausforschen, aber der Thürsteher wiederholte, daß der Minister warte und der junge Herzog mußte ihm wohl oder übel in das nächste Zimmer folgen, ohne seine Neugierde befriedigen zu können.

Der Minister empfing den jungen Mann mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen; er schien erfreut, eine so edle Gestalt als Repräsentanten einer so edeln Familie zu sehen. Damals sah die Monarchie noch etwas auf äußere Vorzüge derer, die sie zu hohen Aemtern anstellte; es war noch eine alte Gewohnheit aus der Zeit, wo, um befehlen zu können, man gefallen mußte. Die Demokratie denkt nicht an solche Armseligkeiten.

»Herr Herzog,« sagte der Minister, der damals Excellenz genannt wurde und der, da sein Titel der höchste von allen war, gern Jedem den ihm zukommenden Titel gab, »Sie treten in einer schönen Zeit in der Welt auf: der Thron befestigt sich, und das Königthum, das zu vertheidigen unsere Geburt uns verpflichtet, wird bald von denen, die seit einiger Zeit seine Größe und Macht zu schwächen suchten, nichts mehr zu fürchten haben. Der Adel wird wie die Monarchie seinen Glanz wieder erlangen; die großen Familien wie die Ihrige, die seit vierzig Jahren so viel gelitten haben, werden endlich den Rang, den sie zum Glücke Frankreichs nie hätten verlieren sollen, wieder einnehmen.«

Der Minister fügte diesen Worten noch mehrere Versicherungen des Wohlwollens für den jungen Herzog hinzu, über die Hoffnungen, zu denen seine Ahnen ihn berechtigten, über ihre Rechte, in den Carossen des Königs zu fahren, über die Verbindung ihrer beider Familien, über die Aemter und den Rang, den sie eingenommen hatten, über das Recht, welches Yves als letzter seines Namen an die Pairschaft halte, und über seine Absicht, für ihn bei dem Könige darum nachzusuchen. Dann sprach er von der Nothwendigkeit, die hohen Ehrenstellen nur mit solchen zu besetzen, deren Geburt ihre Ergebenheit verbürge, um nicht Andere dazu gelangen zu lassen. Er sagte auch einige Worte über die Nothwendigkeit, die Erben derer, die dem unglücklichen Königthume ihr Blut geweiht hatten, für ihr in den stürmischen Tagen der Revolution verloren gegangenes Vermögen zu entschädigen; dann verließ er den jungen Mann, dem er auf diese Weise eine, Laufbahn geöffnet hatte, an deren Ziele die glänzendsten Hoffnungen leuchteten.

Yves war geblendet. Er, den Abend zuvor noch ein der Schuldisciplin und der unter Kameraden herrschenden Gleichheit unterworfen gewesenes Kind, hatte jetzt auf einmal die Vortheile des Ranges, der ihn über sie erhob, erkennen gelernt. Es war nicht ein junger Unterlieutenant, welcher einem Minister seine Aufwartung machen dürfen; es war der Herzog von Mauléon, Erbe eines der größten Namen Frankreichs, den ein Prinz wie seines Gleichen behandelt hatte! Es war nicht bloß eine militärische Laufbahn, die ihm mit der Zeit Ehre und Glück bringen konnte; es war die Aussicht auf königliche Gunst, auf Auszeichnungen, auf Macht vielleicht, welche sich seinen Blicken geöffnet hatte, und seine Freude am Morgen schien ihm von diesem Allem das Vorgefühl gewesen zu sein.

Yves vergaß seine eiteln und thörigten Gedanken von Vergnügen, ja selbst von Liebe; alles Dieses erlosch vor einem unbestimmten Ehrgeiz, von dem sein Herz überfloß; er fühlte, daß er zu denen gehörte, die befehlen, handeln, herrschen dürfen; und zum ersten Male hatte seine eingeengte, unruhige und unsichere Seele ein Ziel, das würdig war, alle ihre Gedanken zu beschäftigen, alle ihre Kraft in Anspruch zu nehmen.

Aber nicht der verblendende Glanz, der die Eitelkeit durch Rang, Titel und Ehren befriedigt, beherrschte diese junge Seele, nein! sie dachte an die, die ihren Namen berühmt gemacht und nicht an die, welche ihn schon glänzend erhalten hatten; an die, welche mit Genie, mit Kraft und Gewalt gehandelt hatten, aber nicht an die, welche ihr Leben in thörigten Freuden des Hofes vergeudeteten. Yves von Mauléon träumte in diesem Augenblicke seine Zukunft nicht als die eines müßigen großen Herrn, sondern er schwang sich zu der denkbarsten Höhe der nützlichen Tätigkeit eines großen Mannes auf.

Der junge Offizier trat also ganz bewegt und triumphirend aus seinem Vorzimmer, als die bleiche und traurige Gestalt, die sein Name so bewegt hatte, sich ihm zeigte, mit Angst ihre finsternen Blicke auf Yves fröhliches Gesicht heftend. Dieser empfand ohne Zweifel schon die Wirkungen des geträumten Glückes; denn er konnte eine Bewegung der Ungeduld nicht unterdrücken, als er diesen traurigen Alten aufstehen und ihm in den Hof nachfolgen sah. Diese Ungeduld wuchs durch die Unmöglichkeit, ihm zu entschlüpfen. Heinrich von Marcenay, welcher mit Yves bis an die Thür des Ministeriums gekommen war, hatte ihn um sein Cabriolet gebeten, um einen Besuch zu machen, wie er gesagt hatte, und versprochen, es ihm sogleich zurück zu schicken; aber ohne Zweifel hatte der Besuch sich verlängert, oder er hatte mehrere gemacht, denn der junge Herzog sah sich gezwungen, zu Fuße zurück zu gehen und bemerkte zu seinem Verdruß, daß der Unbekannte ihm die ganze Straße St, Dominique entlang folgte, dabei aber sich seiner Aufmerksamkeit zu entziehen suchte.

Dieser Begleitung überdrüssig, ging der junge Herzog in das Haus eines Bekannten und sah, während er mit dem Portier sprach, daß der Unbekannte vorbeiging und sich die Nummer des Hauses, das er wahrscheinlich für die Wohnung des jungen Mannes hielt, in seine Briefftasche schrieb.

Der Freund, den er hatte besuchen wollen, war nicht zu Hause, er mußte also weiter gehen und that dies, nachdem er dem ihm lästigen Neugierigen einen hinreichenden Vorsprung gelassen hatte. Als Yves in den Winkel der kleinen Straße de la Planche kam, sah er den Unbekannten wieder, und neugierig, wer der sein mochte, auf den sein Name und seine Erscheinung einen so mächtigen Eindruck gemacht hatte, folgte er jetzt dem, der noch kurz zuvor ihm gefolgt war. Er sah ihn bei einem kleinen, sehr einfachen Hause anhalten, als wollte er hinein gehen, als in demselben Augenblicke eine junge Dame heraus kam, mit der er zwar ehrfurchtsvoll, aber doch herzlich und wie ein älterer Bekannter sprach, und die ihm sehr freundschaftlich antwortete. Aber wie erstaunte der jung? Mann, als er in der Dame Frau von Savigny erkannte! . . .

Yves blieb unbeweglich stehen und beobachtete, ohne ein Wort davon verstehen zu können, eine Unterhaltung, die ihm sehr lebendig zu sein schien; jetzt war sie beendet und Frau von Savigny entfernte sich, ohne ihn, der verdrießlich und überrascht, ohne selbst zu wissen warum, da stand, zu bemerken. Aber als er zu sich selbst kam, beeilte er sich, einem unwillkürlichen Drange gehorchend, dem Unbekannten, der unterdessen, in das Haus gegangen war, zu folgen, und ohne mit der Thür zu fragen, kam er fast zugleich mit diesem neugierigen Manne, den er an Neugierde übertraf, in einem großen dunkeln Zimmer an, welches alles Schmuckes so gänzlich entbehrte, daß ein Tisch, ein Bett und einige Stühle dessen ganzes Ameublement ausmachten und die geschwärzten nackten Wände Um so schauerlicher hervortraten.

Aber in dem Augenblicke, wo der Greis, durch das Geräusch von Yves Eintritt veranlaßt, sich umdrehte, frappierte diesen zu gleicher Zeit das Erstaunen und Erschrecken des, Unbekannten und der Anblick eines alten Gemäldes, des einzigen, das an der schmucklosen Wand hing.

Dieses Gemälde war eine genaue Copie von dem Gemälde seines im Jahre 1793 auf dem Schaffot gestorbenen Großvaters, des Marquis von Fontenoy-Mareuil, welches seine Großmutter als ein kostbares Heiligthum in ihrem Zimmer aufbewahrte.

Das erschreckte Gesicht des Greises, wie der Ausruf des Jünglings, gaben diesem Zusammentreffen, das dem Einen so überraschend zu sein schien wie dem Andern, etwas Fremdartiges.

Der Unbekannte rief mit sichtbarer Herzensangst:

— »Was wollen Sie? wer hat Sie hierher geführt? Um des Himmelswillen entfernen sie sich! Sie gehören nicht hierher; und ich, ich kann, ich will Ihre Gegenwart nicht ertragen! Um Gotteswillen, Herr von Mauléon, entfernen Sie sich!«

— »Mein Herr,« sagte Yves, erstaunt über die heftige Bewegung dieses Mannes und über den stehenden Ton, in dem er seine Bitte aussprach, »mein Name ist Ihnen bekannt, Sie wollten mit mir reden, Sie folgten mir nach; ich finde bei Ihnen das Portrait eines Mitgliedes meiner Familie; meine Neugierde, dünkte ich, wäre entschuldigt, und so möchte ich, wenn es möglich wäre, die Beweggründe des Ihrigen wissen.«

Der Unbekannte suchte sich zu fassen und sagte mit etwas mehr Ruhe: »Mein Herr, Ihr Name, so unerwartet in meiner Gegenwart ausgesprochen, hat grausame Erinnerungen in mir aufgeregt, die ich schon lange auszulöschen bemüht war; ich war meiner selbst nicht mächtig.«

»Der Marquis von Fontenoy-Mareuil war mein Großvater,« sagte der junge Mann auf das Bild deutend: »Sie kannten ihn?«

»Ja, mein Herr,« antwortete der Greis nach einigem Zögern.

Yves beobachtete ihn aufmerksam und fand in seinen gefurchten Zügen einen Ausdruck von Seelenadel, den Zeit und Schmerz gebeugt, aber nicht gänzlich zerstört hatten, und mit der rücksichtsvollsten Höflichkeit fügte er hinzu:

»Sie waren vielleicht sein Freund?«

Er bereute jedoch bald diese einfachen Worte, die dem Unbekannten einen lebhaften Schmerz zu machen schienen . . . er stammelte unverständliche Worte . . . »Verzeihung,« fuhr Yves traurig fort, »ich habe, wie ich sehe, traurige Gedanken angeregt.«

Kaum waren diese Worte verhallt, als der Greis einen heftigen Nervenzufall bekam; seine schmerzlichen Klageöne riefen einen alten Diener herbei, der, nachdem er einen ängstlichen Blick auf den jungen Mann geworfen hatte, sich seinem Herrn näherte . . . ihn unterstützte und ihn mühsam bis zum Bett führte, auf das er ihn sanft legte; dann sich Yves nähernd, sagte er: »Mein Herr ist, wie Sie sehen, Nervenzufällen ausgesetzt, die, ohne lebensgefährlich zu sein, ihn unbeschreiblich quälen, und die möglichste Ruhe erheischen« . . . Und da diese Worte ihm andeuteten, daß seine Entfernung gewünscht werde, mußte Yves von Mauléon, so leid es ihm that, der Befriedigung seiner Neugierde entsagen und entschloß sich, das Zimmer zu verlassen.

Er kam also nach Hause, ganz erfüllt von den Ereignissen des verflorenen Morgens und so mit sich selbst beschäftigt, daß er gar nicht die ungewöhnliche Bewegung in den Straßen von Paris bemerkte.

Der andern Tag, es war am **26. Julius 1830**, kam es zu Gefechten. Drei Tage hindurch war das Leben in Paris zu bewegt, zu thätig, zu außergewöhnlich und unvorhergesehen, als daß irgend Jemand, am wenigsten aber Yves, Zeit zum Nachdenken gehabt hätte. Dieser so plötzliche, so lebhaft, aber kurze Bürgerkrieg machte ihn starr vor Betäubung; er war durch nichts darauf

vorbereitet; seine Jugend hatte ihn noch fremd gelassen mit dem Federkriege der Journale; die Cirkel, in denen er lebte, bestanden aus solchen Individuen, die nichts vorausgesehen hatten, und die Worte, die am vorigen Tage der Kriegsminister zu ihm gesagt hatte, kündigten eine solche Sicherheit an, daß Yves kaum glaubte, was er sah! . . .

Aber, so jung, so feurig, versetzte das Gemetzel in den Straßen, der Lärm der Sturmglocken, der Kanonen, das Geschrei des Volks, ihn in eine Art von Taumel. Wenn durch irgend ein Ereigniß von außen das Vaterland in Gefahr gewesen wäre, wenn er mit Aufopferung seines Lebens einen Feind hätte verjagen, für den Sieg all sein Blut hätte vergießen können, würde er nicht gezaudert haben; aber hier, Alles war für ihn unsicher und ungewiß, die Großartigkeit und Erhabenheit der Ansichten des Volkes begeisterte ihn; das Unglück und die Tugend des angegriffenen Königshauses erregte sein Mitleid und seine Bewunderung; die Rechte, die dieses an ihn hatte, entschieden seinen Entschluß. Er war so eben zum Teilnehmer an seiner Größe ernannt, er glaubte sich ihm unzertrennlich in Unglück und Gefahr, und da er noch in keinem Regiment installiert war, eilte er nach St. Cloud, um seinen Arm und seinen Degen darzubieten. Man schickte ihn mit Nachrichten an den commandirenden General nach Paris zurück und in dem Augenblicke, wo er, nachdem er seinen Auftrag vollzogen hatte, durch eine der kleinen, an die Tuilerien grenzenden Straßen ging, erregte seine Uniform eine ihm gefährliche Aufmerksamkeit. Leute aus dem Volke und bewaffnete Kinder, die glaubten, daß er sie angreifen wolle, fielen über ihn her und er war nahe daran, in diesem ungleichen Kampfe zu unterliegen; schon berührte ein Degen seine Brust und ein Schüler zielte mit einem Pistol nach seinem Kopfe, als eine schützende Hand, von einem Ausrufe des Entsetzens begleitet, ihn dem gewissen Tode entriß. Ein Mann hatte sich zwischen ihn und die, welche ihn umringten, gestürzt, hatte sich des Pistoles bemächtigt, den Degen zurückgestoßen und dabei eine leichte Wunde in die Hand bekommen.

»Haltet ein, meine Freunde!« sagte dieser Mann; »wenn Ihr ein Opfer verlangt, tödtet mich, aber verschont diesen Jüngling; er hat Euch nichts zu Leide gethan; rettet ihn, rettet ihn — und tödtet lieber mich, ehe Ihr ihm nur ein Haar krümmt!«

Yves von Mauléon erkannte mit Verwunderung in seinem Retter denselben Greis, der ihn zwei Tage zuvor so geärgert hatte, und sein Erstaunen war gränzenlos, daß dieser Unbekannte sich so gänzlich für ihn aufopfern wollte.

»Sie tödten, Vater Simon!« sagte einer der Männer des Volks, »was denken Sie? halten Sie uns für Mörder?

»Ach! es ist der Vater Simon?« schrien Alle zugleich; »der gute Mann, der soviel Gutes thut, Kranke pflegt, Arme unterstützt . . . ihm sollten wir etwas zu Leide thun? Der Erste, der ihn anrührte. . .«

Und eine drohende Gebärde vollendete den Gedanken des Sprechers.«

»Wenn dieser Knabe da Euer Sohn oder Neffe ist,« sagte ein Anderer, »nun wohl! nehmt ihn mit, aber daß er nicht gegen das Volk fechte: das ist Alles, was wir verlangen.«

Und sie rannten fort, andern Kämpfen entgegen.

Yves war von diesem Manne gerettet: seine Neugierde verdoppelte sich.

»Wer sind Sie denn?« rief er, »welchen Antheil nehmen Sie an mir? darf ich nicht erfahren, wem ich die Rettung meines Lebens verdanke?«

Herr Simon antwortete nicht.

»Welchen unbekanntem Freund sehe ich in Ihnen?« fuhr Yves fort. »Und nie kann ich ihm ausdrücken, was ich empfinde!«

Herr Simon zog seine Hand nicht zurück, und drückte zärtlich die Hand, welche die seinige umschloß. Yves glaubte eine Thräne auf den Wangen des immer noch schweigenden Greises zu sehen. Selbst bis zu Thränen gerührt, überließ sich Yves einer unwillkürlichen Bewegung, breitete, seine Arme gegen den Unbekannten aus, und sank in die seinigen mit einem Erguß von Dankbarkeit, in dem sich alle Unbefangenheit der Kindheit, mit aller Innigkeit der reiferen Jugend vereinigte

Von Freude hingerissen, schloß der Greis den Jüngling an sein Herz, aber bald machte dieser Rausch einem Schreckensgeföhle Platz. Simon wankte, und rief aus: »Was machen Sie? Nein, nein, das, darf nicht sein!« und immer noch vor Freude zitternd, daß er ihn einen Augenblick an sein Herz hatte drücken können. »Armes Kind!« sagte er zärtlich. Und wenn der junge Mann ihn nicht gehalten hätte, würde er zu seinen Füßen gesunken sein, indem er diese Worte beständig wiederholte.

»Erklären Sie sich doch endlich,« sagte Yves ganz bestürzt.

»Erklären soll ich mich!« antwortete endlich Herr Simon, »mich erklären, wenn in jedem Augenblicke der Tod Sie bedroht! Wenn für Ihre Partei, und für die, welche derselben anhängen, nichts mehr zu hoffen ist! Kommen Sie,« sagte er, Yves nach der Straße Rivoli hinziehend, »sehen Sie, die Truppen verlassen die Stadt, und kaum hatten Sie St. Cloud verlassen, als das Schloß schon verödet war.«

»Und der König, wo ist er?« rief der junge Officier.

»Er entfernt sich, weil ihm Gefahr droht,« erwiderte Simon.

»Mein Platz ist bei ihm,« sagte Yves ruhig; »also leben Sie wohl; wein Wohlthäter wird mir vielleicht unbekannt bleiben, aber so lange ein Herz in meiner Brust schlägt, wird Ihr Name, Herr Simon, in dasselbe eingegraben sein.«

Herr Simon drückte die ihm dargebotene Hand des jungen Mannes, zögerte ein wenig und sagte dann verlegen: »Sie wollen fort? wer weiß, ob es Ihnen möglich sein wird, wieder Eintritt in Paris zu erhalten? Jetzt können Sie nicht mehr nach Hause gehen, morgen werden Sie vielleicht verfolgt . . . Nehmen Sie!«

Und ohne seine Rede zu vollenden, ohne den Gang seiner Gedanken zu erklären, gab er dem jungen Manne eine kleine Briefftasche und entheilte seinen Fragen so schnell, daß er ihm nicht ein Wort mehr sagen konnte»Er öffnete die Briefftasche, hoffend, in derselben einige Erklärung zu finden; sie enthielt aber nichts, als einen Tausendfranken - Schein.

Der Tag begann zu sinken; einige Officiere kamen durch die Straße Rivoli, um Paris zu verlassen, und nahmen ihren jungen Kameraden mit, den seine Geistesgegenwart ganz verlassen hatte.

Den folgenden Tag machten sie sich zusammen auf den Weg nach Rambouillet, und gingen von da nach Cherbourg, wo der König sich einschiffte.

Dort wartete Yves Nachrichten von Paris ab, er hatte an seine Großmutter geschrieben, und auch gebeten, Herrn Simon die tausend Franken zurück zu zahlen. Nachdem er Geld und die Einwilligung seiner Großmutter zu der von ihm beabsichtigten Reise erhalten hatte, ging er nach London.

So verschwanden in Zeit von drei Tagen die glänzenden Hoffnungen, die zu hegen er die

gegründetsten Ursachen gehabt hatte, und sein Eintritt in's praktische Leben war also rau und sonderbar genug, und entsprach nicht den Träumen, mit denen er die Schule verlassen hatte. Yves wurde dadurch verwirrt, aber nicht entmuthigt; die großen Ereignisse, selbst die traurigsten, haben das Gute, daß sie dem Geiste, indem sie ihn an das Außerordentliche gewöhnen, die Hoffnungen aller möglichen Umgestaltungen darbieten. Wenn die Schläge des Schicksals so plötzlich zerstören, wie sollte man da nicht auch eine eben so plötzlich»Wiederherstellung für möglich halten? Yves fühlte, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, daß das Leben ihm das weite Feld darbot, welches die Revolutionen jedem Ehrgeizigen öffnen, und daß, wenn die vortheilhaften Verhältnisse, in die der Zufall ihn gesetzt hatte, zerrüttet oder gar zerstört würden, derselbe Zufall ihm auch zu andern verhelfen könne, die er nur ihm zu danken haben würde.

Indessen hatten die wichtigen Begebenheiten, indem sie die tollen Freuden des jungen Mannes durch ernste Betrachtungen verdrängten, ihm keineswegs alle Neigung zu den Genüssen und Zerstreuungen geraubt, nach denen er sich so sehr gesehnt halte.

Der junge Herzog kam nach London mit einem, alten berühmten Namen, der Glorie der Verbannung, dem Verdienste der Treue, achtzehn Jahren und einer schönen sehr edlen Persönlichkeit; er wurde von der Londoner Aristokratie, die man mit Recht die große Welt nennen kann, weil sie alle Arten Größen, den Rang, das Vermögen, die Macht und das Genie in sich vereinigt, ausgezeichnet aufgenommen.

Yves bewunderte zuerst die Christliche ätherische Schönheit der jungen Engländerinnen, dann die ausgezeichnete Würde vieler Männer und ihre hohen Fähigkeiten. Er empfand ein Gefühl von Verehrung für das Land, wo man noch groß in's Leben eintreten sich darin erhalten kann, wo der Eine mit zwei und zwanzig Jahren Minister werden und der Andere diese Würde bis zum achtzigsten Jahre behaupten kann. Er empfand auch einen peinlichen Eindruck bei dem Rückblick auf sein Vaterland, Frankreich, wo seit fünfzig Jahren die Helden nur so kurze Zeit gelten; wo die Anerkennung sich eben so schnell abnutzt als die Personen; wo Jeder zerstört, um auch zerstört zu werden; wo alle Berühmtheiten, eine nach der andern, verschwinden, und nicht«beständig ist, als der Wechsel.

Ohne die schnell entstandene Revolution, von der Yves Zeuge gewesen war, würde er in England vielleicht nur die geselligen Interessen und die Sitten beachtet haben; wichtige Ereignisse hatten seine Augen für politische Wahrnehmungen geschärft, und er hatte für die politische Einrichtung des Landes, das ihn gastlich aufgenommen hatte, mehr Aufmerksamkeit als für seine Sitten und Gebräuche. Er sah also dieses Land in seinem schönsten Lichte, und da er weder Zeit noch Gelegenheit hatte, gründliche Betrachtungen anzustellen, blieb er befangen von dem ersten Eindrucke und behielt seine hohe Bewunderung; vielleicht auch, weil er fühlte, daß da, in dem Range, in dem er geboren war, er dem Glanze desselben den des Talenten hätte hinzufügen und Beides in Ehren genießen können.

Yves suchte die Vergessenheit seiner getäuschten Hoffnung in den Vergnügungen seines Alters, und sein Leben verfloß drei Monate in den Salons und den übrigen Theil des Jahres in den Schlössern angenehm genug, als es sich die Laufbahn der Gefahren und des Ruhmes in den Feldern der Vendée, öffnete. Er glaubte die Theilnahme an diesen Kämpfen seiner Ehre schuldig zu sein und reiste ab.

Frankreich, hatte man ihm gesagt, erwartete nur ein Signal, um die, welche es unter fernem Himmel betrauten, zurückzurufen: in Paris war Verwirrung, in der Armee Unmuth, in der

Bretagne Gefahr. Dahin begab er sich. Unterweges träumte seine jugendliche Phantasie von Aufopferung und Ruhm; als er ankam, war schon keins von beiden mehr möglich.

Seine alte Großmutter, die Marquise von Fontenoy-Mareuil, wünschte ihn wieder zu sehen; sie wollte, sagte sie, ihn noch einmal sehen, ehe sie stürbe, Er kehrte nach Paris zurück.

Was er dort fand, warf Unruhe in seine Gedanken und Unsicherheit in seine Seele. Welche Pläne für die Zukunft sollte er entwerfen? an welche Hoffnung sich halten? und die erste Folge der Unsicherheit ist innere Leere und Langeweile! Heinrich von Martinay war da, mit seiner spöttischen Sorglosigkeit und seinen kleinlichen, immer zufriedenen, aber niemals befriedigten Eitelkeiten. Er bemächtigte sich des aus London Zurückgekehrten. Es war eine Gelegenheit, seine Kunstgriffe auszuüben, theils in der Wirkung, die er auf die Seele des jungen Mannes, theils in der, die er durch ihn bei Andern hervorbrachte.

Herrn Simon suchte Yves umsonst, er konnte ihn nicht wiederfinden; desto besser gelang es ihm mit Frau von Savigny, die er sehr oft sah und zuletzt so oft zu ihr ging, daß die Welt darüber sprach; seiner Langeweile wurde auch hierdurch nicht abgeholfen.

Eines Tages, als er mit Heinrich spazieren ging, erblickte er endlich Herrn Simon, und verließ stürmisch seinen Freund, um zu ihm zu eilen. Die Freude des Einen bei dieser unerwarteten Begegnung war eben so sichtbar, als die Verlegenheit des Anderen. Herr Simon kündigte Yves sogleich an, daß er im Begriff stehe, denselben Abend eine Reise anzutreten, damit Yves durchaus keine Versuche, ihn wieder aufzusuchen, machen sollte; aber bei der Annäherung Heinrichs, der sie eingeholt hatte, stammelte Herr Simon eine Art Entschuldigung, und verließ sie eiligst.

»Wirklich, mein Freund,« sagte Heinrich, »dies ist eine sonderbare Bekanntschaft für den Herzog von Mauléon!«

»Wissen Sie, wer dieser Mann ist,« rief Yves, Heinrich beim Arm nehmend und so ganz von Neugierde erfüllt und beschäftigt, daß er nicht einmal den höhnischen Ton, in dem Heinrich geredet, bemerkt hatte.

»Dieser Mann!« antwortete Heinrich verächtlich, »Jedermann kennt ihn und Niemand will ihn zu kennen scheinen; man weicht ihm gewöhnlich mit derselben Sorgfalt aus, die Sie anwenden, um ihn aufzusuchen.«

»Was hat man denn gegen ihn?« fragte Yves beunruhigt.

»Meiner Treu, ich weiß nicht einmal recht,« antwortete Heinrich mit gleichgültiger Nichtachtung; »man sagt, daß er in die blutigen Scenen der Revolution von siebzehnhundert und drei und neunzig auf eine schreckliche Weise verwickelt gewesen sein soll . . . ich weiß weder die näheren Umstände, noch überhaupt etwas Genaueres darüber . . . aber gewiß ist, daß man ihn wie einen verhaßten Menschen flieht.«

»Wirklich, Heinrich,« sagte Yves ernsthaft, »in Ihrer Nichtachtung und Ihren Worten scheint mir etwas Widersinniges zu liegen.«

»Hat man immer Zeit, Alles, was in der Welt geredet wird, zu beglaubigen? Dieser Mann sieht so beschämt, so verlegen aus, daß er dadurch alles Böse, was man von ihm denkt, bestätigt. Woher kennen Sie ihn denn?«

»Er hat mir einen großen Dienst erzeigt.«

»Das wundert mich gar nicht, er sucht Gelegenheiten, sich nützlich zu machen . . . er ist einer von Denen, die sich durch edle Thaten bemerkbar zu machen suchen. Aber sehen Sie, wenn er,

statt sein Geld den Armen zu geben, es anwendete, um die Reichen zu amüsieren, würde ihm Niemand einen Vorwurf machen.«

Yves wollte Heinrich unterbrechen, dieser aber fügte mit bitterer Lustigkeit hinzu:

»Man muß den ganzen Muth seiner Lage haben; wenn man sich seines Schicksals, seiner Armuth, seiner Persönlichkeit schämt, wird man verachtet; wirklich ein tüchtiges Laster, mit dem man sich brüstet, ist vortheilhafter, als eine Tugend, über die man erröthet.«

»Sie scherzen,« sagte der junge Mann mit vorwurfsvollem Tone.

»Ich will Ihnen dafür tausend Beispiele anführen: ein großer Fehler, ein Laster, »in Verbrechen sogar, wenn es nur nicht vor den Richterstuhl der Assisen kommt, deren Bänke nach dem Volke riechen und mit schlechter Gesellschaft besetzt sind, alles Dieses, mein Freund, unverschämt zur Schau getragen, hält Niemanden in seiner Carriere auf, und verschließt ihm nicht dm Eintritt in die Salons.«

»Die öffentliche Meinung,« erwiderte Yves verdrießlich, »ist also keine entscheidende Macht?«

Heinrich antwortete mit ernsterem Ton«:

»Die öffentliche Meinung ist in der Zeit der Revolutionen so oft durch Leidenschaften irre geleitet, daß sie ihre Stärke, wie alle ihre Macht, die man mißbrauchte, verloren hat. Die Geschickten leiten, die Gleichgültigen verspotten sie und Jeder richtet sich in jetziger Zeit so ein, daß er sich um Andere nicht zu bekümmern braucht. Nehmen Sie Ihre Partei, mein Freund, amüsiren Sie sich; lassen Sie die Sachen wie sie sind; betrüben Sie sich nicht, wie Sie bis jetzt es thaten, über die Thorheiten und Irrthümer der Menschen; benutzen Sie dieselben zu Ihrem Vortheil; vermeiden Sie die langweiligen Grämmler wie Simon; machen Sie keine moralischen Betrachtungen, das ist schlechter Geschmack, und vorzüglich machen Sie nicht, wie Manche, den Versuch, die Gesellschaft zu verbessern; wenn man mit seinen Heldenthaten zur unrechten Zeit kommt, wird man, wie Don Quichotte, verlacht.«

Auf solche Weise machte sich Heinrich für Yves zu einer Art Organ alles Dessen, was die Welt Entmuthigendes, Kleinliches und Armseliges hat. Die Lage des jungen Herzogs war an sich schon traurig genug; keine Zukunft bot sich ihm dar! Die Gesellschaft, die ihn umgab, galt gar nichts mehr, und da sein Vermögen sehr unbedeutend war, mußte er zurückgezogen und unthätig leben, ohne einen Wirkungskreis, um seinen Geist zu üben, ohne den Luxus, der durch seinen Glanz Ehre verleiht. Alles erschien ihm abgeschmackt; er versank in einen tiefen Lebensüberdruß, so daß seine Gesundheit darunter litt. Heinrich, der sich darüber beunruhigte, wollte ihn zerstreuen; in der Jugend, mit einem so glühenden Charakter, wie ihn Yves hatte, muß man große Thaten thun, um nicht große Thorheiten zu begehen: er mußte also, da ihm die Ersteren unmöglich waren, sich zu den Letzteren entschließen.

Unter den zahlreichen Zerstreuungen, die Heinrich für ihn aufzusuchen bemüht war, befand sich auch der Vorschlag, ihn im Jockey-Clubb aufnehmen zu lassen.

Der Jockey-Clubb ist eine neue Schöpfung oder vielmehr Einfuhr aus England, Frucht des Müßigganges und der Langeweile, und das Asyl der tollsten Eitelkeit, der der Geburt, des Geldes und der Thorheit.

Vor seiner Aufnahme bestimmte Yves über sein Vermögen, wie wir es durch dm Grafen von Rhinville schon erfahren haben: der Verkauf seiner Besitzungen hatte ihm vierhundert-tausend Franken eingebracht, die er in vier Jahren zu vergeuden beschloß; auch wurde der Herzog von

Mauléon, jung, schön, lebensmüde, ausschweifend um der Langeweile zu entfliehen, wie ein Eingeborener im Jockey-Club aufgenommen.

Mitten in Paris, im Mittelpunkte der Thätigkeit, der Bewegung und des Lebens, an dem Orte, wo tausend Interessen und tausend Leidenschaften sich regen, auf einem der Boulevards, wo die unruhige Menge zu jeder Stunde zwischen dem Opernhause, der Börse und den Tuilerieen fluthet, gibt es elegante und reiche Salons, wo völlig unbeschäftigt, im entschiedensten Müßiggange und der größten Gleichgültigkeit gegen alles Nützliche, der jüngste, lebendigste, thatkräftigste Theil der Pariser so lebhaften und regsamen Bevölkerung lebt. Es gibt dort Männer, deren Geist von frühester Kindheit an sorgfältig gebildet wurde, denen das Geschick durch Vermögen Unabhängigkeit sicherte, und die ihre Tage hier verleben, den Geschäften und Angelegenheiten des Landes, dem sie angehören, so wie ihrer Familie und deren Freuden fremd . . . Sie rauchen, spielen, kleiden sich an und schwatzen, sind also ein Theil der menschlichen Gesellschaft; aber sie sind stolz darauf, Allem entsagt zu haben, was Menschen von Verstand oder Gefühl bezeichnet.

Wenn es unter dieser Gesellschaft einige ausgezeichnete Männer gibt, die aus Neugierde sich ihr anschlossen, einige Jagd- und Pferde-Liebhaber, die dieser Erholung beschäftigter Leute und Beschäftigung der Müßiggänger fröhnen; wenn ferner in demselben jene Glücksritter sich finden, die davon leben, die reichen Verschwender auszubeuten; wenn auch einige junge Leute aus dem reichen Mittelstande, die sich auf diese Weise zu Aristokraten zu machen hoffen, und andere weniger Begüterte, die in ihrem scheinbaren Luxus die sparsamen kaufmännischen Gewohnheiten beibehalten, um große Herren und schlechte Subjecte auf die wohlfeilste Weise zu repräsentiren: so sind doch die Mehrzahl derer, die diese tolle Gesellschaft bilden, dem höchsten Adel entsprossen, große Reichthümer besitzen und haben eine glänzende Erziehung erhalten. Indessen vergessen sie dieses Alles, um sich ausschließlich mit dem zu beschäftigen, was zu der lächerlichsten Sache von der Welt zu machen, sie sich bemühen, nämlich mit ihrer eigenen Person; sie rühmen sich, jedes Vergnügen zurückzustoßen, welches auf irgend eine Weise geistreich wäre, bringen höchst ernsthaft ganze Stunden damit hin, die Form einer Weste, das Knüpfen einer Cravatte, den Schnitt eines Rockes zu besprechen; von einem Jockei, einem Pferde zu reden, und ein Mittel ausfindig zu machen, ihre alten historischen Namen an irgend eine wunderliche Abgeschmacktheit (Gegenstand der Berühmtheit, den ihre Ahnen verachteten) zu heften. Einige von ihnen wagen ihr ganzes Vermögen auf Karten, ohne das Spiel zu lieben, Andere richten sich um einer Tänzerin willen zu Grunde, die ihnen nicht einmal gefällt; Einige setzen ihr Leben bei einem Wettrennen, Andere in einem Duell, ohne ihren Gegner zu hassen, auf's Spiel; Alle rühmen sie sich, allen Geschmack an den Vergnügungen verloren zu haben, gleichgültig gegen alle edle Empfindungen und unempfindlich gegen Leidenschaften zu sein; aber sie trinken, bis sie die Vernunft verlieren, würdigen sich bis zu den Thieren herab, und versichern, sich im dreißigsten Jahre tödten zu wollen. Ach! sie werden nicht einmal die zu dieser letzten Tollheit nöthige Energie in diesem tollen Treiben sich erhalten, und ihr Verstand wird alsdann nicht fassen können, daß sie Alles verschleudert haben, was in sie gelegt war, für die ernsten und großen Jahre der Bestimmung des Mannes.

Fehlt es diesen so nichtigen, sorglosen, leichtsinnigen, abgeschmackten Männern etwa an Vernunft, Geist, Willen oder Kraft? — Nein. Was ihnen fehlt, ist nur die Stellung, in der sie das Alles anwenden könnten.

Denn, wenn es möglich wäre, daß nach einem dieser, in Allem, was der schlechte Geschmack

nur Unsinniges erfinden kann, verlebten Tage, nachdem das Spiel aufgehört hat, Opfer zu fordern, die sich nicht betrüben, und Glückliche zu machen, die sich nicht freuen, nachdem die Freude der Ermattung und dem Ueberdruß gewichen ist und die letzten Strahlen der Vernunft in der Betrunkenheit, dem letzten Grade der Völlerei, erloschen sind; wenn es möglich wäre, daß nach einem solchen Tag« ein Mann, wie Napoleon, auf dem Gipfel feines Ruhmes, oder ein anderer Held, dessen Ruhm sein« Macht begründet hätte, plötzlich in der Mitte dieser jungen Thoren erschiene und ihnen sagte: »An der äußersten, von Paris und noch mehr von seinen Freuden und Sitten entferntesten Grenze Frankreichs liegt eine langweilige kleine Stadt, in der man nicht einmal weiß, daß es eine Oper gibt, und wo nichts an das glänzende Leben, dessen Ihr gewohnt seid, erinnert; da ist ein gefährlicher Posten, wo man vor Anbruch des Tages wachen muß, um nicht überfallen zu werden, nachdem man in der Nacht wenig schlafen konnte, weil man für die Sicherheit sorgen mußte; da hat man jede Stunde, jeden Augenblick den Tod zu erwarten; aber wenn man Muth, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart mitbringt, kann man Frankreich retten und kehrt man zurück, hat man das Recht, in den ersten Reihen der Armee sein Leben edlen Gefahren zu weihen.« Nicht Einer würde unter ihnen sein, unter diesen jungen Unsinnigen, der sich nicht zu einer, mit so vielen Gefahren zu erkaufenden Ehre drängte, und der nicht für dieses mühselige aber ruhmvolle Leben mit Entzücken sein bisheriges träges, zerstreutes aufgeben würde.

Denn sie Alle waren durch ähnliche Ursachen, als die, welche Yves von Mauléon dahin brachten, dahin geführt worden, oder sie gaben weder sich selbst, noch irgend Jemand Rechenschaft davon, und Yves von Maulion machte es wie sie.

So brachte er vier Jahre damit hin, durch Thorheiten seine Langeweile zu verjagen, seine Fähigkeiten in Ausschweifungen zu vergeuden; am Ende dieser Zeit hatte er etwas von seinem Geiste, etwas von seiner Zartheit, etwas von sein« Energie verloren; aber er fand, daß er alles Dieses guten Kaufs, um den Preis von vierhundert tausend Franken, los geworden war.

Die Marquise von Fontenoy-Mareuil hatte alle seine Gedanken errathen und alle seine Handlungen erfahren; ihre Ermahnungen in den Tagen der Thorheit waren nicht gehört worden; ihr Schmerz machte mehr Eindruck in den Tagen der Reue. Auch fügte sich Yves jetzt, wo er einen Theil seiner Charakterstärke verloren hatte, williger als früher, dem Willen seiner Großmutter.

Es blieb ihm nur die Wahl zwischen einer Heirath und dem Pistol. Er hatte zu dem Einen so wenig Neigung als zu dem Anderen, aber die alte Mutter lag zu seinen Füßen, er sah ihre Thränen und ließ sie sein Schicksal entscheiden.

Kurz vor diesem Zeitpunkte war der Vater der Familie eines Tages zu der Marquise gekommen und hatte ihr gesagt: »Ihr Enkel, der Herr Herzog Yves von Mauléon, ist vollständig banquerott; wollen Sie ihn mit einer Erbin von vier Millionen verheirathen? Einer meiner Freunde, Herr Simon, steht mit der Mutter dieses jungen Mädchens in Verbindung, und will es übernehmen, die Parthie zu Stande zu bringen.«

So war es gekommen, daß der Herzog Yves von Mauléon sich entschlossen hatte, sich zu verheirathen, und daß er in's Kloster gekommen war, um seine Zukünftige, Fräulein Gabriele Rémond, zu sehen.

Viertes Kapitel.

Herzensergießungen junger Mädchen.

Sobald an dem Tage der Zusammenkunft die Marquise von Fontenoy-Mareuil mit Ihrem Enkel und dem Grafen von Rhinville den Salon verlassen hatte, stieß Madame Rémond einen tiefen Seufzer der Befriedigung aus, der ungefähr sagte: Ich hoffe eine schwierige Aufgabe gelöst zu haben, und daß sie Alle eben so zufrieden mit der künftigen Schwiegermutter, als mit der Braut und der Mitgift sein werden . . . und wahrscheinlich, um durch Gabrielens Beistimmung ihre Freude erhöht zu sehen, sagte sie zu ihr:

»Nun, mein Kind!« Sie schien hierauf ein Lob zu erwarten, — aber dieses Lob blieb aus.

Aas junge Mädchen war gedankenvoll und antwortete mechanisch: »Nun, Mütterchen?« dann schwieg sie wieder. Ihre Aufmerksamkeit erwachte endlich über diese, ihrer Mutter so wichtige und ihr bis jetzt so gleichgültige Heirath.

»Da wäre denn eine Heirath zu Stande gebracht!« fuhr Madame Rémond sehr heiter fort, »ich habe wohl gesehen, daß die Sache abgemacht war: ich zweifelte ohnehin nicht daran,« sagte sie, ihre Tochter und dann sich selbst betrachtend. . . »sobald die Zusammenkunft beschlossen war!« . . . und in dem befriedigten, sichern und stolzen Lächeln der reichen Madame Rémond sprach sich Alles aus, was die selbstgenügsamste Eitelkeit nur sagen kann.

»Dennoch, mein Kind.« fuhr sie fort, »mußt Du gegen Niemand davon reden, denn so lange bis der Prediger und der Notar nicht dabei waren, wie man sagt, kann eine Heirath zurückgehen, und Diejenigen, welche uns um eine so glänzende Verbindung beneideten, würden nur zu bereit sein, unserer Hoffnungen zu spotten, wenn sie sich nicht verwirklichten. Du mußt also verschwiegen gegen Deine kleinen Freundinnen sein . . . und keine von ihnen ahnen lassen, daß Du im Begriff bist, Herzogin zu werden.«

Madame Rémond würde ihrer Tochter diese Ermahnung nicht gemacht haben, wenn sie nicht von der bis dahin so offenen, unbesonnenen, vertrauensvollen Gabriele hätte erwarten können, daß dieselbe die Gefährtinnen ihrer lärmenden Kinderspiele in die ernstesten Träumereien, die sich plötzlich ihrer Gedanken bemächtigt hatten, einweihen würde.

Indessen erweckten die neuen Eindrücke in der Seele des jungen Mädchens eine unwillkürliche Neugierde: sie suchte Elénore, die nachdenkendste der jungen Mädchen, auf, die, deren Aufenthalt in der Welt schon mehrere Ansichten hatte bei ihr entwickeln müssen, und zum ersten Male suchte sie sie auf, nicht um sie durch einige Possen ihren ernstesten Träumereien, zu entreißen, sondern um von ihr zu erfahren, wodurch diese Träumereien entstehen möchten und vielleicht, um sich dadurch die unbekanntenen und unbestimmten Empfindungen, die sie überwältigten, erklären zu können.

Sobald Madame Rémond also ihre Tochter noch zärtlicher als gewöhnlich umarmt und an Herrn Simons Arm das Kloster verlassen hatte, eilte Gabriele, Elénore aufzusuchen; sie hatte den durch ihre Unbesonnenheit veranlaßten Zufall vergessen, und hörte mit eben so viel Erstaunen als Betrübnis, daß Elénore lange in bewußtlosem Zustande zugebracht hatte, und daß sie noch immer leidend sei. Sie lief augenblicklich nach ihrem Zimmer, und fand sie zu ihrer großen

Verwunderung in Thränen; aber dieses bewog Gabriele um so mehr, die Ursache des Besuches, den sie gehabt hatte, geheim zu halten. Elénore ahnte nicht, daß die Personen, die sie im Salon gefunden hatte, später von ihrer Freundin wieder gesehen waren, und sprach also mit derselben nicht von ihnen, und Gabriele, Vorwürfe oder Fragen fürchtend, freute sich dieses Schweigens; ihr Wunsch, bei Elénore zu bleiben, wurde durch dasselbe erhöht; die lärmenden Spiele reizten sie nicht und sie richtete sich neben ihrer Freundin ein, die sie nachgiebig gewähren ließ. Gewöhnlich suchte das lebhaftes Kind das schwermüthige junge Mädchen nur auf, um deren sanfter Traurigkeit ihre lebhaftes Munterkeit entgegen zu setzen, und die Andere ließ sie ihre Possen machen, dieselben weder wünschend, noch zurückweisend. Es war eine beinahe mütterliche Nachsicht, die die kindischen Spiele mehr aus Gefälligkeit als aus Neigung zu gestatten schien. Sie behielt also Gabrielen, die nicht nach Gesellschaft verlangte, bei sich. Uebrigens war für Elénore ziemlich Alles gleich; von diesem heitern, fröhlichen Kinderkreise, ihren Freuden und ihren kindlichen Leiden umgeben, nahm sie weder an den einen, noch an den andern Theil. Das Geräusch zerstreute sie kaum; die tollste Lustigkeit rief kaum ein leichtes Lächeln ihres bleichen Gesichtes hervor, welches so schnell verschwand, daß man leicht sah, daß dieser Anschein von Heiterkeit nur äußerlich war und keinen Zugang zu ihrem Herzen fand; auch widersprach sieden tollsten Schelmereien, deren Anstifterin Gabriele zu sein pflegte, nur, ohne ungeduldig oder verdrießlich darüber zu werden.

Es war eine vollständige Gleichgültigkeit gegen Alles, aber frei von Bitterkeit oder Eigensinn. Vielleicht hatte diese gleichgültige Gefälligkeit die Hinneigung der launenhaftesten dieser jungen Mädchen veranlaßt. Gabriele hatte die Ungeduld der Andern oft gereizt und liebte Elénore wegen der sanften Duldung ihrer Einfälle.

Aber jetzt, wo tausend neue Vorstellungen in dem jungen Kopfe des wilden Mädchens keimten, hatte ein unbegreiflicher Instinkt sie auf die Vermuthung geführt, daß diese große Gleichgültigkeit Elénorens gegen Alles, was sie umgab, vielleicht von einem ausschließlichen Interesse komme, das sie mit Gedanken erfülle, die den friedlichen Bewohnerinnen der Zurückgezogenheit, in der sie lebten, fremd waren, und dies war ein noch stärkerer Zug, der sie an das träumerische junge Mädchen fesselte.

»Elénore, komm mit mir!« sagte sie, die Hand ihrer Freundin ergreifend; diese ließ sie anfangs gehen und folgte ihr aus Gewohnheit, aber plötzlich blieb sie stehen, sich ohne Zweifel der letzten Folgen ihrer Nachgiebigkeit erinnernd.

Gabriele lächelte.

»O! fürchte nichts,« sagte sie, »wir gehen nur in den Garten. Die Pensionairinnen sind hineingegangen, der Besuch ist fort, wir werden allein sein; es wird Abend, die Luft hat sich abgekühlt und es ist schrecklich, so eingeschlossen zu sein. Komm, laß uns am Ende der dunkeln Allee, die Du so liebst, niedersetzen.«

Und ohne Antwort abzuwarten, ging sie zur Thür und Elénore folgte ihr. Sie waren alle Beide den Gesetzen des Hauses, nach welchen die Schülerinnen jetzt in den Zimmern sein mußten, nicht unterworfen. Das Alter Elénorens, die zwanzig Jahre zählte, und ihr nur vorübergehender Aufenthalt im Kloster, wie das große Vermögen und der originelle Charakter Gabrielens, hatten beiden eine Freiheit verschafft, von der sie Überbern so leicht keinen nachtheiligen Gebrauch machen konnten, weil sie sich darauf beschränkte, daß sie Haus und Gärten zu der Stunde, wo Niemand von außen hineinkommen konnte, allein durchliefen.

Sie kamen also zusammen am Ende einer Allee an und setzten sich, diesmal alle Beide

nachdenkend, auf eine Rasenbank. So nahe bei einander, war Gabriele einen halben Kopf größer; ihr schwarzes Haar und ihre lebhaften Farben standen im auffallendsten Contrast zu dem blonden Haar und dem bleichen Gesicht ihrer jungen Freundin, die sie sanft umfaßt und an ihr Herz gezogen hatte.

»Befindest Du Dich nicht wohl hier, Elénore?« sagte Gabriele, die durch ihre physische Kraft die Schwäche ihrer Freundin zu unterstützen schien; denn das so frei aufgewachsene Mädchen hatte wirklich Formen, die eine frühe Entwicklung ankündigten. Obgleich ihre Taille in der Mitte sehr fein, war doch ihre Brust breit, ihre Schultern gut gebaut, ihre Arme schon ein wenig kräftig; obgleich ihre Hände und Füße außerordentlich zart waren, der Silberton ihrer Stimme, ihre scharf ausgeprägten Augenbrauen, die bis zu den leuchtenden Augen gingen, ihre lebhaften Farben, die bei der leichtesten physischen oder moralischen Aufregung wechselten, alles Dieses kündigte eine jener kräftigen Naturen an, die weder durch die Luft der Salons zu früh gereift, noch durch irgend eins ihrer Gesetze oder Ansichten gequält und unterdrückt war. Das Feuer ihrer Blicke und die Beweglichkeit ihrer Physiognomie zeigten an, daß dieser so schön und kräftig entwickelte Körper eine sich begabte Seele umschloß.

Auf dem zarten Gesichte der zierlichen Elénore hingegen sah man neben dem Ausdruck von Schwäche schon die Spuren der Leiden und Schmerzen, die die Beziehungen zu der Welt veranlassen; Schmerzen, die durch die Nothwendigkeit, sie zu verbergen, noch bitterer werden > und diese leichten Spuren von ihr fremde»Schmerzen, ihr unbekanntes Gedanken, wollte Gabriele, von ihrer Freundin unbemerkt, erforschen. Zum ersten Male wollte sie etwas aus dem Leben in der Welt erfahren, denn zum ersten Male war dem sorglosen Kinde aufgefallen, wie fremd die Welt ihr noch war.

»Elénore,« sagte die kleine Neugierige, »erzähle mir doch, wie Du die Jahre verlebtest, in denen das ganze Kloster und Deine alten Freundinnen Dich so schmerzlich vermißten? sage mir, weshalb Du sie verließest? warum Du in Deinem jetzigen Alter zu dem, kindlichen Leben, das so wenig für Dich paßt, zurückgekehrt bist?«

Elénore sah sie überrascht an.

»Du wunderst Dich über meine Fragen?« fuhr Gabriele fort, »aber mußtest Du Dich nicht eigentlich wundern, daß ich sie Dir jetzt erst vorlege? Elénore, weißt Du nicht, daß Du oft, während Alles Lärm und Freude um Dich her war, gedankenvoll und ohne etwas zu sehen, hier saßest? Wenn ich Dich zur Richterin über unsere Spiele, oder zur Schiedsrichterin unserer Streitigkeiten aufrief, wußtest Du nicht, wovon die Rede war, Du saßest mitten unter uns, sahest nach dem, was um Dich her vorging, hattest aber nichts davon gesehen und gehört. Wo waren denn Deine Gedanken? nach was sehntest Du Dich? und wer erfüllte so ganz Dein Herz, daß es für meine Freundschaft unzugänglich war?«

»Wer?« antwortete Elénore, ihre Gefährtin beunruhigt ansehend, und vielleicht glaubend, Gabriele frage sie so aus, weil sie schon etwas über die Ursache ihre Gleichgültigkeit und Träumerei entdeckt habe; und dieser Gedanke färbte ihr bleiches Gesicht mit einem leichten Anflug von Roth.

»Ja, wer?« sagte Gabriele lachend,; »denn nun sehe ich schon, daß es ein »Er« ist! Aber fürchte nichts, Elénore, ich bin kein Kind mehr; ich bin sechzehn Jahre alt geworden und Mama sagt, daß sie mich bald verheirathen will. Eine verheirathete Frau ist etwas sehr Vernünftiges, wie ich hoffe . . . und Du wirst Respect vor mir haben! . . . aber ich werde Dich dafür lieb haben . . . wenn Du mir jetzt Vertrauen schenkst.«

Elénore sah sie aufmerksam an, und das Komische des wichtigen Ansehens, welches das kindliche Gesicht der baldigen Frau anzunehmen suchte, machte ihre träumerische Freundin lachen. In der Jugend hat selbst die Traurigkeit etwas Anmuthiges; der Sturm knickt zuweilen Blumen ab, aber indem sie fallen, sind sie noch lieblich. Der Kummer Elénorens raubte ihr nicht ganz eine sanfte Heiterkeit, und sie war immer reizend.

»Ich werde Dich, wenn Du willst, jetzt schon verehren, Gabriele, aber niemals Dich traurig machen! Das wäre zu schade,« fügte sie lächelnd hinzu.

»Sollte man nicht glauben, daß das Leben in der Welt aus lauter Unglück bestände,« erwiderte Gabriele lustig; »daß die Welt voll Abgründe wäre; daß man keinen Schritt in den Salons thun könnte, ohne in diesen Abgründen zu versinken! Geh doch . . . wenn ich erst so weit bin, werde ich friedlich und ohne Sorgen durch die Welt gehen, wie ich vor noch nicht gar langer Zeit durch den Park von Arnouville ging, ich hoffe mich durch die Gefahren der Welt zu winden, wie durch die Dornesträucher, zwischen denen ich so geschickt hindurchlief, daß ich niemals verwundet wurde; Du würdest, wette ich, die Hälfte Deines Anzuges und auch ein Theilchen Deines Körpers an den Sträuchern haben sitzen lassen! Du, mit Deiner ruhigen, vernünftigen Miene, siehst nichts, und mir, mit aller meiner Unbesonnenheit, entgeht nichts.«

Elénore betrachtete sie noch immer lächelnd.

»Es ist möglich!« sagte sie; »aber glaube mir, Gabriele, es gibt Dinge, die man weder vorhersehen, noch vermeiden kann . . . man muß alsdann sich dem Schmerze beugen, nicht gegen das Geschick kämpfen, und vielleicht,« fügte sie mit einem Seufzer hinzu, »wird die Resignation uns als eine Tugend angerechnet.«

Gabriele war von so lebhafter und empfänglicher Natur, daß jede Bewegung sich ihr schnell mittheilte. . . Von diesen Worten erweicht, drückte sie Elénore zärtlich an ihr Herz, und diese beiden so verschiedenen, aber beide reizenden, beide ganz weiß gekleideten Mädchen gewährten, so gruppiert, einen hinreißenden Anblick! Elénore, die Munterkeit Gabriels belächelnd, Gabriele über Elénorens Schwermuth beinahe weinend, hatten sie, ohne zu wissen, wie es kam, in diesem Augenblicke beinahe die Charaktere gewechselt.

Elénore betrachtete Gabriele lange mit schwermüthigem Lächeln, und sagte dann:

»Du bist hübsch . . . sehr hübsch!«

Gabriele lachte: »Hübsch?« sagte sie, ohne auf dies Wort mehr Werth zu legen, als sie denselben Morgentaus das Wort »Heirath« gelegt halte. Aber plötzlich nahm sie eine ernste Miene an, und fügte hinzu:

»Du findest mich hübsch, Elénore, weil Du mich liebst; aber glaubst Du, daß Jemand, der mich zum ersten Male sähe, mich auch hübsch finden würde?«

»Ohne Zweifel,« antwortete Elénore.

»Und wenn man hübsch ist, wird man geliebt?« fragte Gabriele.

»Ja, von den Männern . . .« sagte lachend Elénore; »von den Frauen hingegen verabscheut.«

»Ach! Du verabscheust mich also?« erwiderte Gabriele lachend.

»O! das ist ein Unterschied . . . ich spreche von den Frauen der Welt . . . von verheiratheten Frauen, die Allen gefallen wollen, oder die Einen lieben. . . Siehst Du, ich, die Dich so sehr liebt . . . nun wohl! es ist. . . Jemand. . .«

Sie hielt inne und Gabriele fügte hinzu:

»Dem hübsch erscheinen zu wollen Du mir nicht verzeihen würdest, nicht wahr?«

»Kann sein!« sagte Elénore seufzend: »aber wozu diese Fragen?«

Gabriele sah eine Wolke über die Stirn ihrer Freundin gleiten und drückte einen Kuß darauf.

»Liebe Elénore!« sagte sie zärtlich; »auch Du wirst glücklich und geliebt werden, denn Du bist sehr hübsch und sehr gut.«

»Glücklich!« erwiderte Elénore traurig; »ich bin es nie gewesen . . . ich weiß nichts mehr von der Zeit, ehe ich in dies Kloster kam, ich war noch Kind, ich hatte keine Mutter mehr . . . und Herr Simon . . .«

»Herr Simon?« unterbrach sie Gabriele erstaunt; »auch Herr Simon?«

»Niemand als er,« sagte Elénore, »hat bis jetzt Theil an meinem Schicksale genommen, bis zu dem Tage, wo er, was nun drei Jahre sind, kam, um mich hier aus dem Kloster abzuholen. Kein Vater kann zärtlicheren Antheil an seiner Tochter nehmen, als er an mir, wovon er mir täglich die angelegentlichsten Beweise gibt; aber wirklich, ich glaube, seine Freundschaft bringt Unglück.«

»Was sagst Du da!« rief Gabriele entsetzt.

»Fürchte nichts, Gabriele,« sagte Elénore lächelnd; »Du kannst die bösen Mächte bannen: Erstlich Dein heiterer, muthiger Geist, dann eine gute Mutter und ein unermeßliches Vermögen! Von allem Diesem habe ich nichts.«

»Aber Du hast eine Freundin, Elénore,« entgegnete Gabriele, »eine Freundin, der Dein Glück Bedürfniß geworden ist; und wenn Du allein es nicht hast gründen können, nun gut! so wird es jetzt leichter zu erreichen sein, wenn wir Beide uns dazu vereinigen.«

»Gabriele,« sagte Elénore dankbar, »Du warst immer gut, aber heute bist Du so innig und zärtlich, wie ich Dich noch nie sah; ich liebte Dich, wie ein liebenswürdiges Kind, und in diesem Augenblicke liebe ich Dich, wie eine Schwester, der ich meine ganze Seele öffnen könnte; denn Deine Worte thun mir wohl und ich fühle, daß ich an Deinem Busen weinen kann.«

»Ja,« antwortete Gabriele, »dieser Tag stiftet zwischen uns eine Freundschaft für das ganze Leben. Höre, hier ist ein kleiner Ring, der seit drei Jahren nicht von meinem Finger gekommen ist, stecke ihn an den Deinigen, daß er Dich jeden Augenblick an eine Freundin erinnere, auf die Du für immer rechnen kannst.«

Elénore war bewegt . . . »Ja,« sagte sie, »ich werde ihn tragen . . . und getrennt und vereint, ihn behalten . . . Nur . . . wenn ich die Nähe des Todes fühle, werde ich ihn Dir zurückgeben und alsdann wirst Du ihn in liebevoller Erinnerung an mich wieder tragen.«

Sie umarmten sich zärtlich, Elénore trocknete eine Thräne, und fuhr fort:

»Vor drei Jahren kam Herr Simon eines Morgens hierher, um mich abzuholen; ich war siebzehn Jahre alt und wußte, daß ich in diesem Alter das Kloster verlassen sollte. Indem wir fort gingen, sagte Herr Simon zu mir: »Sie haben keine Mutter mehr, Elénore; aber Ihr Vater lebt, und gibt sich Ihnen nur deshalb nicht zu erkennen, weil Ihr Dasein ihm das theuerste Gut der Erde ist und weil es für Sie besser ist, daß der Name Ihres Vaters Ihnen noch eine Zeitlang unbekannt bleibe.« Glücklicherweise gestatteten diese letzten Worte mir, mich einer tröstenden Hoffnung zu überlassen, und ich fragte, ob diese Ungewißheit über meine Herkunft noch lange dauern werde?

— »Sobald Ihr Geschick durch eine vortheilhafte Heirath gesichert ist,« antwortete Herr Simon, »wird Ihr Vater sich das Glück, sein Kind zu umarmen, nicht mehr versagen, und bis dahin wünscht er, daß Ihr Leben so heiter als möglich verfließen möge. Er wünscht auch, daß Sie

in der Welt, in die Sie jetzt eintreten werden, eine Person, die Ihnen schon bekannt ist, die nur wenig alter ist als Sie und Ihre Gefährtin in diesem Hause war, als Stütze finden mögen.«

»Wirklich, Gabriele, führte Herr Simon mich zu einer Dame, die hier erzogen ist, und die ich als ganz kleines Kind hier noch gesehen zu haben mich erinnerte.

»Diese Frau! Ach, meine liebe Gabriele, erlaube mir, Dir ihren Namen zu verschweigen; ich kann Dir meine Geheimnisse mittheilen, aber über fremde Geheimnisse darf ich nicht disponieren. Sie ist so eng verbunden mit meinem Kummer, daß ich sie oft werde erwähnen müssen, und obgleich Du sie ohne Zweifel niemals kennen lernen wirst, werde ich sie Dir durch einen ihrer Taufnamen . . . Rosa . . . bezeichnen, der wahrhaft bezeichnend für sie ist, denn nichts kann frischer, rosiger sein, als ihre Schönheit zwei Jahre zuvor . . . es ist wahr, daß seit dieser Zeit ihre Farbe und ihre Heiterkeit verschwinden . . . sie klagte über ihre Gesundheit . . . vielleicht um ein anderes Uebel, das sie nicht gestehen wollte, und das ihre Jugend vor der Zeit zerstörte, zu verbergen.

»Als ich zu ihr kam, war Rosa kaum sieben und zwanzig und ihr Mann über sechzig Jahre alt; seine Gewohnheiten entfernten ihn noch häufiger als sein Alter von seiner Frau, und mitten in Verhältnissen, die ihr fremd blieben, wünschte sie sich eine Gesellschafterin . . . eine Freundin . . . und Herr Simon, den sie zuweilen sah, hatte unsere Vereinigung vermittelt. Rosa gefiel mir vom ersten Augenblicke an. In mir, Gabriele, (und bei Dir wird es eben so sein, es ist ein Fehler, oder eine Eigenschaft der Frauen), in mir also ist jede Zuneigung unwillkürlich; mein Herz fühlt sich beim ersten Augenblicke angezogen oder zurückgestoßen, und alle möglichen Vernunftgründe sind nicht im Stande, meinen Widerstand zu besiegen, oder meine Zuneigung zu zerstören.

»Rosa erregte die meinige aufs Lebhafteste; ihre Aufnahme war liebevoll; sie schien für mich zu empfinden, was ich für sie fühlte; wir wurden in wenigen Tagen innige Freundinnen, ihre Weltkenntniß klärte mich über tausend Sachen auf, und ich verlebte so zwei köstliche Jahre, die mir auch süß und angenehm für sie zu sein schienen, ungeachtet der Schwermuth und Reue, die ihre Seele in sich verschloß.

»Ihr Kummer fing an Träumerei zu werden, sie schien sogar in ihr Schicksal ergeben zu sein! Sie vertraute mir Folgendes, mit tausend Umständen, die Dir mitzutheilen zu weitläufig sein würde. Sie halte, von allen Verführungen, die eine schöne junge Frau in der Welt belagern, umgeben, lange widerstanden; aber endlich war ein durch Herz und Geist, wie durch feine Sitten und Schönheit, gleich ausgezeichneten Mann der Gegenstand ihrer ganzen Liebe geworden. Seinen Namen, so wie die Ursachen, die ihn von ihr entfernten, wollte sie mir nicht sagen, vielleicht existierten auch gar keine, denn sie wiederholte oft: dieses Gefühl, was man Liebe nennt, hört ohne Ursache auf, wie es ohne Grund anfängt; sein Lebensglück auf einen so vergänglichen Grund bauen ist, als hätte man es auf einen Wurf gesetzt, und wenn man verloren hat, darf man Niemand als sich selbst anklagen.

«Sie war jeden Tag in Salons, im Theater; sie trieb Musik und Malerei; ihre Lebensart war die aller Frauen; aber ich bemerkte, daß ein alle andere beherrschender Gedanke sich zwischen sie und alle ihre Freuden drängte. Ein Wort, ein Seufzer, ein Blick, der allen Anderen entging, enthüllte mir ein Leiden, das ich oft, ohne ihr Wissen und ohne mich darüber zu erklären, zu lindern suchte. Die Wunde war noch zu schmerzlich, man durfte sie nicht berühren.

»Oft redete sie mit mir von meiner Zukunft, nie von der ihrigen. Wenn ich sie fragte, antwortete sie: Für mich ist Alles zu Ende . . . aber Du, Elénore, Du mußt glücklich werden!. Du

mußt frei, mit allen Kräften Deiner Vernunft, dem Rache meiner Freundschaft und der Stimme Deines Herzens, einen jungen Mann wählen, dessen Seele noch in süßen Täuschungen lebt, dessen gereifter Verstand Dir Vertrauen, dessen sanfter und weiser Charakter Dir die Hoffnung auf ein glückliches, friedliches Leben an seiner Seite einflößt; besonders muß er Dir gleich beim ersten Anblick gefallen! Wenn Dein Herz schlägt, indem Du ihn siehst, wenn Du empfindest, was noch kein Anderer in Dir erweckte; das. Elénore, ist die Liebe!«

»Was sagst Du!« rief Gabriele, die Freundin unterbrechend . . . »die Verwirrung . . . die Theilnahme. . . die Furcht, die man auf einmal empfindet . . . das ist die Liebe?«

Elénore wollte sie ansehen; aber es war dunkel geworden, sie unterschied das erröthete und verwirrte Gesicht Gabrielens nicht mehr; sie fühlte nur ihre Hand heftig von ihr gedrückt.

»Weißt Du das? — Du?« sagte sie.

»Ich weiß nichts,« sagte Gabriele lachend, »aber ich möchte es gern wissen! Und Deine Freundin, die Frau von siebenundzwanzig Jahren, die wußte . . . lehrte Dich also, woran Du den, den Du lieben würdest, erkennen müßtest? Fandest Du ihn bald?«

Elénore fuhr fort:

»Nur zu bald, weil es mir nicht beschieden war, mit ihm vereint zu werden. Es gibt Güter, die man nie besitzen, oder immer beweinen muß! An dem Tage, wo ich mich verheirathe, erhalte ich zwei tausend Livres jährliche Renten; ich wußte, daß das nicht hinreicht, um ein zufriedenes und sogar gemächliches Leben zu führen. Man hatte mir gesagt: Wähle! Wir sahen nur Männer von feiner Erziehung bei uns; mehrere hatten schon um mich geworben; aber keiner von ihnen hatte mir gefallen! Ich wartete also mit großer Ruhe; ich war zufrieden.

»Ich folgte Rosa zu den Festen und Bällen, oder blieb mit ihr zu Hause, um Gesellschaft zu empfangen. Ihr Mann begleitete uns, wenn seine eigenen Vergnügungen oder die Schwächen seines Alters es ihm erlaubten. Einige andere Personen waren auch immer bei uns; nichts Besonderes unterschied unser tägliches Leben von dem aller anderen reichen Frauen. Rosa hatte, arm und aus einer alten Familie, einen alten General-Einnehmer geheirathet; für sie war also das hohe Finanzwesen und die Vorstadt St. Germain weniger getrennt, als man denken sollte. Alles, was den ersten Rang einnimmt, sei es auch sehr verschieden, ist gewissermaßen verbrüdet: die Ersten unter den Reichsten, die Ersten unter dem Adel, die Ersten von der Politik, von den Künsten und Wissenschaften, bilden unter einander eine eigene, zusammenhaltende Welt; nur im zweiten Range theilt die Gesellschaft sich in Classen.

»Rosa liebte besonders zahlreiche Gesellschaften, vielleicht, weil man in denselben leichter der Aufmerksamkeit entgeht, die sie zuweilen zu sehr erregte. Oft erschien sie bei diesen Festen reich und elegant geschmückt; ihr Gesicht zeigte einen Wunsch oder eine Hoffnung des Erfolges. Ihr Geist war lebhaft und glänzend; alle Bücke hefteten sich auf sie; Jeder wünschte ihr zu gefallen . . . und plötzlich stand sie still, ihr Lächeln verschwand: bleich, stumm und erstarrt verließ sie den Ball, ohne Denen, die sie umringten, noch ein Wort oder einen Blick zu schenken, Denen, für die sie sonst lebenswürdig war, die es für sie zu sein glaubten; und sie blieben betäubt zurück über »ine Gleichgültigkeit, die ihnen wenigstens sonderbar schien und die sie ihr nie vergaben.

»Eines Tages waren wir auch so auf einen Ball gegangen, sie, glänzend, ohne Freude, ich fröhlich, ohne den Wunsch zu glänzen. Dieses Mal blieb ihr Gesicht den ganzen Abend strahlend, und die angelegentlichsten Huldigungen umgaben sie. Ich glaubte endlich ihr Geheimniß errathen zu haben, und meine Ueberraschung, ich gestehe es, war groß; indem ich

mir ihre anhaltende Heiterkeit nur durch die großen Aufmerksamkeiten eines Mannes erklären konnte, mußte ich wohl glauben, daß dieser Mann der Gegenstand ihrer so lange gehegten Wünsche und Schmerzen sei und so erklärte sich mir Alles natürlich.

»Du weißt noch nicht, Gabriele, daß es eine mächtige Gottheit gibt, der Jeder in der Welt opfert; es ist die Eitelkeit. Dir zu beschreiben, wie ein unerklärliches Etwas, ohne reelle Freuden dem Geiste, süße dem Herzen, ohne irgend einen materiellen Genuß zu gewähren, Alles beherrschen kann, ist unmöglich; man müßte einen unerklärlichen Wunsch, über Andere zu triumphieren, mehr zu scheinen als man ist, zergliedern können; müßte Dich tausend Dir ganz fremde Spitzfindigkeiten kennen lehren, um Dir einen Begriff von den unbestreitbaren Rechten dieser Macht zu geben, die Worte, Handlungen und Gedanken in der Gesellschaft leitet. Da ich Dir jedoch ihre Ursachen nicht erklären kann, so will ich Dir eine ihrer Wirkungen darstellen.

Bei den Festen, welche die Frauen so begierig besuchen, war gerade damals' der Gegenstand aller ihrer Coquetterieen ein junger fremder Prinz, Souverain eines jener kleinen deutschen Höfe, deren erbliche Ehren und langweilige Feierlichkeiten oft nur zu gern verlassen werden, um dagegen den Genuß der heiteren Freuden und gesellschaftlichen Erfolge der Pariser Salons einzutauschen. Er vergaß gern seine Macht für diese Freuden. Hätte Eine oder Einige dieser Frauen ihn geliebt, so hätte man glauben können, wahre Liebe ziehe sie zu ihm hin, aber Alle! Auch die, welche, ehe sie ihn sahen, vorwurfsfrei waren — das konnte doch nicht alles Liebe sein und Niemand hatte dies bis jetzt eifriger getadelt als Rosa; sie, die nicht begreifen konnte, daß alle sich gewissermaßen an seine Schritte hefteten — die es hundert Mal als unerhörte Eitelkeit getadelt hatte — sie sah ich jetzt berauscht von den Huldigungen eben dieses Prinzen! Ich hielt bald ihre Epigramme über die Aufführung der andern Frauen für Eifersucht und die Aufmerksamkeit, die der Prinz ihr bewies, für eine Rückkehr zu den Gefühlen, die sie so schmerzlich beweint hatte. Der Ausdruck des Triumphes, mit dem sie die Hand nahm, die er ihr zum Lanze bot, das Glück, das in ihren Augen leuchtete, alles Dieses zeigte erfüllte Hoffnungen und eine Freude an, die nichts mehr zu wünschen übrig ließ.

»Aber ich begriff auch, wie sehr eine so beneidenswerthe Eroberung ihr streitig gemacht sein mußte; wie der junge Prinz lange vergessen haben konnte; er hatte ja so viel zu denken! Ich erschrak nur denn die Gesichter der andern Frauen drückten Neid, Verdruß, Zorn aus, und ich errieth, daß eine solche Liebe mehr Furcht als Hoffnungen einflößen mußte.

Rosa schien nichts mehr zu fürchten. Von dem Prinzen zur Tafel gefüllt, als es zum Souper ging, blieb sie vor mir stehen und sagte, auf einen jungen Mann deutend, der neben mir stand, und sie so eben begrüßt hatte: »Elénore, ich stelle Dir Herrn . . .« Ach! Gabriele, ich will nicht — ich kann Dir nicht seinen Namen sagen!« rief das junge Mädchen mit bebender Stimme.

»Endlich! Er ist es also!« sagte Gabriele, ihre kleinen Hände in einander schlagend; »nun kommt der Held Deines Herzens! Weißt Du, daß ich schon recht ungeduldig auf seine Ankunft war? Du willst seinen Namen nicht sagen? Nun gut, es sei! aber gieb ihm wenigstens einen . . . Albert, Alfred, Arthur, Ferdinand oder Yves . . .«

»Yves?« wiederholte Elénore mit sonderbarer Stimme.

»Warum nicht? dieser Name ist hübsch, einfach und nicht allgemein: ich liebe ihn! Also, nenne ihn Yves . . . mir zu Gefallen.«

»Wie Du willst,« erwiderte Elénore etwas bewegt. »Also, Rosa sagte zu mir: »Dies ist Herr Yves von . . . ein alter Bekannter, den ich nach jahrelanger Trennung heute zum ersten Mal wiedersehe. Und zu ihm sagte sie: ich stelle Ihnen, mein Herr, meine beste Freundin vor.«

»In ihrer Stimme lag etwas Sonderbares, das mich eine geheime Absicht vermuthen ließ . . . ich betrachtete also den, welchen sie meiner Aufmerksamkeit zu empfehlen schien! . . . ich sage Dir nichts von seinen regelmäßigen Zügen, seiner schonen Gestalt, seinen hinreißenden Manieren. Gleich im ersten Augenblicke war er für mich der Schönste von Allen, mehr brauche ich Dir nicht zu sagen!

»Was kann ich Dir nun noch hinzufügen, Gabriele? Er kam alle Tage zu Rosa; wir fanden ihn in Gesellschaft, im Theater, bei ihr, fast alle Tage, Es waren eine Menge neue Empfindungen, unaussprechliche Freuden von da an! . . . Er redete nicht mit mir von Liebe, aber er redete nur mit mir; mir bot er seinen Arm, mich forderte er zum Tanz auf, mich bat er zu singen, mich suchte er überall.

»So vergingen zwei Monate; Rosa immer ausgelassen lustig, glänzend geschmückt, sich bei allen Festen zeigend, und bei denselben immer die Gesuchteste und Umringteste; kurz, sie war, Dank sei es den Auszeichnungen des Prinzen, die Frau, die diesen Winter Mode war . . . denn die Liebe des Prinzen ist, wie es mir scheint, eine Art Aushängeschild her Schönheit, um die Menge anzulocken.

»Seit sie ihm eines Abends auf einem Balle einen Rosenstrauß, den sie in der Hand hielt, gezeigt und gesagt hatte: Dies ist mein Name! zeigte der Prinz eine große Vorliebe für Rosen, und wir begegneten ihm nie, daß er nicht eine in der Hand oder im Knopfloche gehabt hätte. Alle Welt bemerkte es, und nichts konnte bekannter sein, als diese geheimnißvolle Liebe.

»Aber ich sah überall nur Herrn Yves und zweifelte nicht, daß es Rosa's Wunsch sei; dennoch wollte ich ihr endlich mein Herz offenbaren und auch von dem Zustande des ihrigen mit ihr reden; aber glaubst Du wohl, daß ich der Unruhe, in der wir lebten, eine einzige Minute mit ihr allem abgewinnen konnte? . . . vielleicht auch wollte sie die Gelegenheit dazu vermeiden; denn suchte ich sie Morgens, so war sie immer ausgegangen und später war Gesellschaft da. Ich freute mich also sehr, als die Abreise auf's Land angekündigt wurde, wo Rosa schon seit einigen Jahren nicht gewesen war und wo sie sich dieses Mal sehr früh niederlassen wollte . . . Unter den Eingeladenen war auch Yves . . . auch hierin glaubte ich Rosa's mich betreffendes Project zu erkennen; ach! meine Liebe, ich hatte mich in Allem betrogen, an dem Allen war nichts wahr, als meine Liebe.«

»Wie so?« fragte Gabriele erstaunt; »weißt Du wohl, daß Deine Rosa, mit ihrem Manne, ihrem Prinzen und vielleicht auch noch dem Wunsche, dem Herrn Yves zu gefallen, mir eine räthselhafte Person zu sein scheint, die ich nicht leiden kann? Ich bin überzeugt, daß sie es ist, die alle Deine Leiden verursacht hat.«

»Ach!« erwiderte Elénore traurig, »es war meine Schuld und nicht die ihrige. Rosa liebte immer nur Einen, der sie nicht mehr liebte, wie ich glaube; aber wer kann genau beurtheilen, was in dem Herzen eines Mannes vorgeht? Gabriele, Du weißt noch nicht, daß es Männer gibt, die fähig sind, mehrere Frauen zugleich zu lieben.«

»O! das ist nicht möglich!« sagte Gabriele naiv.

»Das ist gewiß,« fuhr Elénore, die mehr Erfahrung hatte, fort, »oder wenigstens sagen sie es Jeder mit so viel Lebhaftigkeit und einem solchen Anschein von Aufrichtigkeit, als wäre es vollkommen wahr.«

»Aber wie kann man denn die Wahrheit erkennen?« fragte das wißbegierige Kind.

»Das kann ich Dir nicht sagen,« antwortet« Elénore ungewiß; »aber Yves hatte es mir zu

sagen, mich wohl von seiner Liebe überzeugt . . . es muß also nicht schwer sein, mit Worten zu täuschen.«

»Wie beunruhigend das ist!« sagte Gabriele nachdenkend zu sich selbst.

Elénone erwiderte:

»Seit einigen Tagen waren wir auf dem Lande und ich fing an zu glauben, daß wir da noch viel seltener zusammen allein sein würden, als in der Stadt. Schon erwartete man den jungen Prinzen und bereitete ein Fest, um ihn den Tag nach seiner Ankunft zu überraschen; es wurden Gäste aus der Nachbarschaft erwartet, die Gesellschaft des Schlosses vermehrte sich durch einige Personen aus Paris und Rosa's Gatte wurde erwartet. Ich glaubte, daß, wenn Alle, die erwartet wurden, angekommen sein würden, es mir noch schwieriger werden würde, ein Stündchen allein mit meiner Freundin zu plaudern, und mein Herz empfand ein solches Bedürfniß, ihr mein Geheimniß mitzutheilen, daß ich beschloß, noch denselben Abend, wenn Alle sich zurückgezogen haben würden, zu ihr hinunter zu gehen.

»Man blieb Abends nicht so lange beisammen, als in der Stadt; Rosa kürzte die Soireen oft ab und um elf Uhr war Jeder in seinem Zimmer. Rosa bewohnte das Erdgeschoß des Schlosses, neben ihren Appartements waren die Empfangsalons; ich hatte ein Zimmer gewählt, das denen Rosa's am nächsten war, denn eine kleine Treppe konnte Mich zu jeder Stunde in ein Boudoir führen, welches durch eine Glasthür mit Rosa's Wohnzimmer verbunden war. Als wir in den vorhergehenden Jahren unsere Pläne für unseren Aufenthalt auf dem Lande, der bis jetzt noch nicht zu Stande gekommen war, gemacht hatten, war dieses Zimmer gleich für mich bestimmt worden, um unsere freundschaftlichen Plaudereien, die damals unser größtes Vergnügen ausmachten, zu erleichtern.

»Ich erinnerte mich dessen und beschloß, von dieser Bequemlichkeit wenigstens ein Mal Gebrauch zu machen, um mit Rosa eine Erklärung zu haben, die mir nothwendig schien.

»Den Abend, ehe der Prinz erwarbt wurde, zog Rosa sich noch früher als gewöhnlich in ihre Zimmer zurück; die Damen hatten noch Vorbereitungen zu ihrer Toilette zu machen, die Männer wollten dem Prinzen früh Morgens entgegenreiten und dann stieg ich die kleine Treppe hinab, überzeugt, daß ich sie allein finden und daß sie die Freude, die ich mir von diesem vertraulichen Stündchen versprach, mit mir theilen würde. Das Zimmer war leer, Rosa war nicht darin . . . ich setzte mich, um sie zu erwarten und nahm mechanisch ein kleines Papier auf, das zufällig zur Erde gefallen zu sein schien, es war ganz offen und mit Verwunderung las ich folgende Worte:

»— Das Schloß ist mir bekannt. Diesen Abend »werde ich durch die kleine Thür in den Park kommen »und um elf Uhr bei Ihnen sein!«

»Während meine Augen noch auf diesen Worten hafteten, entstand am Fenster ein leichtes Geräusch. Meine erste Bewegung war, mich jedem Blicke zu entziehen und schnell in das Kabinet zu gehen, aus dem ich, da es dunkel und da« Zimmer erleuchtet war, vermöge der Glasthür, ohne gesehen zu werden, Alles sehen konnte, was im Zimmer vorging. Kaum war ich hier verborgen, als das Fenster, das, weil es Parterre war, leicht zu ersteigen war, sich öffnete und der Prinz zu meinem großen Erstaunen in's Zimmer kam! . . . Aber mein Erstaunen nahm noch auf ganz andre Weise zu, da Rosa in demselben Augenblicke mit Yves zur Thür hereintrat, der heftig sagte:

»—Ich wiederhole es Ihnen, Madame, ihn suchten Sie!« —

»Und beim Anblicke des Prinzen fuhr er, barsch ihre Hand ergreifend, fort:

»— Der Beweis . . . da ist er!«

»Rosa stieß bei diesen Worten einen schmerzhaften Schrei aus und blieb nachher stumm und unbeweglich . . . Die beiden jungen Männer sahen einander zornig an, ohne etwas zu sagen.

»Nach einigen Augenblicken sagte Yves, der seiner nicht mehr mächtig zu sein schien, in spöttischem Tone:

»—Weil Sie, Madame, uns Sr. Durchlaucht morgen früh entgeschicken wollten, müssen Sie erfreut sein, daß ich ihm schon diesen Abend hier begegnen und ihm mein Compliment über Erfolge machen kann, wegen deren ihm Glück zu wünschen, Sie mir vielleicht nicht aufgetragen haben würden.«

»—O Himmel!« rief Rosa, über den unverschämten, spöttischen Ton dieser Worte und über den Eindruck, den sie auf den Prinzen machten, erschreckt; »bedenken Sie doch, mit wem Sie reden!«

»— Ja, Madame,« sagte Yves noch verächtlicher; »ich weiß recht gut, mit wem ich rede, und ich . . .«

»Der Prinz unterbrach ihn bei diesen Worten, indem er mit einfachem Tone, obgleich ein wenig bewegt, sagte:

»—Sie reden, mein Herr, mit einem jungen Manne, wie Sie sind . . . der wie Sie, das Recht, hier zu sein, zu haben glaubt, den Ihre Worte beleidigt haben und dessen Hiersein Sie beleidigt; und dieser junge Mann ist bereit, mein Herr, Ihnen Genugthuung zu geben und dieselbe von Ihnen zu fordern; nichts weiter! . . .«

»— Sehr wohl, mein Herr,« entgegnete Yves höflicher, fügte aber bitter lächelnd hinzu: »Wir werden jetzt sehen, wer das Schlachtfeld behaupten wird . . .«

»Der Prinz war in Uniform und hatte einen Degen; Yves sah es und sagte: »Kommen Sie! . . .«

»— Wir können nicht hinausgehen; es würde für Sie, mein Herr, gefährlich sein,« sagte der Prinz, . . .haben Sie Waffen?« .

»— Ich ging Ihnen entgegen, mein Prinz,« antwortete Yves, »als ich Madame an der Parkthür begegnete, ich war also vorbereitet, Sie zu empfangen.«

»Bei diesen Worten nahm er einen Degen, den er beim Eintritt in das Zimmer auf einen Stuhl gelegt hatte.

Rosa wollte sich zwischen sie werfen.

»— Bleiben Sie doch ruhig,« sagte Yves mit Verachtung; »Sie sind unser Zeuge.«

»Rosa, wehrlos gegen seine Verachtung, sank vernichtet in einen Stuhl, ich sah den Degen des Prinzen nach dem Herzen dessen, den ich liebte, zielen; ich vergaß Alles, trat stürmisch ein, stürzte mit einem schrecklichen Schrei zwischen sie! . . . Alle waren bestürzt über meine Gegenwart; der Prinz war an der rechten Hand verwundet worden, die stark blutete, er konnte den Degen nicht halten und der Kampf war beendet.

»— Mein Herr,« sagte der Prinz, »ich fühle mich verpflichtet, der Wahrheit gemäß zu erklären, daß, wenn auch Alles mich hoffen ließ, hier gut aufgenommen zu werden, mich doch nichts berechtigt, hier zu bleiben! . . .« Nach diesen Worten entfernte er sich.

»Diese Worte schienen Rosa ein wenig zu beleben.

»— Sie hören es!« sagte sie zu Yves: »ich habe nie gegen Sie gefehlt! . . . Und Du, Elénore, laß mich Dir erklären . . .«

»— Ich will nichts hören!« rief ich; »ich weiß Altes! Ach! es ist schrecklich!«

»—Schrecklich!« entgegnete Rosa mit tiefem Schmerz; »denn seit acht Jahren gehört mein ganzes Herz ihm, ihm allein!«

»Hierbei deutete sie auf Yves, der mehr überrascht als gerührt von ihren Worten war.

»—Nach zwei Jahren der Abwesenheit,« fuhr sie schluchzend fort, »zwei Jahren, in denen ich mich jeden Tag nach ihm gesehnt hatte, kehrte er traurig und muthlos aus England zurück; er bedurfte, sagte er, ein wenig Glück, um das Leben zu ertragen . . . Ach! Elénore, die beste Lehre für ein junges Mädchen ist, daß sie die Wahrheit erfährt und die Welt sieht, wie sie ist! . . .«

»— Meine ganze Existenz war diese Liebe, für ihn war sie kaum eine Zerstreung! Er betrübte sich noch über einen verlorenen Wirkungskreis, eine unterbrochene Laufbahn, was weiß ich, über was noch sonst für tausend mir unbekanntes Sachen! . . . Selbst an meiner Seite, selbst im Besitz meiner Liebe! und wenn ich Alles um seinetwillen vergaß, bedauerte er noch, beunruhigte er sich noch.«

»— So vergingen zwei Jahre; er, beständig gelangweilt, ich beständig trostlos und verletzt durch seine Langeweile! Vorwürfe und Klagen entfernten ihn vollends von mir. So ist es, Elénore, so endigen Vorwürfe und Demüthigungen das, doch eigentlich nur aus Qualen und Verwirrungen bestehende Glück weniger Tage, was die Welt Liebe nennt! . . . Er suchte neue Freuden . . . mir lieb der Unmuth Kraft, nur ungesehen zu weinen. Damals kamst Du zu mir und nur Du allein hast erfahren, welches blutende Herz mein köstlicher Putz bedeckte, welchen bitteren Schmerz ich durch die Feste und Freuden, in die ich mich stürzte, zu betäuben suchte.«

»Ich wollte Rosa unterbrechen, aber sie sprach mit solcher Heftigkeit, daß sie mich nicht hörte und daß sie, obgleich auch Yves davon gequält schien, fortfuhr; Yves schien ganz sprachlos und betäubt über Rosa's ihrem Charakter sonst so fremde Heftigkeit, die allein der schrecklichen Lage, in der sie sich befand, zuzurechnen war.

»— Elénore,« fuhr sie fort, »erinnerst Du Dich eines Festes, wo er zufällig hinkam, wo ich ihn Dir vorstellte, wo seine Blicke nicht von mir wichen, wo ich ihn wiedergefunden zu haben glaubte? . . . oder, wo er mich umgeben und gefeiert von den elegantesten Männern sehend, unter denen der junge Prinz war, um dessen Huldigungen mich Alle beneideten, zu mir zurückzukehren schien! . . . Endlich . . . hoffte ich von der Eitelkeit, was ich nicht mehr von der Liebe erwartete; ich wollte, daß meine Liebe, aus der er sich in's Geheim nichts mehr machte, öffentlich von ihm gesucht werden, daß er seinen Stolz darein setzen, daß meine Erfolge seiner Eigenliebe schmeicheln sollten! Ich wünschte ihm noch Opfer zu bringen, um seine Rückkehr zu mir zu belohnen! . . . Wenn man sich verirrt hat, wenn man fühlt, daß man verloren ist, schlägt man alle Wege ein, die sich darbieten; man will um jeden Preis das Ziel erreichen! Ich überlegte nicht mehr, ich wollte ihn zu mir zurückführen! . . . und zu diesem Zwecke galten mir alle Mittel gleich, schienen alle Thorheiten mir vernünftig!«

»— Ach! Du hast ihn gesehen wie ich, Elénore, er war da! . . . er war wieder gekommen! ich sah ihn bei mir, ich fand ihn in allen Salons; er theilte alle meine Freuden . . . er schien die Aufmerksamkeiten des Prinzen zu beobachten . . . sie schienen ihn zu beleidigen . . . Er liebt mich also noch, weil er eifersüchtig ist! . . . Ich brauche ihn nur zu überzeugen, daß seine Eifersucht das einzige Ziel war, das ich zu erreichen strebte; daß, wenn meine Thorheit einem Anderen Hoffnungen gegeben hat, ich es nicht wollte, ich dieselben nicht erfüllen kann, denn ich habe nie Jemand geliebt, werde nie Jemand lieben, als ihn.«

»Bei diesen Worten, die sie mir sagte, um einen Anderen zu überzeugen, denn alle diese

Worte waren vor ihm und für ihn gesagt, zu mir, der sie alle Hoffnungen raubten, alle Täuschungen zerstörten, konnte ich nicht umhin, unwillkürlich auszurufen: »Ach! warum hattest Du mir dies nicht gesagt? warum spieltest Du auch mit dem Glücke Deiner Freundin?«

»Ich kann Dir nicht sagen, Gabriele, welche Wirkung diese Worte, die der erste bittere Schmerz meinem Herzen entriß, hervorbrachten . . . O! ich hatte mich also doch nicht getauscht! nein! sie war wirklich, die Freude, die aus Yves Augen strahlte! Es war ein Ausdruck des Glückes, eine unwillkürliche Bewegung von Freude, in der er, lebhaft sich mir nähernd und meine Hand ergreifend, antwortete:

»— Wäre es wahr? Sie hätten mich verstanden? Sie theilten meine Liebe?«

»Welches Glück!« rief Gabriele, Elénoren entzückt umarmend; »Dich liebt er! . . . Ach! das ist recht von ihm, er ist ein braver Mann. Und Du kannst ihn, sobald Ihr verheirathet seid, meiner Freundschaft versichern . . . Denn ich wette jetzt, daß alle Hindernisse von dieser Frau kommen werden, die ich verabscheue, weil sie Dir Kummer gemacht hat! Aber wir müssen sie besiegen! Ich werde Dir beistehen, ich habe ein Recht dazu, ich bin Deine Freundin; liebt man Jemanden aus anderen Gründen, als um ihn glücklich zu sehen? und Du vor allen Anderen sollst und mußst es sein,«

Elénore lächelte traurig über die kindliche Lebhaftigkeit der guten Gabriele und fuhr fort:

»Dir zu beschreiben, meine liebe Freundin, was das schon so lange und tief verwundete Herz dieser Frau bei diesem neuen unerwarteten Unglück empfand, wäre unmöglich. Wenn ich es nach dem Schmerz beurtheile, der auf ihrem Gesichte, dem treuen Abdrucke ihrer Seele, sich zeigte, so mußte dieselbe so unaussprechlich leiden, daß ich mich des tiefsten Mitleids nicht erwehren konnte; aber ihr Schmerz äußerte sich nicht mehr durch Worte. Sie, die, als ihre Liebe noch hoffte, so viele leidenschaftliche Worte gefunden hatte, war stumm in der Verzweiflung, wo die Worte ihr machtlos schienen, ihre Gedanken auszudrücken. Eine unaussprechliche Geberde, die mit nichts zu vergleichen ist, war allein die stumme Frage an den, vor dem Rosa jetzt zu zittern schien.

»So ist es denn wahr, daß Du mich nicht mehr liebst!« schien diese stumme, doch vielsagende Geberde gebieterisch zu fragen.

Yves antwortete nach einigem Zögern sanft:

»— Mein Leben . . . seit langer Zeit so zerstreut . . . bot mir nichts, was dem sanften und zarten Eindruck gleich kam, den der Anblick Ihrer Freundin auf mich machte . . . Sie selbst zogen mich zu ihr . . . und, ohne Pläne ohne Hoffnungen überließ ich mich dem allmächtigen Reize der Unschuld und Schönheit, das ist Alles!«

»Rosa wollte reden, wollte nach den Ursachen der Eifersucht, die sie in ihrem Irrthum bestärkt hatte, fragen; wenigstens schien es mir so, und auch er legte einige inarticulirte Worte, die ihren bleichen zitternden Lippen entschlüpften, so aus, denn er sagte:

»— Es war so viel Gekünsteltes . . . Verzeihen Sie mir, daß ich hier noch ein Mal die ganze Wahrheit wiederhole,« sagte er, sich unterbrechend. In diesem Augenblicke schien Wes eben so sehr zu fürchten, Rosa zu beleidigen, als er einige Augenblicke vorher sie reizen zu wollen geschienen hatte; der Ton seiner Stimme war anmuthig und achtungsvoll . . . die Liebe, die er nicht mehr theilte, flößte ihm eben so viel Mitleid und Theilnahme ein, als die Coquetterie und Treulosigkeit, die er gergewöhnt hatte, seine Geringschätzung und Verachtung erregt hatten . . . In der Wahrheit von Rosa's Leidenschaft lag etwas Imponirendes . . .

»— Ja, Madame,« fuhr er in demselben sanften guten Tone fort . . . »ich sah —, ich glaubte zu sehen . . . so viel Künstelei darin, daß Sie mich ohne Mitleid zu einer lächerlichen Rolle verdammt; daß Sie mich wieder an sich zogen . . . um mich zum Zeugen zu machen . . . von Ihrer . . . Neigung . . . zu einem Anderen . . . ich glaubte . . . verzeihen Sie . . .« Und er zögerte bei jedem Worte, fürchtend, sie zu beleidigen und zu betrüben.

»— Ich glaubte,« sagte er, »daß die Vorwürfe wegen meiner Unbeständigkeit . . . die Sie mir machten . . . endlich aufhören würden, wenn es mir gelänge, Ihnen die Ihrige zu beweisen. Gestehen Sie, daß es einen Augenblick gab, wo ich meine Aufmerksamkeit belohnt glauben mußte . . . wo ich Recht zu haben glauben konnte . . . und lassen Sie uns gegenseitig vergeben und vergessen, Madame, was bei allem Diesem unsere Herzen verletzt hat. Ich verlasse das Schloß in diesem Augenblicke . . . Wir werden einander wahrscheinlich nie wieder sehen . . . unser Wiedersehen würde weder angenehm für Sie . . .«

»Sein Blick suchte mich, dann verneigte er sich tief . . . und ging . . . Ich habe ihn nicht mehr gesehen.«

»Wie?« fragte Gabriele lebhaft.

»Rosa fiel besinnungslos zu meinen Füßen und bekam ein hitziges Fieber, in welchem sie mehrere Tage in Lebensgefahr war; die Feste unterblieben, die Gäste verließen das Schloß, In der Welt, heißt es, wurde viel von dieser Unglücksnacht, doch nur geheimnißvoll, gesprochen; aber der Bosheit entgeht nichts. Da man von dem, was geheim gehalten wird, die Umstände nicht genau weiß, setzt sie Jeder nach seiner Ansicht zusammen und man macht aus der Erzählung eines geheimen Unglückes tausend öffentliche Geschichten, deren Eine noch unsinniger ist als die Andere,

»Sobald indessen das Fieber Rosa verlassen hatte und sie die umgebenden Gegenstände erkannte, sah sie mich so leidend und zornig an und der Schmerz, den mein Anblick ihr zu machen schien, nahm mit ihrer Genesung so zu, daß ich ihr den Wunsch aussprach, sie zu verlassen. Sie ging so schnell in diesen Wunsch ein, benachrichtigte Herrn Simon so bald von meiner Absicht, für eine Zeit lang in dieses Haus zurückzukehren und zeigte so viel Eifer, mir die Mittel dazu zu erleichtern, daß ich mich hier befand, ehe ich nur hatte darüber nachdenken können und daß ich Schmerzen und Kummer mit hierher brachte, die die Einsamkeit sehr schwer zu ertragen machen.«

»Und seit drei Monaten, Elénore,« sagte Gabriele teilnehmend, »hast Du nichts von ihm zu erfahren gesucht? Hast Du Deine Leiden Niemand anvertraut? Hast Du nicht Herrn Simon um Rath gefragt?«

»Ach!« entgegnete Elénore, »was konnte ich thun? Hatte der, um den ich weine, nicht erfahren, daß ich ihn liebte? Weiß er nicht, daß ich frei bin? Konnte er mich nicht aufsuchen, wenn er mich wahrhaft liebte? Ach! ich weiß genug von der Welt, um mein ganzes Unglück zu kennen! Die Männer fragen wenig nach unserm Geschick; wenn sie heiraten, geschieht es um Vermögen, um einer Stellung, um tausenderlei, wobei die Frau, die sie heiraten, Nebensache ist.«

»Daran sind vielleicht die Frauen schuld,« sagte Gabriele lächelnd.

Elénore fuhr, ohne ihr zu antworten, fort::

»Rosa machte, sobald ihre Gesundheit es ihr erlaubte, eine Reise; aber heute habe ich erfahren, daß sie zurückgekehrt ist.

»Heute?« rief Gabriele; »Du hast sie gesehen?«

»Ich habe sie gesehen, aber sie hat mich nicht zu sehen verlangt,« antwortete Elénore traurig.

»Sie ist also hierher gekommen?« fragte Gabriele.

»Ich hätte ihr begegnen können, hätte sie nicht eine Reise gemacht, würde ich sie vielleicht schon kennen. O! Ich fühle, daß ich diese Frau nicht lieben werde! Aber dennoch, Elénore, verlange ich, daß Du sie nicht anders als in meiner Gegenwart wieder siehst. Ich kann Dir besser rathen, als Du vielleicht glaubst. Es gibt Vieles, was mir ganz unbekannt ist, aber gerade meine Unwissenheit läßt mich die Sachen in anderem und vielleicht richtigerem Lichte sehen, als Du sie siehst. Und ich bin überzeugt, daß mir alsdann Gedanken und Pläne einfallen, die Dir nicht in den Sinn gekommen wären.«

«Ach!« entgegnete Elénore, »auch Dich, auch Deine Hoffnungen wird die Welt täuschen; sie ist so ganz anders, als man sie sich dachte! Sie bietet so viel geheime Leiden, so viel fehlgeschlagene Hoffnungen und wie viel seltener bietet sie Freude als Schmerz!«

»Ach!« sagte Gabriele nachdenkend, . . . und Alles, was Du mir jetzt mitgetheilt hast, wolltest Du mir verheimlichen?«

»Ja, vielleicht war es Unrecht von mir,« erwiderte Elénore, »so die Kenntniß des Bösen, des Unrechts und des Unglücks in Dein so reines Gemüth zu werfen.«

»Elénore!« sagte Gabriele ernsthaft, »wenn es mir beschieden gewesen wäre, in Arnouville mit meinen Blumen und meines Vögeln immer zu leben, dann wäre es mir vielleicht besser gewesen, von diesem Allem nie etwas zu erfahren. Die Bekanntschaft mit dem Unrecht und dem Kummer ist ein Weh für das Herz. Höre mich! ich weiß nichts, habe nichts gelernt, nichts gesehen, aber ich habe schon oft gedacht, daß unsere Seele einen Instinkt haben müsse, der sie vor jeder Gefahr warnt, wie es einen Instinkt gibt, der uns veranlaßt, was uns verletzen kann, mechanisch zu vermeiden und dem Stoße, der uns bedroht, auszuweichen . . . Ich fürchte wirklich, daß alle Erfahrungen, die man in der Welt macht, nur dazu dienen, dieses Licht der Seele, das der Himmel in uns entzündet hat, um unsern Weg zu erhellen, auszulöschen, oder wenigstens zu schwachen! . . . Als ich hierher kam, Elénore, begleitete ich eines Tages mit meiner Stimme den Tanz der jungen Pensionärinnen und der Gesanglehrer hörte mir überrascht zu; er kam zu mir und sprach zu mir von Schwierigkeiten, Vorzeichnungen, Intervallen, Tonleitern, Methoden und Etüden, was weiß ich? Ich verstand nicht ein Wort davon und dennoch konnte keine seiner Schülerinnen mit aller Mühe und Anstrengung seine Töne nachahmen, wie es mir unwillkürlich, und ohne Uebung gelang; der Lehrer hatte alle Töne meiner Stimme leichter benennen als den Anderen beibringen können; er machte die Musik zur Wissenschaft und konnte nicht singen. Nun wohl! meine liebe Freundin, so glaublich, ist es auch in der Welt mit allen unseren guten Eindrücken. Man hat ihnen Namen gegeben, es sind Tugenden, Eigenschaften; man lehrt sie und vielleicht kommt es daher, daß man sie nicht begreift. Man sagt, daß Muth und Mühe dazu gehört, sie sich anzueignen und vielleicht müßte man nur dem Platze, den sie von Natur im Herzen einnehmen, nichts Böses und Unnützes aufdrängen.

»Warum hat diese junge Frau, diese Rosa, die ich durchaus nicht begreife, einen Greis geheirathet, den sie nicht lieben konnte? Mit einem Mann«, der ihr gefiel, würde sie vernünftig und glücklich gewesen sein! . . . Warum lief sie zu Festen, zu Gefahren der Liebe, vor denen man sich hüten muß? Warum . . . aber ich würde nicht fertig werden, wenn ich die Erklärung alles Dessen, was Du mir Unerklärliches erzählt hast, von Dir verlangen wollte . . . Weißt Du, was ich gesehen habe, auf dem Lande, fern von dem Gewühl der Städte, wo ich bis jetzt lebte?

Arme Bauern . . . rohe Naturkinder! Wenn ich gegen Abend zu einem unserer Pächter kam, blieb ich oft auf der Schwelle ihrer Hütte stehen; da sah ich eine Frau die häuslichen Arbeiten leiten, ein Häufchen Kinder beaufsichtigen, Einige unterrichten, Andere beschäftigen, die Kleinen belustigen; dann kamen die Größten mit dem Vater von der Arbeit, die sie zwar mit Mühe, aber gern verrichtet hatten, weil sie alle gewöhnt waren, die Anstrengung mit Freude, den Kummer mit Ergebung und Verluste mit Muth zu ertragen; und sie hatten das in keinem Buche, sondern in ihrem Herzen und der Natur gelernt.

»Ach! Du solltest die Freude einer solchen armen Familie sehen, wenn der Abend sie nach den Arbeiten und Mühen so versammelt! Wie liebt der Mann diese einfache Gefährtin in ihrem groben wollenen Kleide! Welches Glück liegt in der Zärtlichkeit, die ein so thätiges und nützliches Leben würzt! Warum sollte die Frau mit weißen Händen, zierlicher Sprache und eleganter Toilette, nicht auch diese unschuldigen Freuden des Lebens genießen können? Laß, Elénore, Deine ungebildete, der Welt fremde Freundin für sich und für Dich eine Zukunft gründen, auf welche die Welt keinen andern Einfluß haben soll, als den, unsere Freuden zu erhöhen.«

»Wie vertrauensvoll Du bist!« antwortete Elénore lächelnd; »Du glaubst noch, daß man glücklich werden kann.«

»Warum nicht?« sagte Gabriele heiter.

Aber in dem Augenblicke, wo sie fortfahren wollte, wurden sie in's Haus gerufen. Es war schon ganz Nacht geworden, sie mußten hineingehen.

Vor der Nonne, die sie zu rufen kam, hörten die Herzensergießungen auf; die jungen Mädchen schwiegen, aber es lag eine unendliche Zärtlichkeit in der Verschränkung ihrer Hände und dem Drucke derselben, als sie bei der Trennung einander zuflüsterten: »Auf morgen!«

Gabriele kam in ihr einsames Zimmer noch ganz bewegt von der Folgerecht von neuen Gedanken, die sich ihrem Geiste an diesem einen Abende dargeboten hatten . . . Sie dachte an Elénorens Unglück, an die Mittel, demselben abzuhelfen; an die Möglichkeit, durch ihr großes Vermögen und Herrn Simons Rath vielleicht die Zukunft ihrer Freundin heiter zu gestalten. Dann mischte sich in alle Pläne, die sie für Elénorens Verheirathung machte, eine kindliche Freude, die ihr die Zeit vormalte, wo sie Beide verheirathet sein würden, wo sie die Frau Yves von Mauléon, dieses schönen, obgleich ein wenig moquanten jungen Mannes sein würde.

Und Gabriele, die sich wie gewöhnlich zu Bett gelegt hatte, schloß die Augen wie gewöhnlich, schlief aber nicht, wie gewöhnlich; erst nachdem sie Alles, was sie heute erlebt und Neues erfahren hatte, nochmals ihrem Geiste zurückgerufen hatte, schlief sie ein. Doch war ihr Schlaf nicht ruhig und tief, wie immer. Ein Traum versetzte sie in den dunkeln Winkel des Gartens und wiederholte ihr die gehörte Erzählung, die gehoffte Liebe Elénorens, die getauschte Liebe Rosa's . . . Und plötzlich vertauschte der launenhafte Traum das an ihrem Herzen ruhende sanfte Gesicht Elénorens gegen das edle Gesicht Yves von Mauléon, Er redete zu ihr, seinen Worten horchte Gabriele. Mit ihm tauschte sie Lächeln und Thräne; sein Arm umfaßte ihre Gestalt und sie stützte sanft ihren Kopf auf den Kopf dessen, den sie liebte . . . Aber der Traum war kurz, denn bei dieser Vorstellung klopfte Gabrielens Herz so heftig, daß sie erwachte.

Es war der erste Liebestraum Gabrielens.

Da erinnerte sie sich an Alles, was ihr Elénore von den Leidenschaften, den Vergehen und den Schmerzen einer beneideten und glänzenden Frau erzählt hatte; sie dachte auch an die einfachen Dorfbewohner, an den Ausdruck von Ruhe und heiterem Frieden auf dem Gesichte der Frau.

Und der Schlummer schloß von Neuem ihre Augen, ein neuer Traum versetzte sie nach einer reichen ländlichen Besitzung, fern von der Stadt . . . eine Frau sah sie, die durch Arbeit und Wohlthun Glück um sich her verbreitete; Kinder, die sie umringten und mit Liebkosungen bedeckten, und diese Frau war sie! . . . die für sie wachte und zur Belohnung nur ein Lächeln der Liebe und Billigung auf dem Gesichte dessen, den sie liebte, suchend, und wieder zeigte der Traum ihr das anmuthige Gesicht Yves von Mauléon, dessen Lächeln voll Liebe und Freude jetzt nichts Spöttisches mehr hatte.

Den anderen Morgen setzte Gabriele wachend die Träume der Nacht fort . . . und in dieser Geistesstimmung ging sie dem Zeitpunkte ihrer Verheirathung mit Yves entgegen.

Fünftes Kapitel.

Der Hochzeitstag.

»Ja, heute ist es!« wiederholte der Notar der Marquise von Fontenoy-Mareuil seinem alten Freunde Simon, »Während Ihrer vierzehntägigen Reise ist Alles abgemacht worden; es war auch übrigens leicht vorauszusehen, daß, da die Marquise so sehr wünschte, ihren Enkel als Millionair und Madame Rémond ihre Tochter als Herzogin zu sehen, man die Heirath in möglichst kurzer Zeit abschließen würde.«

Dieser Notar war übrigens seit langer Zeit der Freund und gezwungenerweise auch Vertraute Simon's gewesen. Er war ein zuverlässiger Mann, den seine Geschäfte gegen Alles, was von der Regel abwich, unzugänglich gemacht hatten; er behandelte Alles nach Rechtsformen; er betrachtete also seinen Freund Simon gewissermaßen als einen Narren: seine Empfindlichkeiten erschienen ihm als organische Schwächen, seine großmüthigen Handlungen als Sonderbarkeiten und seine Reue und Gewissensbisse als eine Krankheit; aber schon seit zwanzig Jahren bestand diese zur Gewohnheit gewordene Freundschaft der beiden Männer, und wie viele Freundschaften mag es geben, die auf noch unhaltbarerem Grunde beruhen!

»Diese Reise war nothwendig,« entgegnete Simon; »sie betraf Elénore, das liebe Kind, deren Glück jetzt der einzige Zweck meines Lebens ist.«

»Und ich fürchte,« sagte der Notar, »daß Sie es nicht besonders klug anfangen, dasselbe zu sichern.«

»O Himmel, was sagen Sie?« rief der arme Greis höchst beunruhigt.

»Ja,« erwiderte sein Freund, »warum überschreiten Sie die gewöhnlichen Lebensnormen? Wozu dieses Geheimniß? Ist sie nicht Ihre Tochter? Waren Sie, nicht mit ihrer Mutter gesetzlich verbunden? Und dieser Einfall, sie wie eine Unbekannte zu erziehen, ihr den Namen ihres Vaters zu verheimlichen, ist eine Sonderbarkeit, die zu nichts Gutem führen kann. Nein mein Freund, es ist schon schwer genug, in dieser, Welt, wie sie nun einmal ist, glücklich ein gewünschtes Ziel auf gebahntem Wege zu erreichen. Deshalb muß man nicht unbekannte Wege einschlagen, wo einem Hindernisse aufstoße können, die sich schwer beseitigen lassen.«

»O! sagen Sie das nicht, mein Freund; ich würde zu unglücklich sein,« erwiderte Simon, »wenn ich nicht die Meinung der großen Menge berücksichtigt hätte; ich folgte meinem Herzen, dem Herzen eines Vaters; ich trennte das Geschick eines unschuldigen Kindes von dem«

Der Notar sah, daß seine Worte eine schmerzliche Empfindung herbeigeführt hatten; er suchte die Wirkung derselben zu schwächen und unterbrach sich mit folgenden Worten:

»Sie müssen Ihre Tochter verheirathen, . . . müssen sie gut verheirathen; . . . ihr Vermögen hat jetzt wiederum einen bedeutenden Zuwachs durch die Erbschaft erhalten, die Sie für sie in Empfang genommen haben; sie ist jetzt eine sehr gute Partie und ich werde Ihnen Jemand vorschlagen, der sie glücklich machen wird.«

»Was verdanke ich Ihnen nicht schon Alles?« sagte der Vater, dem, der ihm Glück für seine Tochter verhieß, innig die Hand drückend . . . »Es ist mir, als habe der Himmel mir dieses Kind zum Tröste gegeben; . . . wenn ich zu viel leide, wenn die Erinnerung an die Vergangenheit mein

Herz zerreißt, so zertheilt Elénoren's Lächeln die Wolken, und wenn sie glücklich wird, werde ich glauben, daß der Himmel das Gute, welches ich mich bestrebte zu thun, mir vergelten will. . . Ja, mein Freund, Ihr Erstaunen soll mich nicht verhindern die Wahrheit zu sagen, wie sie ist. . . Wenn ich mich bemühte, Gutes zu thun, . . . ein vielleicht nie ungeschehen zu machendes Unrecht wieder zu vergüten, so that ich es hauptsächlich, weil ich befürchtete, die Vergehen des Vaters möchten der Tochter angerechnet werden; weil ich glaubte, daß meine Opfer, meine Buße, meine Tugenden Glück auf das Haupt meiner Tochter herabrufen könnten; . . . und jetzt, . . . sehen Sie, mein Freund, jetzt fange ich an zu hoffen, denn diese Heirath, die heute geschlossen wird, sichert dem jungen Herzoge von Mauléon ein glänzendes Loos, indem sie ihm eine schöne, gute und reiche Frau zuführt; . . . einmal . . . rettete ich dem jungen Manne das Leben . . . und nun muß die Vergangenheit . . .«

»Sprechen wir nicht von der Vergangenheit,« unterbrach ihn der Notar, welcher den schwermthigen Greis auf die traurigen Gedanken, die sein Leben vergifteten, zurückkommen zu sehen fürchtete, »und erlauben Sie, daß ich Sie verlasse, . . .« fügte er hinzu; . . . »man erwartet mich bei der Frau Marquise von Fontenoy-Mareuil.«

Simon, der sich der Erinnerungen, die ihn zu überwältigen drohten, zu erwehren suchte, reichte seinem Freunde die Hand und verließ ihn, um sich zu Elénore in's Kloster zu begeben; denn er hatte während seiner Reise einen Brief von ihr erhalten, der ihn auf eine Mittheilung, die sie ihm gleich nach seiner Rückkehr zu machen habe, vorbereitete.

Elénore sah sehr festlich aus, als Simon zu ihr kam: ihre elegante Kleidung ließ etwas Außergewöhnliches voraussetzen; ein sanftes, heiteres Lächeln verschönte ihr bleiches Gesicht; er betrachtete sie mit hoher Freude; aus seinen Augen glänzte eine so große Zufriedenheit und eine so zärtliche Theilnahme in dem Ausdrucke, seines Gesichts, daß Elénore an der Erfüllung ihrer Hoffnungen, insofern sie von ihm abhingen, nicht zweifelte.

»Ja,« sagte sie lächelnd, »ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen! ja, das Glück, welches Sie mir so sehr wünschten, soll auch Ihr Werk sein.«

»O! wie glücklich wird mich das machen!« rief Simon.

»Ich glaube es,« antwortete Elénore, indem sie ihm die Hand reichte; »Sie sind so gut, daß man Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen scheint, wenn man Sie um eine bittet.«

Die anmuthige und vertrauende Rede des jungen Mädchens bewegte freudig das Herz des guten Greises.

»Reden Sie!« sagte er ihr, »reden Sie, mein gutes Kind! Was wünschen Sie?«

»Was ich wünsche? . . . Sie werden es bald wissen, aber nicht in diesem Augenblicke, denn wir haben kaum noch soviel Zeit, uns dahin zu begeben, wo man uns erwartet; . . . zu Gabriele.«

»Zu ihrer Hochzeit?«

»Ohne Zweifel!« antwortete Elénore; und indem sie einen Brief ihrer Freundin nahm, sagte sie: »Ich hätte Ihnen gleich statt zu schwatzen diesen Brief vorlesen sollen.«

Elénore las:

»Meine liebe Elénore! — Wie sehr habe ich bedauert, daß Mama unsern Vertraulichkeiten und unserer Freundschaft den Tag, nachdem Du meinem Herzen durch Dein Vertrauen noch theurer geworden warst, durch meine Abholung aus dem Kloster ein Ende machte! — Wie oft habe ich seit diesem Augenblicke Dir zu schreiben gewünscht! Aber wie konnte ich dies, ohne Dir zu sagen, was alle meine Gedanken beschäftigte? Und mir war über eine Angelegenheit, die

ich Dir jetzt endlich mittheilen kann, die tiefste Verschwiegenheit auferlegt!

»Ich werde mich verheirathen, Elénore! . . . und zwar schon in drei Tagen! . . . Man sagt, ich werde eine große Dame werden, . . . Gebe Gott, daß ich lieber eine glückliche Frau werde!

»Den ich heirathen soll, habe ich kaum gesehen, aber zur Entschädigung dafür eine solche Menge Roben, Geschmeide, Putz und Möbeln, daß ich ganz betäubt davon bin. Ich habe das, was mir am einfachsten und elegantesten schien, gewählt, nicht das Glänzendste und Reichste; ich habe auch eine abgelegene Wohnung ausgesucht, die zwischen einem großen Hofe und weitläufigen Garten liegt, und wo der Lärm von außen unser inneres Leben nicht stören wird. Ich reservire Dir in derselben ein Zimmer, meine Freundin, und hoffe, daß Du kommen wirst, um bei mir das Glück abzuwarten, mit dessen Begründung wir uns nun gemeinschaftlich beschäftigen wollen.

»An meinem Hochzeitstage werde ich schon ganz früh einen Wagen nach dem Kloster schicken und Dir die Stunde der Trauung anzeigen, Bitte Herrn Simon, der dann schon von seiner Reise zurückgekehrt sein wird, Dich zu begleiten. Ein Brief wird ihn auch davon benachrichtigen; Alle, die ich liebe, müssen mich umgeben: das wird mir Glück bringen.

»Gabriele.«

Als Elénore diesen Brief ausgelesen hatte, nahm sie Simons Hand und führte ihn zu dem im Hofe auf sie wartenden Wagen, Unterwegs verrieth sie, aufgeregter als gewöhnlich und geschickt ausgeforscht durch des Greises Zärtlichkeit, einen Theil ihres Geheimnisses; sie waren noch nicht angekommen, als Simon schon wußte, daß Elénore gewählt hatte, daß sie liebte mit der tiefen und dauernden Zärtlichkeit aller ruhigen und friedlichen Seelen; denn je unempfänglicher für die Beweglichkeit und je gleichgültiger für Zerstreuungen man ist, je mehr Macht und Gewalt haben die innigen Empfindungen über das Herz, Diese Mittheilungen waren durch Elénorens Vertrauen so sehr erleichtert und durch des Greises Liebe so gut verstanden, daß sie noch nichts gesagt zu haben glaubte, als er, bis auf den Namen dessen, den sie liebte, schon Alles wußte.

Während dem hatte Gabriele ihre schöne Brauttoilette vollendet; diese war vielleicht nicht so glänzend, als es ihre Mutter gewünscht hatte, sie verzieh ihr aber, da sie ihre Tochter so schön fand, daß sie es für unmöglich hielt, sie vortheilhafter geputzt zu sein.

Madame Rémond, die sich durch ihre eigene Toilette für die mangelhafte ihrer Tochter vollständig entschädigt hatte und der es eben so viel Freude machte, mit übermäßigem Glanze zu prunken, als die anmuthige Schönheit Gabriele's zu betrachten, empfand doch bei so vielen Gründen zur Zufriedenheit einen lebhaften Kummer und konnte nicht umhin, denselben auszusprechen.

»Wie muß man sich ärgern,« rief sie aus, »wenn man bedenkt, daß eine so schöne Braut von Niemand gesehen werden soll! Wenn ich das gewußt hätte! Du armes Kind mußt das Vergnügen, Herzogin zu werden, theuer erkaufen! . . .«

Gabriele konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

»Ja, Du machst Dir daraus nichts,« fuhr die Mutter fort, »Dein Mann gefällt Dir, und es ist wahr, mein Schwiegersohn ist ein schöner junger Mann, der einen herrlichen Anstand hat. Aber was hilft ein schöner Mann, wenn ihn Niemand sieht? Geh' mir doch mit einer solchen Hochzeit, die hinter verschlossenen Thüren gefeiert wird. Wir gehen nicht einmal nach der Mairie; dies hat zwar auch sein Gutes: der Maire muß zu uns kommen, er muß die Register zu der Frau Marquise

von Fontenoy-Mareuil bringen, oder vielmehr zu der alten Prinzessin, ihrer Freundin, bei der sie wohnt. Das geschieht nur für die Allerhöchsten Herrschaften; und überdies sind die Säle der Mairie häßlich, man kann dort keine schöne Feierlichkeit veranstalten. . . Aber sich nicht in der Kirche, sondern nur in der Hauskapelle trauen zu lassen, das ist gar nicht, als wenn du wirklich verheirathet würdest. Möge es Dir nur kein Unglück bringen, ohne Orgel, ohne große Messe, in einer kleinen Kapelle, die kaum 40 Personen faßt, getraut zu werden! In einer Kirche könnten 2000 Menschen Dich umgeben. Musik und der Glanz von 2 bis 300 Kerzen würden die Feierlichkeit erhöhen. Die Menge der Equipagen würde alle benachbarten Straßen sperren und in ganz Paris würde es heißen: Haben Sie die Hochzeit der Mademoiselle Rémond, der Tochter der reichen Madame Rémond, nicht gesehen? Sie ist Herzogin, und bei ihrer Trauung waren Herzöge, Grafen und Marquis gegenwärtig und die Mutter hat ihre Sache sehr gut gemacht! . . . So hätte es sein müssen! Aber nichts von dem Allen! Es ist der Mühe werth, seiner Tochter Millionen mitzugeben, um nicht einmal eine Hochzeit auszurichten! . . .«

Die Trostlosigkeit ihrer Mutter bei der Aufzählung dessen, was hätte sein können, veranlaßte Gabriele, durch eine zärtliche Umarmung diese trübe Wolke zu verscheuchen; aber der Schmerz hatte sich der Madame Rémond so sehr bemächtigt, daß sie nicht einmal den Kuß ihrer Tochter merkte.

»Und nicht einmal ein Ball!« fuhr sie fort, »kein Hochzeitsball, mein armes Kind, kein Contretanz, deren ich an meinem Hochzeitsabend 27 getanzt habe.«

»Nun gut,« sagte Gabriele lachend, »rechne davon 12 für mich ab, Mütterchen, und es bleiben Dir immer noch 15. Das ist doch sehr allerliebst. Ich aber habe zu meiner Hochzeitsfreude . . . eine gute Mutter, die mich herzlich liebt, und einen Mann, der . . .«

»Der Dich lieben wird, nicht wahr?« . . . sagte die Mutter, besänftigt durch den Gedanken an das Glück ihrer Tochter. »Ich glaube gewiß, er wird Dich lieben.« Und ihr schönes, von jugendlicher Frische strahlendes Kind zärtlich ansehend, fügte sie hinzu:

»Weißt Du, daß nicht eine von diesen Herzoginnen der Foubourg St. Germain einen so blendenden Teint, so schöne Arme und eine so feine Taille hat als Du? Alle diese großen Damen sind so mager, so bleich und so gebrechlich, daß sie mein Mitleid erregen . . . Man nennt das ein »air distingue!« . . .

Und Madame Rémond betrachtete mit Entzücken in einem ungeheuern Spiegel ihre korpulente Figur, die, ihrer Meinung nach, das beste Zeugniß für ihren Reichthum ablegte. Alsdann fügte sie wie im Vertrauen hinzu: »Weißt Du wohl, daß sie ruiniert waren, die Großmutter sowohl als der Enkel, wie es gleich ihnen Viele in der Foubourg St. Germain sind?«

Diese letzten Worte hatten ohne Zweifel eine Erinnerung in Gabriele geweckt, denn sie klingelte einer Kammerfrau, sprach an der Thür mit ihr, und sagte, indem sie einen Brief aus ihrem Schreibtisch nahm:

»Fügen Sie dieses Papier hinzu und sorgen Sie, daß die Frau Marquise von Fontenoy-Mareuil dieses Alles heute Abend in ihrem Zimmer finde.«

In diesem Augenblicke entdeckte Madame Rémond, daß es hie höchste Zeit sei, aufzubrechen, um zu rechter Zeit an Ort und Stelle zu sein.

Zu derselben Zeit verließ Aves de Mauléon seine Wohnung in der Straße de la Chaussee d'Antin, um sie nicht wieder zu betreten.

In dem Augenblicke, wo er in den Wagen steigen wollte, hielt Heinrich von Marcenay an

seiner Thür; aber obgleich sie einander dicht gegenüber waren, wurde Yves ihn doch nicht gewahr, weil er ganz in Betrachtungen versunken war, und Heinrich, der ihn schon zweimal gerufen halte, ohne gehört zu sein, mußte ihn beim Arm nehmen, um endlich seine Aufmerksamkeit zu erregen.

»Was wollen Sie von mir?« fragte der junge Herzog.

»Was ich will? . . . Ist es nicht abgemachte Sache, daß wir heute Alle nach England abreisen? . . . Erwartet Lord S, uns dort nicht zu einer Fuchsjagd?« . . .

Yves stand erstaunt. Alle Gedanken dieser Art waren ihm in diesem Augenblicke so fremd, daß er nicht begriff, wie man ihn damit behelligen konnte.

Heinrich ließ seinen Arm los, betrachtete ihn von Kopf bis zu den Füßen, schlug ein lautes Gelächter auf und sagte:

»Es ist wahr, Sie verheirathen sich ja! . . . daran dachte ich nicht mehr! . . . Nun wohl, mein Freund, für künftigen Monat also; da werden wir wieder eine haben, eine Saujagd, die wird köstlich sein! . . . Lord S. macht seine Sachen superbe! . . ., Ehe zwei Jahre vergehen, ist er ruiniert. Ich amüsiere mich nirgends so gut, als bei ihm.«

Und als Yves ihn ansah, ohne zu antworten, ohne auch nur den Anschein zu haben, daß er ihn verstände, fügte er hinzu:

»Aber, mein Gott! Sie sind bleich und traurig! Und doch spricht man von einem herrlichen Arrangement! Zwei Millionen Mitgift und künftig noch einmal so viel! . . . Und solche Erbinnen sind wahrhaftig seltener, als man glauben sollte! . . . D'Estival und Melcourt suchen auch schon seit sechs Jahren solche Erbinnen. Aber welche Ehemannsmiene aus der Provinz machen Sie da? . . . Wenn ich 'mal in einem meiner Werke einen Ehemann zu schildern habe. . .«

Yves betrachtete ihn mit neuem Erstaunen.

»Ihre Werke?« . . . sagte er.

»Ohne Zweifel! ich schreibe jetzt; ich habe Geist, wenn ich nichts Besseres zu thun weiß, und Genie, wenn ich Langeweile habe; nehmen Sie sich in Acht! . . .«

Yves zwang sich zu lächeln und sagte:

»Kann man nicht durch irgend eine Angelegenheit beschäftigt sein, ohne sich Ihren Spöttereien auszusetzen? . . . Sie werden mich bald und ebenso lustig, wie Sie Alle, wieder in Ihrer Mitte sehen! . . .«

Bei diesen Worten drückte er Heinrich die Hand und stieg, ihm entschlüpfend, in den Wagen.

Sagte Yves die Wahrheit? . . . glaubte er wirklich zu dem zerstreuten Leben zurückzukehren, oder wollte er andere Gewohnheiten annehmen? Ohne Pläne und ohne Wünsche, durch die Verhältnisse auf einen neuen Weg geleitet, überließ er sich dem Geschick, weil er es nicht hatte besiegen können, und weil keine Idee ihn beherrschte, empfing er täglich neue Einbrücke. Wenn ein Plan oder eine Leidenschaft dem Leben einen Zweck gibt, werden die täglichen Begebenheiten nicht beachtet, wie der wilde Renner seinen Lauf mit solcher Schnelligkeit fortsetzt, daß er keines der Hindernisse auf dem Wege entdeckt. Aber wenn der Geist nicht in einem Punkt concentrirt wird, so hängt er sich an Alles und quält sich mit Nichtigkeiten.

Seit vierzehn Tagen boten die verschiedenen Geschäfte seiner Einrichtung dem Herzog tausend Eindrücke, die er Niemand mittheilte und die Jeder hätte errathen können. Seine Vermögensumstände, die Gespräche der Madame Rémond über diesen Gegenstand, die Ausdrücke des Contractes, alles Dies hatte ihn theils verletzt, theils gelangweilt. Und dieser

letzte Tag steigerte das Gefühl von Vernichtung und Unzufriedenheit, dessen Einfluß er empfand, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, auf den höchsten Grad.

Er selbst hatte alle Anordnungen zur Einrichtung der Wohnung in der Straße de Varennes, die die jungen Leute beziehen sollten, getroffen. Gabriele hatte ausdrücklich verlangt, daß es so sein sollte. Und da es durchaus nicht Sitte ist, eine so junge Frau ohne Führerin zu lassen, und ihre Mutter hierzu nicht geeignet war, beschloß man, daß die Marquise ihre Zimmer in demselben Hotel haben und mit ihnen leben solle.

Die Marquise hatte gewünscht, daß die Hochzeit bei ihr oder vielmehr bei der Prinzessin von T, deren alte Freundschaft und auch einige Verwandtschaft sie zum Haupte der Familie machte, sein möchte. Sie hatte auch verlangt, daß dieselbe nur in einem kleinen Zirkel gefeiert würde.

Da, zur großen Freude der Marquise, Madame Rémond keinen andern Verwandten als ihren Neffen George Rémond hatte, so verlangte sie, daß er, wie auch Herr Simon, zur Hochzeit geladen würden, und da sie auf alle andere Einladungen von ihrer Seite verzichtet hatte, wurden diese Beiden ihr bereitwillig gewährt.

George Rémond war dreißig Jahr, hatte ein sanftes Gesicht, einen schwächtigen Wuchs; seine in der Regel schüchterne Physiognomie belebte sich nur, wenn er mit vertrauten Freunden sprach. Er schrieb aus Neigung, indem er es für Pflicht hielt, neue und nützliche Idee», die er in seinem Geiste keimen fühlte, bekannt zu machen. Eines seiner Werke halte durch Erhabenheit der Ideen und literarisches Verdienst einen außerordentlichen Erfolg im Theater gehabt. George war aber durch diesen Triumph weder eitel noch stolz geworden; er hatte nichts von seiner melancholischen Güte, die mit dem Unglück sympathisiert, und von seinem zarten Stolz, der ihn für das Gefühl der Glücklichen empfänglich machte, eingebüßt. Er glich den bescheidenen Blumen, deren unscheinbare Blüthen und sanfter Duft die Aufmerksamkeit nicht erregen, bei genauer Betrachtung aber gefallen und entzücken.

Ein mächtiger Zug hatte ihn zuweilen zu Gabriele geführt; aber zu sehr Ehrenmann, um das Alter seiner Cousine zu mißbrauchen, war er nie bemüht gewesen, für sich günstige Gesinnungen bei ihr zu erregen, und kam zur Hochzeit zwar mit Wehmuth, doch war dieselbe rein und einfach wie sein Herz. Die Berechnungen der großen Welt waren ihm so fremd, daß es ihm nicht einmal einfiel, von dieser Verbindung für seine Eitelkeit Vortheil zu ziehen, indem durch dieselbe seine Familie dem höchsten Adel Frankreichs verwandt wurde.

Die Freunde und Verwandten der Frau von Fontenoy-Mareuil füllten also den Salon, sorgfältig nach Rang und Alter placirt. Unter den Ersten erblickte man Frau von Savigny; die Marquise hatte sie als Kind gekannt und immer den Umgang mit ihr fortgesetzt. Nichts konnte anmuthiger sein, als ihr einfacher und doch eleganter Anzug; es war die Kunst in ihrer höchsten Vollendung: denn man wurde sie nicht gewahr. Nie war ihr Gesicht so anhaltend heiter gewesen, nie halte ihr Geist so von lebenswürdigen, witzigen Einfällen gesprudelt, nie hatte sich eine so große und herzliche Theilnahme an Allem, was sie umgab, in ihrem ganzen Wesen ausgesprochen, niemals endlich hatten ihre Augen so viel Zufriedenheit und Freude ausgedrückt. Und diesen Anschein von Glück behielt sie während der ganzen Ceremonie,

Aber *eine* Hand dieser heitern Frau krampfte sich ungeachtet des sie bedeckenden Handschuhs so heftig in die Valencienser Spitzen, mit denen das gestickte Batisttuch in ihrer Hand besetzt war, daß sie eine ganze Seite dieser zarten, unmerklichen Fäden auflöste, ohne selbst die Verheerung zu bemerken, die ihre Finger in dem leichten Gewebe anrichteten.

Was Gabriele anbetraf, so hatte sie schon am frühen Morgen an Elénore gedacht, um sie holen

zu lassen; sie hatte auch an die Marquise gedacht und ihr geschrieben; aber einmal in diesem Salon angekommen, wo 40 Personen versammelt waren, sah und dachte sie an nichts mehr, als an die wichtige Ceremonie, die ihr Schicksal entscheiden sollte, und an den, mit dem dieselbe sie vereinigte.

In dem Augenblicke, wo sie kam, um ihren Namen auf der Civilakte zu unterzeichnen, wodurch sie auf immer ihr Geschick mit dem eines Andern verband, hob sie ruhig und vertrauend ihre schönen von Glück leuchtenden Augen zu ihm auf. . . Aber er sah sie nicht an . . . Seine Blicke waren mit Unruhe nach dem andern Ende des Salons gerichtet, wo einer der Hochzeitsgäste, Herr Simon, soeben ankam, und wo zu seiner großen Verwunderung Yves von Mauléon Elénore freudestrahlend an seiner Seite erscheinen sah. Als sie bei ihrem Eintritt ihren Geliebten mitten im Salon erblickte, beachtete sie nichts weiter und sagte voll Entzücken zu ihrem Vater:

»Der, den ich liebe, den ich verloren hatte, den ich hier wiederfinde, da ist er! . . . Er ist es, der Herzog Yves von Mauléon!. . .«

Der Greis, betäubt und zitternd, sah sie mit einer so unruhigen, so erstaunten Miene an, erlag fast unter dieser neuen Schmerzenslast, daß er nicht hörte, wie man sich über sein spätes Kommen beklagte und ihn bat, sogleich auch seinen Namen unter den Contract einer Heirath zu setzen, die er gestiftet hatte.

Georg Rémond näherte sich ihm, zog ihn zum Tische und gab ihm eine Feder in die Hand, die der Greis mechanisch nahm; aber obgleich die Verwirrung seiner Gedanken so groß war, daß er nichts um sich her unterscheiden konnte, hatte er doch ein undeutliches Gefühl davon, daß es die Verzweiflung seiner Tochter war, die er durch seine Namensunterschrift bestätigen sollte, und die Feder entglitt seiner zitternden Hand; man schrieb diesen Zufall dem Alter, der Kränklichkeit und der Ehrfurcht vor einer so hohen Versammlung zu, und der Notar, ihm die Feder mit Gewalt wieder aufzwingend, führte seine, alles Widerstandes unfähige Hand und schrieb einen unleserlichen Namen unter den Contract.

Nun erhob sich die ganze Gesellschaft, um in die Kapelle zu gehen, wo die Trauung vollzogen werden sollte, und Gabriele, welche die Verwirrung und das Erschrecken des Bräutigams überrascht und ihren Träumereien entrissen hatte, wodurch ihre Aufmerksamkeit wieder auf das, was um sie her vorging, gerichtet wurde, sah plötzlich die bleiche und wankende Elénore, die gefallen sein würde, wenn Frau von Savigny, immer lachend und heiter, nicht freundlich zu ihr geeilt wäre, um sie aufrecht zu erhalten. Gabriele, die sich ihr in demselben Augenblicke näherte, hatte, wie sie lebhaft, aber mit leiser Stimme zu dem jungen Mädchen sagte:

»Warum bist Du denn hier?. . .«

Und Elénore, mit Todesangst zu ihr aufblickend, rief:

»Und Du?«

»Was gibt es denn?« . . . fragte Gabriele, welche Beide jetzt erst gewahr wurden.

»Nichts!« . . . erwiderte mit munterem Tone Frau von Savigny, nicht ahnend, daß ihre Worte vernommen waren.

»Elénore ist meine Freundin und ich brachte etwas an ihrer Toilette in Ordnung.« . . . Hierbei bückte sie sich und steckte an Elénore's Taille eine Bandschleife fest, die nicht losgegangen war, wobei Gabriele, die ihre Freundin in demselben Augenblicke umarmte, folgende sehr leise und sehr schnell ausgesprochene Worte vernahm:

»Er ist es! . . . Nimm Dich in Acht! . . . Mache uns nicht unglücklich!« . . . und Frau von Savigny entfernte sich lachend, als hätte sie ihrer Freundin irgend einen Scherz zugeflüstert.

»Elénore,« sagte lebhaft Gabriele, »diese Frau ist Rosa!«. . .

Und ihre Augen auf das leicht verzogene Gesicht dessen richtend, der soeben ihre Schwüre empfangen sollte und sie aufmerksam beobachtete, sagte sie:

»Und der, den Ihr Beide liebt, . . . ist . . . Yves von Mauléon!«

Wenn die junge Frau noch einige Zweifel gehabt hätte, so würde das ganze entstellte Gesicht Elénore's alle ihre Befürchtungen bestätigt haben.

Alles dieses war schnell wie der Blitz geschehen, und in dem Augenblicke, wo Jeder sich erhob, nachdem man eine Stunde lang steif gesessen hatte, und wo, während man sich bereit machte, nach der Kapelle zu gehen, einige Worte gewechselt wurden, hatte Niemand dieses kurze, aber wichtige Intermezzo bemerkt. Der Graf von Rhinville, den die Marquise wegen seiner alten und intimen Freundschaft gebeten hatte, die Braut zum Altar zu führen, näherte sich, um ihr die Hand zu bieten, in demselben Augenblicke, wo sie, zu Yves hineilend, unwillkürlich ausrief: »Haltet ein!«. . . Aber Frau von Savigny, die in der Nahe des jungen Herzogs war, nahm, wie um Aufsehen zu vermeiden, Gabriele's ausgestreckte Hand und sagte lächelnd:

»Ja, halten Sie doch ein; wir sind noch nicht geordnet, wie es sich gehört; Jeder muß gleich den Platz einnehmen, der ihm in der Kapelle gebührt, und erlauben Sie, Frau Herzogin,« fuhr sie mit dem freundschaftlichsten Tone fort, »daß ich als eine alte Freundin Ihrer neuen Familie die Erste bin, die Ihnen ihre Glückwünsche zu Ihrer Verheirathung darbringt, denn Sie sind jetzt verheirathet,« fügte sie mit Nachdruck hinzu, »auf immer verheirathet! . . . und wir gehen jetzt nur, um zu der schon geschlossenen Heirath mit Inbrunst den Segen des Himmels zu erlehen.«

Gabriele hatte augenblicklich eingesehen, daß es nicht mehr möglich war, das Geschehene zu ändern. In der Verwirrung ihrer Sinne ließ sie sich mechanisch zum Fuße des Altars ziehen, wo sie dem Himmel nicht für das Glück dankte, dem sie wenige Minuten zuvor entgegen zu sehen glaubte, sondern ihn nur um Muth und Erleuchtung in ihrer so schwierigen Lage anrief.

Nach beendigter Ceremonie entfernten sich Alle von der Prinzessin, deren vorgerücktes Alter keine längere Anstrengung gestattete. Das nicht sehr zahlreiche Diner war in der neuen Wohnung des jungen Ehepaares bereitet. Elénore und Herr Simon, die auch daran Theil nehmen sollten, erschienen indessen nicht. Das junge Mädchen war, wie man sagte, durch ein plötzliches Unwohlsein gezwungen, in das Kloster zurückzukehren, wohin Herr Simon sie begleitet hatte. Dieser Umstand bestätigte die Befürchtungen Gabriele's und fügte zu dem Zwange und der Langeweile, die von einem solchen Diner unzertrennlich sind, noch die Traurigkeit hinzu. Madame Rémond war über eine so traurige Hochzeit so zerknirscht, daß alle Freude über ihren Reichthum, sowie aber ihre ausgezeichnete Toilette, über die ihr nicht ein einziges Compliment gesagt war, verschwand. Ihr Gesicht drückte eine schmerzliche Ueberraschung aus, die an Betäubung grenzte, und sie glaubte, daß eine so unbegreifliche Hochzeit durch ein außerordentliches Ereigniß bezeichnet werden müßte.

Indessen nahm das Diner seinen Fortgang, ohne etwas Anderes als Langeweile und Traurigkeit darzubieten. Gabriele war seit der Entdeckung, die sie gemacht hatte, beständig in einem schwer zu beschreibenden Geisteszustande gewesen, in dem tausend verschiedene Gedanken einander verdrängten. Seit einem Monate hatte ihre beständige Aufmerksamkeit auf Alles, was um sie her vorging und die mehr kräftigen als zarten Bemerkungen, die ihre Mutter sich zuweilen erlaubte, sie hinreichend mit dem wirklichen Leben bekannt gemacht, als daß die

frühere Lebensweise dessen, mit dem sie soeben verbunden war, nicht einige Entschuldigung in ihren Augen hätte finden sollen doch konnte sie nicht unterlassen, die Spuren, die dieses Leben hinterlassen hatte, was dies Herz von der Vergangenheit festhielt und was es für die Zukunft hoffen ließ, auf dem Gesichte Yves von Mauléon erforschen zu wollen, den sie mit Aengstlichkeit beobachtete.

Diese beständige Aufmerksamkeit, die Madame Rémond bemerkte, schien ihr der offenbare Beweis einer sehr regen Liebe und die arme Mutter fühlte ihren Kummer erlöschen, in der Hoffnung, daß, wie sie sich nicht enthalten konnte, ganz laut zu bemerken, es ihrer Tochter nicht an Entschädigungen fehlen würde. Jeder betrachtete Madame Rémond überrascht; sie konnte einen ungewohnten Zwang nicht lange ertragen und begann in gemeiner Sprache eine Art komischer Elegie über die Traurigkeit des Festes, die sie mit Scherzen über das, was einem solchen Tage folgen könne und müsse, begleitete, Und als auf ihre Worte ein Schweigen des Erstaunens folgte, mit welchem man in der großen Welt Unschicklichkeiten und Verstoße gegen die feine Lebensart zu rügen pflegt, las Gabriele, die die Augen nicht von ihrem Gemahl abwendete, in der seinigen die tiefe Verachtung und den moralischen Widerwillen, den der schlechte Geschmack und die plumpen Reden ihrer Mutter dem jungen Manne einflößten. Gabriele, die einen schnellen Blick von dem gemeinen, fröhlichen und selbstgenügsamen Gesichte ihrer Mutter auf das traurige, verdrießliche und gedemüthigte Mauléons warf, fühlte plötzlich die unermeßliche Kluft, welche die beiden Wesen trennte, die ihr auf der Welt die liebsten waren. Während sie mit Seelenangst Mauléons Blicken folgte, die er umherirren ließ, weil er wahrscheinlich fürchtete, daß man, wenn er sie irgend wo festhielte, errathen würde, was er empfände, sah sie, daß er auch sie sogar einen Augenblick mit diesem verächtlich gleichgültigen Ausdrücke betrachtete.

Es gibt kein junges Mädchen, wie kindlich, unwissend und unbesonnen sie auch noch sei, die nicht fühlen sollte, daß es nicht ein solcher Blick ist, den sie von dem erwarten mußte, der ihr soeben vor Gott und Menschen eine ewige Liebe versprochen hat. Die Täuschung, die Gabriele sich zu erhalten gesucht hatte, die Hoffnung, die noch nicht ganz erloschen war, Alles schwand in diesem Augenblicke, und die eisige Kälte auf dem vornehmen Gesichte des jungen Herzogs schlug ihrem Herzen eine plötzliche und tödtliche Wunde.

»Oh! mein Gott!« rief das unschuldige Kind schmerzlich, einem unsäglichen Leiden erliegend, und die neugierigen, erschreckten und überraschten Blicke der Anwesenden richteten sich alle auf sie, die selbst am erschrockensten über ihren heftigen und unwillkürlichen Ausruf war.

»Haben Sie sich verwundet?« fragte die Marquise sanft.

Gabriele ließ sie bei dem Glauben, daß eine leichte Ungeschicklichkeit ihre zarten Hände in zu nahe Berührung mit dem Messer gebracht habe. Und dieses unmerklich« Versehen wurde von dem jungen Manne als ein Mangel an Lebensart ausgelegt, der sichtlich seine üble Laune steigerte. Sie sah es wohl, denn seit einigen Stunden hatte ihre ganze Aufmerksamkeit sich nur auf ihn concentrirt.

Plötzlich bemerkte er diese Aufmerksamkeit mit eben so viel Unruhe als Erstaunen und bemühte sich, seine Stirn, auf der seine junge Frau seine Gedanken zu entziffern suchte, so heiter als möglich zu zeigen . . . Er strengte sich an, den Seufzer, den sie behorchte, zu unterdrücken, die Augen, in denen sie lesen wollte, gleichgültig blicken zu lassen; aber seine Aufmerksamkeit auf sie wurde dadurch nur um so lebendiger. Es war der heftige Kampf einer angelegentlichen

und lebhaften Beobachtung von einer, und die vermehrte Bemühung, diese Beobachtung zu tauschen, von der andern Seite. Mehr Herr seiner selbst, gewann es der junge Mann noch über sich, sich in die oberflächliche Unterhaltung zu mischen, welche die Marquise zu erhalten sich bemühte, und auf diese Weise wenigstens der Beobachtung der Gäste zu entgehen.

So verging der Abend bis zu dem Augenblicke, wo man sich trennte. Nun führte Madame Rémond Gabriele in ihre Zimmer und Yves von Mauléon zog sich augenblicklich in die seinigen zurück.

Als er sich, aber nach diesem so zu sagen dem Publikum geopfertem Tage endlich allein befand und sich ohne Zwang seinen Empfindungen hingeben konnte, fühlte er sich von einer unsäglichen Traurigkeit und tiefen Mutlosigkeit ergriffen. Dieses Vermögen, welches er durch seine Heirath erworben hatte, schien ihm nicht nur zu theuer erkaufte, weil es ihn in so nahe Familienverhältnisse zu Madame Rémond stellte, sondern das Geld an sich selbst verlor auch seinen Werth in seinen Augen. Er empfand einen solchen Ueberdruß an Allem, daß er nicht begriff, wie er sich neue Pflichten halte auferlegen können, um Reichthümer zu gewinnen, die ihm keine Freude machten.

Die Scherze seiner Schwiegermutter ärgerten ihn, indem sie ihm wie eine Act Besitznahme seiner Person vorkamen, gegen die er sich auflehnte. Und, um durch einen verlängerten Aufenthalt in seinem Zimmer die Unabhängigkeit festzuhalten, die man ihm rauben wollte, setzte er sich an den Tisch und schrieb an seinen Freund Heinrich von Marcenay:

»Heinrich, Sie, dessen skeptischer Geist Alles zu zergliedern versteht, und der Sie in den geheimsten Falten des Herzens den bösen Instinkt, der diese Falten legte, finden, Sie, der Sie alle Leidenschaften, die uns bewegen, wie ein Schauspiel betrachten, warum können Sie nicht sehen, was in diesem Augenblicke meine Seele empfindet! Sie würden ohne Zweifel besser als ich die Ursachen des Leidens, welches mich zu Boden drückt und ein Gefühl von Schmerz in Alles um mich her ergießt, errathen.

»Dieser Hochzeitstag, Heinrich, ist ein langes Jahrhundert von Unbehagen und Langeweile für mich gewesen, ja, was noch mehr sagen will, von Seelenangst und Leiden. Ja, ich leide, und wissen Sie, wann ich dies schreibe? Es ist Mitternacht, ich bin allein in meinem Zimmer und seit diesem Morgen verheirathet mit einem jungen, vollkommen schönen Mädchen von siebzehn Jahren! . . .

»Worin besteht denn die Gewalt, die einige vielleicht sonderbare Vorstellungen über mich ausüben? . . . Ich bin hier und bin hier ohne Ungeduld und ohne Freunde! Und ich bleibe hier! . . . Ach! was Sie auch davon sagen mögen, mein Freund, es gibt, ich weiß nicht, welche Fähigkeit der Seele, deren Macht unwiderstehlich ist, und diese Macht regt jetzt mein gedemüthigtes Herz auf.

»Es ist zum zweiten Male, daß ein Haupt des Hauses Mauléon ein Mädchen aus dem Volke heirathet . . . Ich habe in diesen Tagen in unsern Papieren eine kurze Erzählung der ersten dieser beiden Heirathen gefunden; sie liegt hier neben mir und vermehrt mein Mißvergnügen. . . Lesen Sie, und Sie werden sehen, weshalb! . . .«

Die in dem Briefe enthaltene Erzählung.

Im dreizehnten Jahrhunderte verliebte sich Bertrand de Mauléon, einziger Erbe der Herzöge, seiner Ahnen, in die Tochter eines seiner Leibeigenen, die schöne Gertrude, und die Schönheit dieses jungen Mädchens war so erhaben und. so anmuthig, daß Bertrand eine Liebe, die er als Herr und Meister hätte fordern können, nur ihrem Willen danken wollte. Er erklärte ihr, daß er

sie liebe, und Gertrudens Antwort war so fein, daß sie ihn weder beleidigen, noch ihm Hoffnung geben konnte. Denselben Abend, wo er mit ihr geredet hatte, war er auf der Jagd, aber träumerisch und ohne Geschmack an seiner Lieblingsbeschäftigung zu finden, suchte er die Einsamkeit in dem dichtesten Theile des Waldes, um daselbst ungestört an die schöne Gertrude zu denken. Er glaubte zu träumen, als er wenige Schritte vor sich ihre Stimme vernahm, doch täuschte er sich nicht: sie war es; die Nacht verhinderte ihn, sie zu sehen, aber er hörte, daß sie sagte:

»Mein Vater, morgen mit Anbruch des Tages müssen wir abreisen, müssen die reichen Besitzungen des edlen Herzogs von Mauléon verlassen und in einem fremden Lande von Neuem anfangen, zu arbeiten. . . denn ich darf nicht hier bleiben . . . Eure Tochter, mein Vater, ist geliebt von ihrem Herrn und Meister, Bertrand von Mauléon. . .!«

»Aber,« sagte der greise Vater Gertrudens, »der edle Herzog ist billig und großmüthig, er wird Nicht« mit Gewalt verlangen; wir können bleiben.«

Mir müssen abreisen, mein Vater, antwortete sie, »denn Eure Tochter liebt ihren Herrn und Meister, Bertrand von Mauléon. . .!«

»Aber,« erwiderte der Vater, »Gertrud« ist klug und tugendhaft, und wir können an diesem Orte bleiben.«

»Wir müssen abreisen,« wiederholte die arme Gertrud« weinend, »denn ich weiß, daß es mir leichter wird, fern von hier zu sterben, als der Stimme und den Bitten meines Herrn und Meisters, Bertrand von Mauléon, zu widerstehen.«

»Wir wollen abreisen,« sagte der Vater.

Und am folgenden Tage wurden sie festgenommen durch die Bewaffneten des Bertrand von Mauléon, in dem Augenblicke, als sie die Grenzen seiner Besitzungen überschreiten wollten, und man führte sie vor den Richterstuhl des Herrn, um daselbst nach dem Gesetz gerichtet zu werden.

Und als Alle versammelt waren, Leibeigene, Vasallen, Bewaffnete und Herren, versprach Bertrand von Mauléon, Erb- und Gerichtsherr auf Arnouville, Blamont, Lasso und andern Gütern u.s.w., Gertrude und ihrem Vater Gnade zu gewähren, wenn sie die Ursache ihrer Flucht gestehen wollten. Aber das junge Mädchen erröthete und antwortete nicht; als sie aber ihren Vater ansah, rief sie: »Ich allein bin schuldig, möge man mich allein strafen!«

Und sie wurden alle Beide verurtheilt.

Da erhob sich Bertrand von Mauléon von dem Stuhle, auf dem er dem Gerichte beigewohnt hatte, und sagte: »Ich weiß da« Geheimniß dieses jungen Mädchens . . . ich hörte, wie sie es ihrem Vater anvertraute. Sie floh vor einem Manne, den sie liebt, weil sie eben so tugendhaft als schön ist, und ich, Herr und Meister und alleiniger Beherrscher dieser Orte, habe beschlossen, daß dieser Mann sie heirathen soll?

Gertrude zweifelte noch an Dem, was sie gehört hatte, da nahm Bertrand, sie bei der Hand und führte sie zu einem erhabenen Sitze neben dem seinigen; aber statt sich zu setzen, warf sie sich zu seinen Füßen und weinte vor Freude.

Den andern Morgen segnete der Kaplan des Schlosses diese Verbindung, und die Herzogin von Mauléon verherrlichte durch ihre Tugenden und ihre Schönheit den hohen Platz, der ihr angewiesen war.

»Nun, Heinrich, werden Sie wie ich urtheilen, nachdem Sie diese alte Chronik gelesen haben?.

. . Dieser Mann hatte seine Braut aus den Töchtern des Volks gewählt, um sie mit reichem Schmuck zu umgeben, eine Herzogskrone auf ihr Haupt zu setzen, um sie zu der edlen Gefährtin eines mächtigen Herrn zu machen; er beleidigte seine Standesgenossen, kränkte die ihm ebenbürtigen Jungfrauen, die auf seine Hand rechneten, vergab vielleicht seinen Nachkommen Etwas, weil er ihnen durch eine reiche, standesmäßige Heirath einige neue Besitzungen hätte sichern können, aber es lag doch ein edler Stolz in der Großmuth, mit der er. auf diese Weise seine Geliebte den höchsten Damen gleichstellte. Er konnte mit Entzücken diese Frau, die ihm Alles verdankte, an sein Herz drücken; Niemand hatte das Recht, ihm zu sagen: »Dieser Mann hat seinen Namen, seinen Rang und seine Liebe um Gold verkauft. . .«

»Und ich, Heinrich?

»Wie ist es eigentlich mit *meiner* Heirath zugegangen?. . . Ich begreife es nicht; ich glaube, ich hätte mich gegen eine solche Verbindung auflehnen müssen. »Ich weiß wahrlich nicht, wie es zugegangen ist; Sie sagten, alle Heirathen machten sich auf diese Weise. Meine Großmutter weinte! Hatte denn mein vergangenes Leben alle zarten Gefühle in mir erstickt? Und erwachen sie jetzt, wo sie mir nur noch Qualen bereiten können?

»Für immer bin ich gebunden an, Gott weiß, welches beschämende, verwünschte Geschick, und warum das?. . . Um zu leben! . . . einen guten Tisch zu führen, in einem bequemen Wagen zu fahren, in schönen Zimmern zu wohnen! . . . Und was hilft das Alles, wenn man von unbesiegbarer Langeweile und von demüthigenden Erinnerungen gequält wird?

»Denn dieses junge Mädchen, ach, Heinrich, wenn Sie wüßten!. . . Sie ist es, es ist einer ihrer Blicke, der alle diese Vorstellungen in mir rege gemacht hat; ein Blick dieses siebzehnjährigen Kindes, dieses Mädchens aus dem Volke! . . . Während des Dinners hat sie, wie es mir schien, ein Ausdruck des Unmuths auf meinem Gesichte, der jedoch ihrer Mutter galt, überrascht, und hätten Sie gesehen, welches Mitleid, welche Verachtung plötzlich dieses beinahe noch kindliche Gesicht ausdrückte! . . . Wie beschimpfend ihr Blick war! »Und denken Sie sich, Heinrich, daß es eine halbe Wilde ist! . . . Wie hat sie denn errathen können?. . . Aber es ist unmöglich, ich werde mich geirrt haben! . . . Irgend ein mir unbekannter Gedanke wird sie aufgeregt haben. . . Heute Morgen, als ich ankam, sahen ihre großen ausdrucksvollen Augen mich mit so kindlicher Zärtlichkeit an . . . wie allerliebste war sie da!. . . Alle Nuancen ihres Innern malten sich in diesem Augenblicke auf ihrem Gesicht; man kann sie verstehen, ohne daß sie redet. Und dieses reizende Lächeln. . .!« Yves von Mauléon ließ noch einige Augenblicke unachtsam seine Hand auf dem Papiere umherirren und zeichnete, sich selbst unbewußt, unzusammenhängende Worte und andere formlose Charaktere. . . Sein Geist war nicht mehr bei seinem Freunde; er beschäftigte sich vielmehr mit sanfteren und anmuthigeren Bildern, als die waren, die ihn veranlaßt hatten, diesen Brief zu schreiben, denn sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Heiterkeit angenommen, und als seine Augen auf das vor ihm liegende Papier fielen, lachte er von ganzem Herzen über die seltsamen Figuren, die seine Feder auf dasselbe geworfen hatte. Als er nochmals überlas, was er geschrieben, fand er wahrscheinlich, daß seine Gedanken wohl schwer zu verstehen sein möchten, denn er zerknitterte das Papier ärgerlich mit den Händen und warf es in die Flammen des Kamins. Darauf schien ein neuer freudiger Gedanke sein Gesicht zu beleben, und er enteilte durch die Thür, die zu den Zimmern seiner jungen Frau führte.

Wie fand er sie? . . . Wie hatte Gabriele diese Stunde der Erwartung zugebracht?. . . Von ihrer Mutter in das elegante Brautgemach geführt, hatte sie sich von derselben die Blumen und das Geschmeide, womit sie geschmückt war, abnehmen lassen, ohne die geschäftige Sorgfalt, deren

Gegenstand sie war, auch nur Ein Mal zu bemerken, und verstand von alle Dem, was ihre Mutter redselig ihr sagte, kaum das, daß die heutige Feierlichkeit ihrem jungen Manne das Recht gebe, sie diesen Abend nicht allein zu lassen.

Madame Rémond, wie fast alle Frauen einer untergeordneten Klasse, war rechtschaffen ohne Zurückhaltung, tugendhaft in ihren Handlungen, aber unzart in ihren Worten; ihre plumpe, kräftige Sprache würde eine nicht so tugendhafte Frau aus den höheren Ständen zurückgescheucht haben, während über die Schwächen dieser die rohe Tugend der Madame Rémond sich entsetzt haben würde.

Gabriele hörte Alles an, ohne daß ihr ruhiges Gesicht irgend einen der Eindrücke, die das Geschwätz ihrer Mutter hervorbringen mußte, hätte errathen lassen. Die Anstrengung, Kopfschmerz und eine Menge am Hochzeitstage so natürlicher Betrachtungen motivirten ihr Stillschweigen in den Augen ihrer Mutter, die ihr schönes Kind ohne Unruhe und ohne Besorgniß verließ, nachdem sie sie gesegnet und für ihr Glück mit ihr gebetet hatte.

Kaum hatte Madame Rémond das Zimmer verlassen, als die junge Frau leicht von dem Bette sprang, auf dem sie anscheinend geruht hatte, zur Thür stürzte und heftig den Schlüssel umdrehte. Alsdann untersuchte sie auch die anderen Thüren und verschloß sie ebenfalls. Nun trat sie durch eine kleine von Draperieen versteckte Thür in ein reizendes Boudoir, untersuchte dieses aufmerksam, und als sie sich überzeugt hatte, daß es ohne Ausgang und also von Außen unzugänglich war, kehrte sie ruhig und befriedigt in ihr Zimmer zurück, hüllte sich in ein Morgenkleid von weißem Cashemir, setzte sich in einen großen Fauteuil neben einem ziemlich erloschenen Feuer, und schien geneigt, sich einem tiefen Nachdenken zu überlassen, welches das Schweigen der Nacht und das durch eine Alabasterlampe verbreitete Halbdunkel begünstigte. Dieses bleiche und traurige Licht hätte der Liebe angenehm sein können, vermehrte aber nur die Traurigkeit von Gabriele's Alleinsein und versenkte die Seele der jungen Frau in schwermüthige Träume.

Mitten in diesen Träumen öffnete sich eine, eben so wie die des Boudoirs durch die Falten des Mousselins, mit denen das Zimmer decorirt war, versteckte Thür; unwillkürlich erschreckend, stand Gabriele heftig auf, und ihre Bestürzung nahm wo möglich noch zu, als sie entdeckte, daß der Eingetretene niemand Anderes als Yves von Mauléon war.

Stumm vor Ueberraschung, erschreckt und außer sich, wollte Gabriele Den, der auf diese Weise ihre Einsamkeit, die sie sich gesichert zu haben glaubte, störte, zurückstoßen, aber sie zitterte so sehr, daß sie gezwungen war, eine Stütze zu suchen; sie lehnte sich an die vergoldete Bronze ihres Bettes und stand so, umhüllt von ihrem weißen Morgenkleide, welches ihren hohen Wuchs bis zu den zarten Füßen bedeckte; das Entsetzen in ihren großen, schwarzen Augen, die fahle Blässe, der ihre gewöhnliche lebhaftige Farbe gewichen war, ihre bleichen, halbgeöffneten Lippen gaben der ganzen Erscheinung einen von ihrer sonst kindlichen und heitern Schönheit so verschiedenen Ausdruck, daß der junge Herzog, der sie noch nie so gesehen hatte, bestürzt stehen blieb, ohne sich ihr zu nähern.

Aber die junge Frau sammelte ihren Muth, indem sie ihre Bestürzung getheilt sah, und sagte mit plötzlicher, unerschrockener Entschlossenheit und immer fester werdender Stimme:«

»Mein Herr. . . Herr Herzog von Mauléon, hören Sie mich! . . . Ja, hören Sie mich! . . . Ich will . . . ich muß. . . mit Ihnen reden . . . Ihnen Alles sagen. . . und werde den Muth dazu haben. . . !«

Yves war so erstaunt, daß er auch nicht ein Wort finden konnte, um diese unerwartete Rede, welche der ernste und ungewöhnliche Ton dieser zitternden und doch entschiedenen Frau ihm

unbegreiflich machte, zu beantworten.

Nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens fuhr Gabriele fort:

»Vor einem Monate, mein Herr, als Sie in's Kloster kamen und diese unglückliche Heirath . . . beschlossen wurde. . .«

Yves von Mauléon machte eine Bewegung des Erstaunens.

»Diese unglückliche Heirath . . .!« wiederholte die junge Frau, »damals waren mir alle Verhältnisse des Lebens gänzlich fremd! . . . Die Vortheile der Geburt, die Ansichten der Welt, der Werth des Reichthums, die Freuden. . . und die zärtlichen Verbindungen, aus denen das Leben eines jungen Mannes besteht, Alles war mir unbekannt; . . . und als ich meine Einwilligung gab, wußte ich weder, was ich versprach, noch was ich zu fordern hatte. Für mich war Herr von Mauléon ein junger Mann, den. . . ich. . .«

Hier hielt Gabriele inne, ohne ihre Rede zu vollenden, und versuchte eine andere zu bilden.

»Für Sie, mein Herr,. . . war ich ein Mädchen aus dem Volke, das Sie verachteten. . . und deren Vermögen Sie mit einem Titel erkauften.«

»Madame. . .!« konnte der beleidigte junge Mann sich nicht enthalten, auszurufen; aber keine Worte findend, welche Gabriele's Anklagen widerlegten, hielt er inne.

»Versuchen Sie nicht, mir das Gegentheil beweisen zu wollen; Ihre heutigen Blicke haben mich viel zu sehr von Ihrer Verachtung überzeugt, denn seit einem Monate . . . habe ich viele Dinge errathen gelernt und die Wahrheit ist meiner Seele klar geworden. . .!«

»Herr von Mauléon! . . . Sie wußten, wer ich war, wie ich war!. . . Ich wußte Nichts!. . . und der Handel wurde ohne mich abgeschlossen, die ich keine einzige seiner Klauseln kannte. Wenn ich sie gekannt hätte, wenn ich die Welt und unsere beiderseitige Stellung in derselben gekannt hätte, . . . ich sage es Ihnen dreist, mein Herr Herzog, . . . so hätte ich meine Einwilligung nicht gegeben und diese Heirath würde nie zu Stande gekommen sein.

»Jetzt, wo meine Unerfahrenheit es dahin hat kommen lassen, daß wir vereinigt sind . . . kann ich . . . Ihnen nicht sagen, was dieses unglückliche Bündniß für. . . traurige und quälende Gedanken in mir erweckt . . . Ich kann auch nicht alle die unangenehmen und peinlichen Eindrücke beschreiben, die ich auf Ihrem Gesichte heute gelesen habe. . . Ich verstehe das Alles sehr gut . . . kann es aber nicht mit Worten ausdrücken. Noch weniger bin ich im Stande, Ihnen zu sagen,« fügte sie bei jedem Worte zögernd hinzu . . . »warum . . . mit Ihren Empfindungen und Ansichten . . . mit meiner Kenntniß der Ursachen dieser Heirath, mit meiner Ueberzeugung von Ihrer Liebe zu einer Andern, . . . Ihre Gegenwart. . . hier . . . in diesem Augenblicke, ganz unmöglich ist.«

Yves sah sie mit immer wachsendem Erstaunen an,. . . sie sah seine Blicke nicht, weil, wahrscheinlich um dieselben zu vermeiden, ihre Augen beständig zu Boden geschlagen waren . . . Ihre Blässe und Unbeweglichkeit und ihre fast geschlossenen Augen gaben ihrer ganzen Person ein finsternes, imponierendes Ansehen.

Etwas weniger zögernd fuhr sie fort:

»Es kann . . . es darf in dieser Welt keine auf Eigennutz beruhenden Gründe geben, die einen jungen Mann von Ehre, stolz und zart, wie der Herr Herzog von Mauléon, zwingen können, gegen eine Frau zu lügen, ihr eine Liebe zu heucheln, die er nicht empfindet!. . . Nein, das darf nicht sein!. . . Wenn ein Mann dessen fähig wäre. . . würde ich ihn verachten, und die Frau, die es ertrüge, würde er verachten; das fühle ich, ohne es erklären zu können. . . denn ich, ich weiß

Nichts, ich kenne Nichts, ich handle nur aus Instinkt, werde aber nie Etwas thun, dem mein Herz widerstrebt, und ich kann und will nicht die Frau eines Mannes sein, der mich verachtet, mich um meines Vermögens willen geheirathet hat, ja, mich sogar vielleicht haßt und eine Andere liebt. . .!

»Herr von Mauléon,« fügte sie mit erhöhter Stimme und sehr schnell hinzu, »ich, das Mädchen ohne Bildung, ohne Erziehung, fühle das, ohne es erklären zu können. Wie viel mehr müssen Sie es nicht fühlen, Sie, den die feinste Weltbildung gelehrt hat, Alles mit Delikatesse zu beurtheilen! . . . Hören Sie,« fuhr sie, immer lebhafter redend, und mir abgesetzter, zitternder Stimme, Folge einer zurückgehaltenen lebhaften Bewegung, fort: »Hören Sie! . . . es ist ein Handel abgeschlossen worden . . . Gabriele Rémond, Tochter eines Handwerkers, hat den Titel einer Herzogin getauft. . . der, wie man sagt, jetzt wenig gilt und mir vielleicht nur den Vortheil gewähren wird, in einige vornehme Salons aufgenommen zu werden, wo ich ohne Zweifel von Ihren Freunden mich noch verächtlicher behandelt sehen werde, als von Ihnen. Aber das Arrangement ist einmal getroffen und ich bestätige es in diesem Augenblicke! Sie werden für den Titel, den Sie mir geben, das Vermögen, dessen Sie bedürfen, besitzen, aber damit ist der Handel zu Ende, mein Herr Herzog!. . . Es ist genug, daß Gabriele Rémond durch ihre Geburt Ihnen verächtlich erscheint, ihre Schwäche soll Ihnen wenigstens keine neuen Rechte geben! . . . Wenn ein armer Bauer eine eben so arme Bäuerin heirathet, so geschieht es, weil er sie liebt; wenn er sie an sein Herz drückt, so gehört dies Herz ihr, so ist er stolz darauf, ihr seinen Namen zu geben, sie zur Gefährtin seines Lebens, zur Mutter seiner Kinder zu haben, sein ganzes Leben mit ihr zu theilen. Und wenn die Heirath nicht das ist, wenn sie nicht auf Liebe gegründet ist, die der Himmel segnet und die Menschen ehren, was ist sie dann?. . . Was ist ein Mädchen, die sich einem Manne ergiebig den sie weder liebt noch achtet? Ich begreife es nicht, ich weiß nicht, ob die Heirathen in der Welt so sind, wohl aber weiß ich, daß es unter uns, mein Herr, nicht so sein darf, . . . Gehen Sie also in Ihr Zimmer zurück und lassen Sie mich in dem meinigen allein!«

Es ist unmöglich, die Ueberraschung zu schildern, die in diesem Augenblicke die Gedanken des jungen Mannes verwirrte; so viel Geschehenes und Unvorhergesehenes bewegte seine Seele, daß er Alles vergaß, was ihn noch einige Augenblicke vorher beschäftigt hatte. Die kalte Verachtung, die üble Laune, die Ungeduld und der Verdruß, Alles bis auf die anmuthigeren Ideen, die das schöne Kind von siebzehn Jahren in ihm hervorgerufen hatte. Alles war durcheinander geworfen, Alles verschwunden, und er stand da, unbeweglich und voll widerstreitender Empfindungen, vor dem Gegenstande einer Neugierde und eines Erstaunens, wovon er sich keine Rechenschaft ablegen konnte; und wirklich, hatte er je vorhersehen können, daß das sorgloseste und launenhafteste Kind, dem das Leben in der Welt so völlig fremd war, dieses plötzlich in seinen feinsten Nuancen begreifen könne? — Denn Gabriele hatte durch den bloßen Instinkt ihrer Seele so eben sich und ihn genau würdigen gelernt; sie hatte von selbst herausgefunden, was ihre Heirath zu einem beschämenden Handel machte. Die unmerklichen Uebergänge von der Verachtung zur Unzufriedenheit und Beschämung auf dem Gesichte des jungen Herzogs hatten sie vollends aufgeklärt, und ohne zergliedern zu können, was sie erkannte, ohne sich beantworten zu können, ob ihre Eindrücke richtig waren, hatte sie begriffen, daß sie nicht geliebt ward, daß die Liebe stolz unglücklich ist. über Das, was 'sie gewährt und empfängt, und daß die Liebe des Mannes, der über seine Frau erröthet, nur von einer Art sein kann, über die sie selbst erröthen muß, und mit edlem Stolze hatte das verachtete junge Mädchen die Lügen von Liebe, die man sie gezwungen hatte, zu glauben, und durch die sie Beide

erniedrigt wurden, durch einen festen Entschluß zerstört und vernichtet.

Dieser Entschluß, der nicht vorher überlegt, sondern Folge plötzlicher Eingebung war, hatte dem jungen Herzoge eine ganz andere Vorstellung von Gabriele beigebracht, hatte ein gemeines und verachtetes Wesen zu einem geachteten, ihm Ehrfurcht einstoßenden gemacht; die zarte Weiblichkeit, die in dem Herzen des Kindes erwachte, hatte dieses für ihn verwandelt, denn das unwissende Mädchen aus dem Volke beherrschte in diesem Augenblicke den Erben eines berühmten Geschlechts und flößte demselben eine unwillkürliche Ehrfurcht ein, der er sich ohne Ueberlegung hingab.

Was sollte er sagen, was thun? Wenn er unter dem bloßen Einflusse der vergänglichen Ideen eines Weltmannes gestanden hatte, würde er sich bloß lächerlich gefunden haben; wenn er nicht von Natur eine zarte und empfängliche Seele gehabt hätte, die alle Eindrücke eher fühlte, als zergliederte, hätte er vielleicht versucht, Gabrielen zu widersprechen; aber die junge Frau hatte, was er selbst einige Augenblicke vorher empfunden hatte, so richtig ausgedrückt, sie hatte alle Wunden seines Herzens so genau sondiert, daß seine tiefe und lebhaftere Ueberraschung sich nur durch einig: unzusammenhängende Worte aussprach, denen Gabriele nur durch eine gebieterische Bewegung antwortete, indem sie nach der Thür deutete, durch die er eingetreten war, und als hätte sie das Unangenehme dieses Befehls mildern wollen, sprach sie folgende sanfte und zärtliche Worte:

»Adieu, Herr von Mauléon . . . ich klage Sie nicht an! . . . Was geschehen, ist für uns Beide traurig . . . aber . . . adieu. . . bis morgen!«

Yves stand an der Thür; er zögerte und blieb einen Augenblick stehen, als hätte er Etwas sagen wollen; aber in der ganzen Stellung des jungen Mädchens den Ausdruck ihres festen Willens und die Erwartung seiner Entfernung sehend, gehorchte er ihr.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Gabriele eben so rasch, als sie bis dahin unbeweglich gewesen war, die Thür von Innen zu verschließen eilte und mit heftiger Bewegung in dem einsamen Zimmer umher ging. Ihr während Yves von Mauléons Gegenwart ruhiges und selbst strenges Gesicht drückte plötzlich die lebhafteste Angst und tiefste Verzweiflung aus; heiße Thränen begleiteten ihr Schluchzen, und mit dem Ausbruche eines blutenden Herzens auf die Kniee stürzend, rief sie aus:

»O mein Gott! mein Gott! erbarme Dich meiner!. . . Wer wird mir helfen, wenn Du mich verlässest, denn wer wird mir sagen, ob ich Recht oder Unrecht habe? Ich weiß nicht, welcher Instinkt mir eingab, so zu handeln, aber ich fühle, daß ich recht gehandelt habe; und wenn das Leben mir armem, unwissendem Mädchen noch mehr solche schwierige Fragen vorlegt, werde ich immer die Stimme meiner Seele antworten lassen; was sie zurückstößt, werde ich verwerfen, was sie gutheißt, werde ich thun. Mein Herz muß mein einziger Führer sein, ich habe keinen andern; ich habe Niemanden auf der Welt, den ich fragen könnte: Was soll ich thun? — Meine Mutter?. . . O nein! . . . ihr kann ich Nichts sagen. . .!«

Und Gabriele wagte nicht, den Gedanken zu verfolgen, der sich ihr aufdrang, wagte nicht, sich zu gestehen, wie sehr diese Mutter, die sie liebte und verehrte, unfähig sei, sie zu leiten; sie sagte also bloß mit tiefer Traurigkeit:

»Nein, ich darf meiner Mutter Nichts sagen. . . Elénore. . .«

Bei diesem Namen bemächtigte sich ihrer ein schmerzliches Gefühl.

»Wie würde er sie geliebt haben, wenn sie an meiner Stelle wäre. . .!« sagte sie; »aber wie

mag sie leiden, mein Gott! . . . ich habe keine Freundin mehr; diese, mit der allein . . . nie werde ich sie wiedersehen, nie mit ihr reden können. . .!

»Und er?. . . Ach, wir sind getrennt!. . . getrennt auf immer!« rief sie; und lebhaft aufstehend, drückte sie ihr Herz mit ihrer zitternden Hand, wie um seine zu heftigen Schläge zu hemmen »Er, den ich so innig liebte,« sagte sie mit Schrecken, dann warf sie eilig das leichte Gewand, das sie umhüllte, von sich, trocknete und unterdrückte ihre Thränen mit Gewalt, denn lebhaft Energie war vorherrschend in allen ihren Bewegungen; um einem Gedanken, den sie verdrängen wollte, zu entgehen, legte sie sich nieder, im Schlummer eine Ruhe suchend, die ihrem Herzen fremd war.

Sei es nun, daß die durch so verschiedenartige geistige Anstrengungen des Tages veranlaßte Bewegung die Ruhe herbeirief, sei es, daß nach einem schnell gefaßten und ausgeführten wichtigen Entschlusse ein Gefühl des Friedens das leidende Herz erquickte, oder daß der Schmerz, der Gabriele's Kindheit so plötzlich geendet, ihr noch nicht deren ganzes Glück geraubt hatte, ihr schöner Kopf ruhte noch kaum auf dem weißen Arme, ihr geschmeidiger Körper, von den edelsten Umrissen, hatte sich kaum auf dem leichten Daunenlager ausgestreckt, das sich kaum unter ihm bog, als ein sanfter Schlummer mit seinen verwirrten, aber süßen Bildern allen Kummer, den sie an diesem Tage empfand, verscheuchte. Ihre Augen, die an diesem einen Tage mehr Thränen, als in ihrem ganzen Leben, vergossen hatten, schlossen sich so sanft, als sollten sie nie wieder welche vergießen; das Incarnat, welches der Tag ihren Lippen geraubt, kehrte auf dieselben zurück, durch die zwischen dem sanften und leichten Athmen der Jugend zuweilen nur noch die Worte säuselten:

»Wenn ich ihn dennoch liebte. . .!«

Und bald lösten sich alle Schmerzen der Frau in dem friedlichen und tiefen Schlummer des Kindes auf.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Hochzeits - Visiten.

Am Hochzeitsabend fand die Marquise von Fontenoy-Mareuil, indem sie in ihr Zimmer trat, dasselbe ganz angefüllt mit sehr schönen, geschmackvollen Meubles und andern eleganten und prachtvollen Kleinigkeiten, bei deren Auswahl ein sehr feiner Geschmack und große Sorgfalt obgewaltet haben mußte. Zugleich war das Alter und der Geschmack der Marquise sehr zart berücksichtigt. Auf einem der eleganten Tischchen fand die Marquise ein zierliches Briefchen, welches sie zu öffnen eilte und Folgendes las:

»Gnädige Frau!

»Jetzt, wo ich Ihre Tochter werden soll, wünschte ich mit diesem Namen auch einen Platz in Ihrem Herzen zu erhalten, und bitte Sie, mir vorläufig das Recht zuzugestehen, mich aller Mittel, ihn zu erringen, bedienen zu dürfen. Besonders wünsche ich, daß Alles um Sie her Sie erinnern möge, daß Sie jetzt ein Kind mehr haben, welches Sie liebt und Sie zu pflegen wünscht. Erlauben Sie also, daß diese Kleinigkeiten zu Ihrem Gebrauch dienen und in Ihrem Zimmer bleiben.

»Doch habe ich eine noch viel größere Gunst zu erbitten, nämlich, daß Ihre Güte mir rathen und mich leiten wolle in einer Welt, deren Gewohnheiten mir noch ganz fremd sind und in der ich doch nichts thun möchte, was Ihnen mißfallen oder diejenige lächerlich machen könnte, die von Ihnen gewürdigt wurde, in Ihre Familie einzutreten und Ihren edlen Namen zu tragen.

»Meine Dankbarkeit, gnädige Frau, wird Ihnen den Werth beweisen, den ich auf Ihre Lehren lege, sowie die tiefe Verehrung Ihrer Tochter

»Gabriele.«

Die Marquise empfand Freude und Zärtlichkeit, indem sie diese einfachen, aber durch das gute Herz, welches sich in denselben aussprach, so rührenden Worte las. Sie hatte wenig häusliches Glück in ihrem Leben genossen. Ihre einzige Tochter, die Mutter Yves von Mauléon, war in den ersten Tagen der Revolution geboren. Nach dem blutigen Tode ihres Gemahls, ohne irgend eine Stütze und zur Flucht gezwungen, trennte sie sich von ihrem Kinde und vertraute es fremden, aber sichern Händen an, um es auf diese Weise vor den Gefahren der Verbannung zu bewahren; . . . einige Jahre später brachte man sie ihr nach London und sie vermählte sie, kaum 14 Jahre alt, mit dem Herzoge von Mauléon, um ihr eine Stütze zu sichern in dieser Zeit, wo die wechselnden Ereignisse sie fürchten ließen, zu sterben und ihr Kind schutzlos zurückzulassen. Als es später wieder erlaubt war, kehrte sie nach Paris zurück; der Herzog von Mauléon blieb mit seiner Frau in England und kam erst **1814** wieder nach Paris, wo die junge Herzogin, schon krank, nur eben noch Zeit hatte, ihrer Mutter ihren einzigen Sohn Yves anzuvertrauen, und in ihren Armen zu sterben. Ihr Mann überlebte sie nur wenige Monate. Yves gewährte seiner

Großmutter nicht die Freuden, sondern nur die Sorgen einer Mutter. Frau von Fontenoy-Mareuil war alt und arm; die hohe Achtung für ihre Wünsche, die zarte Hinneigung und herzliche Berücksichtigung waren also ihr neue und unerwartete Freuden, die ihr zu Theil zu werden schienen, um ihre letzten traurigen Tage mit ihrem sanften Lichte zu erhellen. So, durch diesen liebevollen Brief bewegt, erwartete sie mit Ungeduld den andern Morgen, um ihr Kind zu umarmen.

Nicht aus Zärtlichkeit hatte die Marquise diese Heirath veranstaltet, nur aus Pflichtgefühl hatte sie ihre friedliche Wohnung im Hotel der Prinzessin verlassen, um mit den jungen Leuten zu leben; nur der Schicklichkeit wegen hatte sie eingewilligt, mit ihrer Erfahrung und ihrem Alter der unwissenden jungen Frau zur Stütze zu dienen. Seit vielen Jahren hatte sie nichts von dem Leben gehofft, als was es ihr geben konnte, nahm aber mit Freude und Dankbarkeit an, was es ihr noch Gutes bot. Das Glück und die Freude im Alter sind wie die Strahlen der Wintersonne: man freut sich um so mehr ihres wohlthuenden Einflusses, weil man nicht darauf gerechnet hatte.«

Frau von Fontenoy-Mareuil freute sich also darauf, Gabriele, die schon keine Fremde mehr für sie war, den andern Morgen zu sehen. Die Hoffnung, ein freundliches, jugendliches Wesen um sich zu haben, entzückte sie und sie fühlte sich hingezogen zu dem scheuen Kinde, dessen Herz errathen hatte, was mancher feingebildeten Dame nicht eingefallen sein würde. Es ist mit der Güte wie mit dem Seelenadel, Beides hat nur Werth, wenn es von selbst entsteht, denn nur dann hat es Kraft und Gewalt.

Bei ihrem Erwachen fand Gabriele eine Botschaft von der Marquise, die sie veranlaßte, zu ihr zu kommen, und sobald die junge Frau, durch einen ruhigen Schlummer gestärkt, ihre einfache, aber elegante Morgentoilette beendet hatte, eilte sie nach dem Zimmer ihrer Schwiegermutter. Frau von Fontenoy-Mareuil, durch ein Gefühl von Wohlwollen, welches man so leicht für die annimmt, die man anfangt, zu den Seinigen zu rechnen, veranlaßt, fand die junge Herzogin von Mauléon tausend Mal schöner, als ihr Mademoiselle Rémond je erschienen war. Sie reichte ihr die Hand, sobald sie sie eintreten sah, und Gabriele fand so viel Güte in dem Lächeln, mit dem sie sie empfing, daß sie beinahe vor der alten Dame niederkniete, indem sie die ihr dargereichte Hand mit Verehrung küßte. Die Marquise drückte das schöne Kind mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich und ließ sie sich auf Kissen niedersetzen, die zu ihren Füßen lagen, und ihre Hände in einer der ihrigen haltend, betrachtete sie zum ersten Male genau alle einzelnen Schönheiten ihres reizendes Gesichtes.

Yves von Maulion trat in diesem Augenblicke in das Zimmer. Weit entfernt von dem Gedanken, Gabriele da zu finden, blieb er an der Thür stehen und betrachtete mit eben so viel Ueberraschung als Neugierde diese Gruppe, welche diejenigen vereinigte, die mit ihm durch die stärksten und innigsten Bande verbunden und ihm doch in diesem Augenblicke fast fremd waren.

Alle Eindrücke, welche in dieser schlaflosen Nacht in der Seele des jungen Mannes einander verdrängt hatten, zu beschreiben, würde unmöglich sein; er konnte sich von denselben selbst keine Rechenschaft geben: es waren eben so schnell gefaßte als aufgegebene Pläne, Empfindungen des Zorns gegen seine junge Frau, des Unmuths gegen seine Großmutter, die diese Heirath gewünscht hatte, der Übeln Laune gegen sich selbst, die sie sich gefallen ließ. Haß und Liebe wogten in seinem Herzen, das sich gegen ihn selbst auflehnte. Seit langer Zeit hatte er bei allen seinen Handlungen nur den Eingebungen des Augenblicks gefolgt; auf welchen Grundsatz, auf welche Ansicht, auf welche Pflicht sollte er sich jetzt stützen in den

Ungewißheiten, die seine Seele zerrissen? Er war noch in dieser Stimmung, als er sich entschloß, seine Großmutter aufzusuchen, um wenigstens der, seiner schon traurigen Stimmung so ungünstigen Einsamkeit zu entfliehen. Der Zorn, den er gegen Gabriele empfand, indem er sie argwöhnisch, mißvergnügt und strenge wiederzufinden glaubte, war wenigstens grundlos, obgleich diese gleichgültig ihn verachtende Frau sich über ihn beklagen zu müssen glaubte.

Indessen drückte sein ruhiges, dem Einflusse seines Willens unterworfenen Gesicht nur Heiterkeit aus und zeigte eine angenehme Ueberraschung, als er *die* fand, deren Gegenwart er vermeiden wollte.

Frau von Fontenoy-Mareuil reichte ihm die Hand zum Kusse, ohne sich in ihrer liebevollen Prüfung unterbrechen zu lassen, legte sie aber bald auf Gabriele's reizende Stirn, durch Stimme und Geberde ihren Enkel auffordernd, mit ihr diese anmuthigen Umrisse, dieses glänzende, seidenweiche Haar und allen Glanz der Jugend und Schönheit, der sie bezauberte, zu bewundern.

»Ja, es ist ein edles Gesicht,« sagte sie mit heiterem, liebevollem Tone, »das unserer Gabriele.«

Dieses Wort unser erregte in dem jungen Manne eine unangenehme Empfindung; Gabriele sah darin einen Ausdruck von Liebe und ihr Blick wurde noch schmeichelnder.

Die ausgezeichneten und zarten Manieren der Marquise übten einen angenehmen Einfluß auf sie aus. Sie waren ihr entzückend, anziehend und imposant zugleich. Der Respect, den die junge Frau so kindlich zeigte, hatten denselben Einfluß auf die Marquise; sie gefielen einander also gegenseitig und wunderten sich darüber.

»Madame,« sagte Gabriele mit kindlichem Tone, »ich muß Ihnen meine ganze Unwissenheit bekennen; ich bin nicht nur gänzlich unbekannt mit der Welt, sondern ich weiß auch nicht einmal, was man mit dem Worte *die Welt* bezeichnet . . . Was versteht man darunter?«

Die Marquise lächelte.

»Sie fangen mit einer Frage an, mein liebes Kind,« sagte sie, »die schwerer zu beantworten ist, als Sie wohl glauben und setzen fast mit dem ersten Worte meine alte Erfahrung in Verlegenheit. Als ich in Ihrem Alter war, nannte man den Hof der Königin Marie Antoinette die Welt, die, welche daran Theil nahmen und sich nachher auch unter sich vereinigten, gehörten nur dem Adel an. Aus diesem ziemlich abgeschlossenen Centrum gingen die Moden und die Sitten hervor, in ihm wurde über den Ruf entschieden, aus ihm kamen Verfolgungen und Gnadenbezeugungen, In diesem Zirkel Zutritt zu haben, oder seine Manieren nachzuahmen, war das Ziel Aller; wer nicht dazu gehörte oder nicht seine Sprache und Gewohnheiten hatte, galt nichts. Jetzt, ich muß es gestehen,« fügte die Marquise seufzend hinzu, »gibt es noch einige Zirkel im Foubourg St, Germain, die zur großen Welt zu gehören glauben, aber es ist ein Irrthum. Das Hotel der Gwalt habenden ist überfüllt mit Pairs, Deputirten, Ministern und Gesandten. Im Hotel des reichen Finanziers findet man die Notabilitäten des Reichthums; in dem Hotel des großen Herrn aus alter Zeit findet man Emporkömmlinge, mit ihnen vereinigt zuweilen auch Andere, die aber zu keiner bestimmten Gesellschaft gehören. So ist die Welt jetzt, kann aber unmöglich so bleiben. Im Mittelpunkt von diesem Allen erheben sich einige allgemein bekannte Namen. Wenn man also 5 oder 600 Personen, die allen Gassen der Gesellschaft angehören, vereinigt hat, wenn die Thüren sich abermals öffnen, um einen neu Angekommenen eintreten zu lassen, und bei der Nennung seines Namens kein Mitglied dieser glänzenden Menge zu fragen braucht, wer es ist, wenn derselbe bei Allen eine Erinnerung an alten, historischen Adel, an eine neue politische Laufbahn, an kriegerische Ehren, an literarische Erfolge, oder an Künstlerruf erweckt; . . . nun

wohl, mein Kind, ich muß es zugestehen, das ist die jetzige große Welt, die Berühmtheiten aller Arten, die Aristokratie unserer Tage.«

»Und das scheint mir sehr richtig,« sagte lächelnd Gabriele, ohne zu merken, daß das Herz der Marquise nicht ganz freudig in diesen Ausspruch mit einstimmt,

»So ausgedehnt und zerstückelt, kann die Gesellschaft sich nur in Fragmente zerlegen,« entgegnete die Marquise, »und wir wollen es dem kindlichen Urtheil unserer kleinen Unwissenden überlassen, selbst ihre Beobachtungen anzustellen, denn wir werden sie in die glänzendsten und ausgezeichnetsten Salons von Paris führen,« sagte sie, indem sie Gabriele's frische Wangen streichelte.

»Zu meiner Zeit hätte man, um Sie die Welt kennen zu lehren, Sie nur bei Hofe vorzustellen zu brauchen und in einem oder zwei Salons, wo einige jener Frauen die Honneurs machten, deren Stimme in der Gesellschaft entschied und von denen aufgenommen, eine junge Frau überall Zutritt fand, weil sie über Ruf, Ehre, Gunst und sogar Vertheilung von Stellen entschied. Sie, lehrten die Männer liebenswürdig zu sein, begeisterten und beschützten die Dichter und sogar mancher große Mann wurde unter ihrem Einflusse zu dem, was er war. Aber jetzt gibt es keine Frauen mehr! . . .« fügte die Marquise traurig hinzu, auf ihr gewöhnliches Kapitel kommend, »jetzt müssen die großen Männer sich selbst bilden, müssen allein für ihr Glück und ihre Ehre sorgen, allein, fordern, bitten, ja sogar allein sich bewundern und sich rühmen.«

Alle drei lachten, das Alter spöttelt gern ein wenig über die Gegenwart, die unglücklicherweise ihm gewöhnlich nichts schuldig bleibt.

»Ich weiß nicht, wie es zugeht,« sagte Gabriele, »aber das, was man Feste und Vergnügen nennt, reizt durchaus weder meinen Neid noch meine Neugierde. Das Theater, welches ich kaum kenne, (zweimal nur hat meine Mutter mich hingeführt,) das Theater allein hat meinen Geist durch edle und schöne Ideen entzückt, und die Handlung, die sich so kunstvoll vor dem Zuschauer entwickelt, mir ein sehr lebhaftes Interesse eingeflößt. Ich habe gelacht, geweint, aber was mein Herz unwillkürlich höher schlagen macht, ist die Hoffnung, Einige von denen kennen zu lernen, die der Ruf großer Thaten oder Werke der allgemeinen Verehrung und Huldigung würdig macht. Wie muß man so ehrfurchtsvoll mit denen reden, die so Wichtiges vollbracht haben; wie muß man die lieben, deren Schriften unsere einsamen Stunden entzückend ausfüllen; die, welche in unserm Herzen den Wunsch, gut zu sein, erweckten und uns helfen, unsern Geist zu erleuchten und zu schmücken! . . .

»Als ich auf dem alten Schlosse Arnouville war, in den großen, unermesslichen und finsternen Sälen, wo ich mich gern Abends aufhielt, las ich oft, wenn ich ganz allein war, mit lauter Stimme in einigen Büchern, die ich in dem Winkel einer weitläufigen Gallerie, (der ehemaligen Bibliothek des Schlosses,) gefunden hatte; ich habe diese Bücher unzählige Mal gelesen und liebte sie, wie Freunde, die mir meine Einsamkeit kürzten.«

»Und was waren das für Bücher? . . .« konnte der junge Mann sich nicht enthalten, neugierig zu fragen.

»Diese Bücher,« entgegnete Gabriele, »waren nicht zahlreich; einige historische Werke, eine Uebersetzung des Homer, das Leben berühmter Männer, die Werke des Montesquieu und Bossuet, einige Trauerspiele von Corneille und Racine und Milton's verlorenes Paradies, das war Alles, was ich fand.

»Eines Tages sagte ich zu Madame Ramel, der Gouvernante, die Mama mir gegeben hatte,

wahrscheinlich um Tapissierarbeit bei mir zu machen, denn ich habe sie nie etwas Anderes thun sehen, oder bemerkt, daß sie an etwas Anderes gedacht hätte. Eines Tages also sagte ich zu ihr: »Diese Bücher sind alle schon sehr alt, sind denn seitdem keine geschrieben?«

»Sie sah mich lachend an und sagte, daß man im Gegentheile jetzt fast weiter nichts thäte, als Bücher schreiben.

»— Nun gut!« sagte ich, »so will ich alle Bücher haben, die seit 100 Jahren gedruckt sind.« Sie lachte noch mehr und behauptete, daß Schloß Arnouville nicht groß genug sein würde, sie alle zu fassen, und daß ein großer Theil dieser, Bücher eine theils sehr unpassende, theils schädliche Lektüre für ein junges Mädchen gewährte.

»—So kaufen Sie mir denn ein einziges, aber das Beste von Allen; nämlich das, in welchem die schönsten Gedanken besser als in jedem andern ausgedrückt sind. Darauf ließ sie mir aus Paris alle Werke Chateaubriand's kommen, das sind die einzigen neueren Bücher, die ich gelesen habe.«

Yves betrachtete sie voll Erstaunen; dieses unwissende Kind, das nur die ernsten Werke der Alten kannte; dies ausgelassene junge Mädchen, das nichts gethan hatte, als hüpfen, singen und über ernste und erhabene Ideen nachdenken; diese offene Seele, die sich unter dem Einflusse der größten Geister entwickelt hatte und sich abwechselnd mit ihrer Puppe und den erhabensten Schöpfungen der ersten Schriftsteller beschäftigte; die endlich bis zu ihrem siebzehnten Jahre nur unter Blumen und Büchern gelebt hatte.

Von diesem Augenblicke an waren alle Worte Gabriele's der Gegenstand einer beständigen und antheilvollen Aufmerksamkeit ihres Gemahls; doch unwillkürlich und ohne daß er selbst den Einfluß seiner jungen Frau auf sein ganzes Wesen ahnte. Seine Blicke verließen sie kaum und seine Gedanken gar nicht; er hatte seinen Zorn vergessen, jede sie betreffende unangenehme Erinnerung verwischt; er fühlte, daß er sie nicht wie eine Andere beurtheilen, daß ihn von ihr das nicht beleidigen durfte, was ihn von Andern beleidigt haben würde.

Sie wurde für ihn ein besonderes Wesen, welches er kennen, prüfen und studieren mußte, und weit entfernt, sich jetzt noch darüber zu erzürnen, daß er diese Natur mit keiner andern vergleichen konnte, versprach er sich von ihrer Erforschung, der er sich widmete, eben so viel Vergnügen, als er davon erwartete, diese poetische und unschuldige Phantasie, dieses so edle und reine Frauenherz vor jedem gefährlichen Angriff von außen, jedem gemeinen Gedanken und jedem unangenehmen Eindruck zu bewahren.

Er betrachtete jetzt mit einer Art Furcht, Verwirrung und Ehrfurcht das reine, unschuldige Mädchen, dem er seinen Namen gegeben hatte.

Es war die Rede davon, sie in die Welt einzuführen, schon fürchteten die Marquise und er nicht mehr, daß sie sich in derselben lächerlich machen und gemein betragen, mehr fürchteten sie dagegen, daß die Welt ihr lächerlich und gemein erscheinen würde. Die hohe Weisheit der Großmutter und des Enkels hatte die Hochzeits-Visiten folgendermaßen arrangiert. Alle Personen von der Bekanntschaft der Marquise, Alle, welche durch irgend einen Grad der Verwandtschaft, durch alte oder neuere Verhältnisse sich zu ihrer edlen Familie zählten, erhielten eine Visite des jungen Ehepaars in Begleitung der Marquise von Fontenoy-Mareuil,

Madame Rémond sollte die Neuvermählten allen Denen vorstellen, zu denen sie durch Verwandtschaft oder andere Verhältnisse in genauen Beziehungen stand. Und da Yves einige Verbindungen angeknüpft hatte, die für ihn von großem Werth, seiner Familie aber ganz fremd waren, so wurde beschlossen, daß er seine junge Frau allein, ohne weitere Begleitung denen

vorstellen sollte, deren nähere Bekanntschaft er mit ihr zu theilen wünschte.

Da diese Einrichtung allgemeinen Beifall fand, beschloß man, mit den Visiten, die unter der Aegide der Marquise unternommen werden sollten, den Anfang zu machen. Aber weil ein in solchem Frohndienst zugebrachter Tag zu angreifend für eine Frau ihres Alters war, wurde beschlossen, sie täglich nach zwei oder drei Visiten der Ruhe in ihren stillen Gemächern zurückzugeben und dann mit Madame Rémond oder all, in die andern nöthigen Besuche zu machen. So wurde ihnen durch Abwechselung diese langweilige Pflicht interessanter.

Madame Rémond konnte indeß die Bedingungen dieser Uebereinkunft nicht erfüllen, weil sie den Tag nach der Hochzeit nach Arnouville abgereist war. Der Vorwand, unter dem sie es that, war, daß dieses jetzt ihrer Tochter zugehörnde Gut auf einige Zeit ihrer Gegenwart bedürfe. Der wahre Grund aber war, daß sie sich über die Art der Hochzeit, das wenige Vergnügen, welches sie bei derselben gehabt hatte, und die wenige Berücksichtigung ihrer Person verletzt fühlte, und, wie sie sagte, der Frau Marquise und dem Herrn Herzog zeigen wollte, daß Madame Rémond eben so gut, wie sie, feine Manieren kannte und deren Anwendung in Bezug auf sich verlangte. Aber ehe sie in Arnouville angekommen war, hatte die gute Mutter ihren Zorn vergessen, die Tochter hatte ihn nie gekannt, dem Schwiegersohne war er gleichgültig und die Visiten wurden ohne sie gemacht.

In jeder andern Lage, in den gewöhnlich zwischen Neuvermählten bestehenden Verhältnissen und mit einer in der großen Welt erzogenen jungen Frau würde Yves diese Verpflichtung als eine schreckliche Last erschienen sein, von der er sich zu befreien gesucht haben würde und der man sich jetzt gewöhnlich durch eine Reise entzieht. Aber Gabriele war für ihn ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit geworden; ihr plötzlicher Entschluß, der aus dem blöden Kinde eine bedeutende Frau gemacht hatte; das Unvorhergesehene aller ihrer Handlungen, die Naivität ihrer Bemerkungen, die Beweglichkeit ihres Geistes, diese ganze mächtige und energische Natur, die die großstädtische Luft noch nicht geschwächt hatte, bot ihm ein unendlich interessantes Schauspiel. Als die Visitenliste fertig war, strich Yves einige auf derselben befindliche Namen und versprach, die Verhältnisse mit einigen andern nach und nach abzurechnen, worauf der Cursus begann. Man machte den Anfang mit der Foubourg St. Germain.

Die Anmuth der Manieren, der feine Ton der verbindlichen Worte, die Kunst, liebenswürdig zu sein, die mehr in der Art, wie man redet, als darin, was man redet, besteht; der Reiz, der in dem gesellschaftlichen Tone liegt, der so wohlwollend ist, daß man ihn für wahr halten möchte, machten auf Gabrielen einen überaus angenehmen Eindruck. Da ist kein Anschein von Haß und Heftigkeit in den Unterhaltungen, weder Stolz noch Geringschätzung gegen die Untergeordneten, die man aufnimmt; einmal aufgenommen, verschwindet die Verschiedenheit des Ranges. Der neue, kaum dem Bürgerthum entsprossene Adel ist oft hochtrabend und geringschätzend, der alle Adel niemals. Da ist Alles so verbindlich und graziös, daß selbst der Haß, wenn es ihm gelänge, bis dahin durchzudringen, ein so sanftes und höfliches Wesen annehmen müßte, daß man ihn nicht erkennen würde.

Die junge Frau erstaunte oft über den Ernst und die Feierlichkeit dieser Salons; aber was sie vorzüglich überraschte, war diese Inbrunst der politischen Meinungen, die durch ihren blinden Glauben, ihre glühende Anhänglichkeit und unerschütterliche Hoffnung der Religion zu vergleichen ist.

»Ohne Zweifel,« sagte Gabriele naiv, nachdem sie das Leben in diesen alten berühmten Familien lange aufmerksam beobachtet hatte, »haben alle die Personen, die wir in diesen Salons

sich bewegen sahen, Greise, Mütter, junge Mädchen und junge Frauen, die so unzufrieden und allein zu sein scheinen, deren Betrübniß in üble Laune und ihre Erwartung in Ungeduld überzugehen droht, ihre Söhne, Männer, Brüder und Verlobte dem künftigen Könige entgegengeschickt, um ihn zu schützen und zurückzuführen. Sie sind wie die Frauen der Alten, in Trauer und Verlassenheit um das Vaterland und um den König, . . . während die, die sie lieben, ihr Vermögen und ihr Leben auf's Spiel setzen und der Gefahr blosgestellt sind an Orten wie . . .«

»Wie das Boulevard der Italiener,« unterbrach sie Yves lachend. »Wenn sie ihr Leben auf's Spiel sehen, so ist es in einem Wettrennen nach der Uhr; wenn sie ihr Vermögen wagen, so ist es am grünen Tische. Und dennoch,« fügte er traurig hinzu, »kann ich behaupten, daß weder Muth noch Stärke uns fehlen; aber unsere Mütter, unsere Schwestern und Alle, die Sie da sehen, haben abgeschlossen gelebt mit den von unsern Vätern auf sie vererbten Ideen und Gewohnheiten; sie haben Niemand kennen gelernt, der mehr will; sie haben weder in den Schulen, noch in den Zerstreungen der Gesellschaft oder in den täglichen Beziehungen zu Menschen aus allen Ständen andere Ansichten und Interessen, als ihre bisherigen kennen gelernt. Die neuen Grundsätze und sogar Tugenden sind außer ihrem Gesichtskreise und sie haben noch nicht gelernt, an ihrer eigenen Unfehlbarkeit zu zweifeln. Die Sorglosigkeit ist oft Folge des Zweifels, man handelt nur kräftig, wenn man lebhaft überzeugt ist, und wenn die Hand fest sein soll, muß das Herz nicht zögern.«

»Yves! . . .« rief die Marquise schmerzlich, »hast Du denn Alles, sogar Deine eigenen Meinungen aufgegeben?«

Gabriele ergriff sanft die Hand der Marquise, als wolle sie ihre Vorwürfe unterbrechen und ihren Geist von ernsten und traurigen Vorstellungen ablenken und sagte lächelnd:

»Sagt man nicht, daß jede Religionsform Ungläubige gefunden hat? . . . Aber beunruhigen Sie sich nicht, es hat auch jede Wunder hervorgebracht! . . .« Hierbei näherte Gabriele so anmüthig ihre Stirn dem Gesichte der Marquise, daß diese sie liebevoll küßte und lachend sagte:

»Ach, ich errathe Sie! . . . Sie wollen meinen Zorn auf sich ziehen, kleiner Schelm, damit ihm ja kein Vorwurf gemacht wird! . . .

»Man liebt ihn also sehr?« fügte sie mit einiger Malice hinzu, »diesen schönen Bösewicht? . . . Er hat es also gut verstanden, sich Alles verzeihen zu lassen? . . . Ja, der, den man liebt, hat niemals Unrecht, nicht wahr? . . .«

Beide schwiegen verlegen und sie fuhr mit einem ernsteren, aber sehr zärtlichen Tone fort:

»Meine Tochter, Sie haben ihn viel vergessen zu machen, Yves ist nicht glücklich gewesen; wenn ich, seine Großmutter, ihn zuweilen tadeln durfte, so ist es dagegen Sache seiner Frau, ihn jetzt zu trösten.«

Bei diesen Worten sah Gabriele Yves unwillkürlich mit ihren großen, ausdrucksvollen Augen an. Eine Thräne, die dem Herzen entquoll, hing glänzend und rein an ihren langen, schwarzen Wimpern, aber die Seele des jungen Mannes betrachtete sie als Eigenthum und er staunte über diese neue Bewegung, auf die keine frühere ihn vorbereitet hatte. Eine lebhaftere Hoffnung ging seinem Leben auf, denn es schien ihm plötzlich, daß sein Herz, welches er durch Vergnügen erschöpft glaubte, noch ihm bis jetzt unbewußte, unerschöpfliche Quellen des Glücks enthalte.

Und wie sich in Gabriele's Augen sowohl Neugierde als Zärtlichkeit zeigte, fügte die Marquise hinzu:

»Es ist ein großes Unglück um getäuschte Hoffnungen und schöne, aber unthätige und unangewendete Fähigkeiten!. . . Mein Enkel, Gabriele, hätte wohl einen Platz unter denen verdient, die nützlich und ehrenvoll dem Vaterlande dienen, und ich habe oft an seinem traurigen Schweigen, wie an seiner tollen Lustigkeit die Leiden seiner Seele errathen.«

Yves machte eine unwillkürliche Bewegung, um seine Großmutter zu unterbrechen.

»Ja, Du hast Recht, mein Freund,« fuhr sie fort, »die Geheimnisse Deines Innern gehören Dir allein, Du allein hast das Recht, sie mitzuthemen . . . und die vertraulichen Mittheilungen sind einer der größten Reize der Liebe.«

Während sie nach Beendigung dieser Rede Beiden zulächelte, betrachtete Yves Gabrielen beständig mit freudiger Ueberraschung. Er empfand etwas von dem Mücke eines Reisenden, der, nachdem er sich in dem heißen Sande der Wüste verirrt hat, plötzlich eine Oase entdeckt, . . . aber, schon in seinen Hoffnungen getauscht, sich ihnen noch nicht zu überlassen wagt. Yves sah ein himmlisches Glück plötzlich zu ihm auf die Erde versetzt, fürchtete aber immer noch, sich einer Täuschung hinzugeben und dieselbe zerrinnen zu sehen. Doch fühlte das bewegte Herz des jungen Mannes sich schon neu belebt; er hatte ein Interesse gefunden,« hoffte und fürchtete wieder, kurz, er lebte.

Nachdem sie die Bekanntschaft einiger der reichsten Familien von Paris gemacht hatte, sagte Gabriele eines Abends heiter zur Marquise:

»Oh! was für blendende Sachen habe ich gesehen! Meine Phantasie malt mir Alles golden und zeigt mir nichts als Pracht. Die Meuble, die Wände, die Plafonds, die Treppen, die Thüren, Alles ist mit Golde bedeckt; ich wundere mich, daß man nicht ein Mittel gefunden hat, auch auf dem Straßenpflaster und den Trottoirs vor den Häusern solcher reichen Leute etwas Gold anzubringen, um die Vorübergehenden zu benachrichtigen, wer hier wohnt, und ihnen schon aus größter Entfernung Respect vor diesem schönen Metall einzuflößen. Aber noch mehr habe ich mich gewundert, daß du Adel und die Titel, wovon im Foubourg St. Germain Niemand spricht, und worauf daselbst, wie es scheint, Niemand stolz ist, in den Zirkeln dieser Reichen der Hauptgegenstand der Unterhaltung sind. Man bemüht sich, diejenigen, mit denen man sich unterhält, so bald als möglich wissen zu lassen, daß man Graf oder Marquis ist, ja man scheint es sich selbst zu wiederholen, als wäre man des Besitzes dieser Würden noch nicht recht sicher. Man scheint beinah den Reichthum über dem Adel zu vergessen, vielleicht weil man des Ersteren schon gewohnter ist, ihn länger genossen hat, in Betreff des Letzteren hingegen sich beeilen zu müssen glaubt, das Verlorene nachzuholen.«

Am Abend wurde Gabriele in eine zahlreiche Réunion geführt. Man hatte absichtlich den Salon gewählt, der den meisten Wechsel bot. Die Herrin des Hauses gehörte einer sehr alten Familie an, war«der durch den Ehrgeiz ihres Mannes gezwungen, die jetzigen Gewalthaber bei sich zu empfangen und solche, die dazu dienen konnten, Gewalt zu erreichen oder sich in derselben zu erhalten. Ein Theil der Foubourg St. Germain kam ihretwillen, die Andern ihres Mannes wegen; auch eine große Menge Schriftsteller fand man da, denn diese sind jetzt auch die Mächtigen des Tages. Die Feder ersetzt das Schwert in Angriff und Vertheidigung; ihre Streiche sind weniger gefährlich, aber auch weniger ehrenvoll zu geben wie zu empfangen.

Dieses erklärte Heinrich von Marcenay Gabrielen, denn da aus seiner Jagdpartie nichts geworden war, hatte Yves nicht umhin gekonnt, ihn seiner Gemahlin vorzustellen und es war ihm gelungen, in dieser zahlreichen Gesellschaft bis zu ihr durchzudringen und einen Platz an ihrer Seite zu gewinnen.

Als die junge, schöne Herzogin von Mauléon in dem Salon angekommen war, waren alle Höflichkeiten des Hausherrn und der Hausfrau und die Aufmerksamkeit aller Anwesenden ihr gewidmet gewesen, als aber die Neugierde befriedigt und der Höflichkeit genügt war, konnte die junge Frau sich ungestört ihren Beobachtungen und Betrachtungen überlassen; denn abgesehen davon, daß sie in dieser Gesellschaft noch Niemand näher kannte, versammeln diese Salons zu viel Menschen, um eine allgemeine Unterhaltung zu gestatten. Heinrich von Marcenay machte sie aufmerksam darauf, daß die Männer sich in abgesonderten Winkeln, aber weder geistreich noch gelehrt unterhalten, während die Frauen unbeweglich in einem Kreise sitzen bleiben; man sieht nur ihre Gesichter und ihre Toiletten, aber was den Geist anbetrifft, diesen höchsten Reiz einer zivilisierten Gesellschaft, der bei der Unterhaltung so unentbehrlich ist, so ist derselbe dermaßen verbannt, daß es scheint, als hätten die thörigsten, blödsinnigsten Menschen allein die jetzige Art der Unterhaltung des feinsten und geistreichsten Volkes der Erde erfunden.

Dadurch, daß er einen Stuhl neben Gabriele erobert hatte, gewann Heinrich von Marcenay den doppelten Vortheil, sich erstlich als Freund dieses jungen eleganten Paares zu zeigen und zweitens seiner mokanten Laune freien Lauf lassen zu können, indem er die junge Herzogin und ihre nächsten Nachbarn an seinen Beobachtungen über die den Salon füllende Menge Theilnehmen ließ.

»Sehen Sie,« sagte er, »die neuen Acquisitionen des Ministeriums; . . . die im März **1838** ihre Meinungen gewechselt haben, wie man, wenn der Sommer kommt, den Mantel ablegt . . . Ja, diese drei jungen Leute, die sich da ganz leise unterhalten, sie haben eine bescheidene und ehrenvolle Stellung gegen Renten aufgegeben, die ihnen nur Insultationen einbringen werden, und dennoch würde Niemand auf sie geachtet haben, wenn sie es geschickter angefangen hätten. Das Publikum hat ganz Andere ungestört walten lassen, aber sie sind rechtlich genug gewesen, baare Zahlung zu leisten und den auf ihr Gewissen ausgestellten Wechsel sogleich zu honoriren. In der jetzigen Welt ist nichts gefährlicher, als solche Capitulationen! . . . Die Schurken verstehen ihre Sache viel besser. Sie verkaufen ihre Ueberzeugung zwanzig Mal hinter einander, ohne die wahre je sichtbar zu machen!

»Sehen Sie doch,« fügte Marcenay, sich umdrehend, hinzu, »hier diesen jungen Journalisten, der wie ein großer Herr sich nachlässig auf ein Sopha hin gelehnt hat! Hin Minister macht ihm die Cour . . . Ganz richtig! er bedarf seiner.«

Gabriele drehte sich um und schrie beinah vor Erstaunen auf; der junge Mann, den fremde Gedanken gegen alles Anwesende gleichgültig zu machen schienen, und dem diese Zerstreung etwas Verachtendes gab, war ihr Vetter Georg; jetzt trat der Minister zu ihm; Georg stand auf. Sie waren der jungen Frau so nahe, daß sie folgende Unterhaltung hören konnte:

»Welch schönes Werk haben Sie uns gegeben, mein Herr! . . . Noch gestern sagte ich zu dem Direktor: Mau kann einen Schriftsteller, dessen Moral ebenso rein, als sein Geschmack fein ist, nicht genug aufmuntern. Kommen Sie doch zuweilen zu mir, daß wir uns über Literatur unterhalten, . . . denn ich liebe sie, ich nehme viel Interesse an ihr . . . Und Sie schreiben jetzt? . . .«

»Ich habe so eben ein Lustspiel beendet.«

»Aber Sie schreiben noch außerdem?«

»Nein, mein Herr!«

»Ein Journal, dünkte ich, müßte viele Beschäftigung geben? . . .«

»Zu viel, mein Herr! . . . deßhalb habe ich demselben entsagt und die Redaction des Journals gestern dem Herrn von Marcenay übergeben, den Sie hier sehen.«

Der mächtige Mann wendete sich zu diesem.

»Jetzt,« fügte George Hinzu, »werde ich Zeit genug haben, zuweilen über Literatur mit dem Herrn Minister mich zu unterhalten . . .«

»Aber,« erwiderte der Minister, »es bleiben mir nur wenige Augenblicke, . . . Sie wissen. . .«

»Und Ihre Protection bei dem Director des Theaters würde mir unschätzbar sein,« fuhr George lächelnd fort. —

Aber er wurde nicht mehr gehört; Herr von Marcenay nahm alle Höflichkeit und Aufmerksamkeit des Ministers in Anspruch. Als er sich entfernt hatte, sagte Marcenay:

»Einen Vortheil gewährt wenigstens die jetzige Zeit, den, daß selbst die feinsten Intriguen sich nicht zu verbergen brauchen. Man spielt mit unverdeckten Karten selbst die verbotenen Spiele; die, welche kein Lob zu verdienen verstehen, kaufen es, wie denn Reputationen jeder Art in Paris jetzt käuflich sind. Aber welche Menge von Grüßen, Höflichkeiten und Zuvorkommenheiten belagern seinerseits auch wieder den Minister, . . . wie viele Menschen haben etwas zu wünschen oder zu erwarten; . . . er sieht nur bittende Mienen um sich her, bis sie etwa über eine abschlägige Antwort zu schmollen haben. Mag die Gesellschaft noch so reich und glänzend sein, so halt das Niemand ab, seine Vortheile zu verfolgen. Hat man es bis zu einem guten Auskommen gebracht, so will man auch noch Macht und Ehre gewinnen— Wenn ein König von Frankreich ein Gesetz geben könnte, das Jedem zum Millionair machte, so müßte er den folgenden Tag eines geben, damit Jeder Minister wäre.«

In diesem Augenblicke ging ein großer, blasser Mann vor Heinrich vorüber; sie reichten sich freundschaftlich die Hände; kaum aber war er weiter gegangen, als Heinrich spöttelnd lächelte.

Gabriele schien verwundert: dieser freundschaftliche Händedruck, dies spöttische Lächeln und diese falsche Theilnahme konnte sie sich nicht zusammen reimen und suchte auf Marcenay's Gesichte die Ursache dieser sonderbaren Vereinigung. Er erklärte sie ihr auf folgende Weise:

»Germancé ist Advocat, aber er plaidirt wenig Processe mehr, seit er seinen eigenen beim Publikum verloren hat. Vor zehn Jahren verschafften ihm zwei oder drei politische Processe einen Ruf, den Niemand anzutasten wagte; es war entschieden, daß er ein großer Advokat sei, weil er in seinen Reden einige der liberalen Gedanken aussprach, die seit Jahrhunderten die klügsten Köpfe ausgedrückt haben, und von denen er sich ganze Phrasen angeeignet hatte; auch war es ausgemacht, daß er ein Mann von muthigem und erhabenem Charakter war, weil er ohne Gefahr anscheinend Unterdrückte vertheidigte, von denen ihm recht gut bekannt war, daß sie nichts zu fürchten hatten. Das Talent, das ihm fehlte, und die Gefahr, die er nur fingirte, brachten ihm einen großen Namen vor dem Gouvernementswechsel und eine gute Stelle nach demselben ein. Aber die öffentliche Meinung begnügte sich nun mit dem, was sie ihm gewährt hatte, um auch Andern Freuden und Triumphe zu bewahren; denn sein Talent und seine Erfolge verschwanden, als er Ehre und Vermögen gewonnen hatte. Man fand ihn gemein, weitläufig, ohne Erhabenheit, ohne Gerechtigkeit und ohne Ideen; man sah ihn endlich wie er war.

»Aber er, der allein fest in der Ueberzeugung von seinem Talent geblieben war, konnte sich über die Ungerechtigkeit, deren Opfer er sich glaubte, nicht trösten. Er ficht nichts als Neider, Feinde, Schlingen und Intriguen um sich her. Er bewundert sich und beunruhigt sich unausgesetzt. Sein Gesicht, das sonst von Selbstgenügsamkeit strahlte, trägt jetzt den Ausdruck

immerwährenden Kummers und Schreckens. Er hat keinen intimen Freund, der ihm begreiflich machen könnte, daß der Parteigeist sein Recht ausübt, indem er jetzt, wo es ihm durchaus nichts mehr nützt, einen Ruf und eine Ehre zurücknimmt, die er unverdient geliehen hatte.«

Lächelnd fügte er hinzu: »Es ist gerecht,« und Gabriele sah, wie seine Blicke auf einen jungen Mann fielen, der soeben den Herzog von Mauléon demüthig begrüßte.

»Dies ist ein wilder Republikaner, allbekannt durch seine demagogischen Uebertreibungen; aber ich weiß nicht wie es kommt, daß er seines Gleichen flieht, die ihm Untergeordneten verachtet und nur mit den betitelten Personen sich unterhält.

»Dieser,« fuhr Herr von Marcenay fort, »der mir soeben die Hand reichte und fort lief, ehe ich sie ergreifen konnte, ist ein Neuling; jedes Jahr bringt denn; sie kommen mit der Post an, durchlaufen die Salons, die Ministerien, fordern mit einem Protectortone, rauben Stellen, Aemter, Gunstbezeugungen, ehe diejenigen, denen sie eigentlich zukämen, nur einmal daran denken konnten; dann kehren sie mit der Post zurück, heirathen die reichste Erbin, ihres Bezirks und finden die Wähler, deren Stimmen das Ministerium ihnen so gut bezahlt hat . . . und die sie nicht . . .

»Doch sehen Sie,« unterbrach er sich, »diesen andern jungen Mann, der in diesem Augenblick Germancé anredet; es ist einer unserer ausgezeichnetsten Literaten, aber er legt mehr Werth auf seinen Tilbury, seinen Groom und seinen kleinlichen Luxus, als auf seine geistigen Erzeugnisse. In Paris will man immer scheinen, was man nicht ist. Die Reichen wollen Geist und die Geistreichen Reichthum affectiren. So quälen und belästigen sie sich einander, um zu leisten, was nicht in ihren Kräften steht. Was diesen schon alten Mann, der mit ihm spricht, anbetrifft, so soll er ein talentvoller und gewissenhafter Mann sein, immer zuverlässig in den verschiedenen Meinungen, deren Verfechter er ist., aber er hat wahrhaft Gott zu danken, der ihm immer im vortheilhaftesten Augenblicke neue Ueberzeugungen eingibt.

»Hier, der Herr Herzog von R ***,«, der sich auf eine sehr sonderbare Art auszuzeichnen sucht. Im Gegensatz zu der glänzenden und liberalen Lebensweise seiner Ahnen, flieht er allen Luxus, verkauft seine Güter, bringt seine Gelder zu zehn Procent unter, empfängt nie Gesellschaft, fährt im Fiaker, sogar im Omnibus, gibt Niemand etwas, und nennt das . . . liberal sein!

»Sehen Sie diesen jungen Mann! man gibt ihm Schuld, daß, wenn ihm hundert Louis geboten würden, um eine gute That, und fünfzig um eine schlechte zu thun, er, obgleich er das Geld sehr liebt, die fünfzig Louis vorziehen würde.

»Mertoil spricht mit ihm: was erwartet er denn von ihm? denn Mertoil spricht nie ein Wort, wenn es ihm nichts einbringt! Was diesen komischen Menschen anbetrifft, der sich jetzt an Yves wendet, so können Sie nach der Art, wie er Sie anredet, den Grad der Achtung, in der Sie bei ihm stehen, errathen; vergißt er einmal Sie zu begrüßen, so verlassen Sie sich darauf, daß Sie in seiner Meinung unwiederherstellbar verloren sind.

»Ich sage Ihnen nichts über den größten Theil der. Frauen, die Sie da sehen: sie sind so unbedeutend wie die Rolle, die sie spielen! Niemand gibt sich übrigens die Mühe, zu untersuchen, ob dem anders sei, das Ansehen ihrer Männer müßte sich ihnen denn etwas mittheilen. Einige gibt es indessen unter dieser Menge, deren Eigenschaften ausgezeichnet und liebenswürdig sind, die Geist, Schönheit, Liebe, mitunter Leidenschaften haben, Einige zeichnen sich durch geprüfte und bewährte Tugend, Andere durch hohes, würdig erduldetes Unglück aus; aber man achtet wenig darauf und nimmt keine Notiz davon.

»Was die Gewalthaber anbetrifft, so haben die Salons wenig von ihnen zu erwarten, da sogar das Land, das ihnen seine Rechte und Angelegenheiten anvertraute, nicht einmal viel von ihnen verlangt. Ihr Geist, ihre Zeit und Thätigkeit sind beständig in Anspruch genommen durch das Bestreben, sich auf ihrem Platze zu erhalten! Auch haben die, welche ihnen nützlich sind, allein Rechte an ihre Gefälligkeit; sie vergessen oder verscheuchen die Talente, deren Anwendung nicht zur Erreichung ihrer Zwecke förderlich ist, verachten das Verdienst, wenn es ihnen nicht opfert, sie belohnen nur Schmeichler, bezahlen die Meinung und sind nur höflich gegen Deputirte. Denn es ist nicht zu leugnen, die so viel verleumdete Demokratie war und ist noch tausendmal liebenswürdiger und aufmunternder für Genie und Talent als die jetzigen Gewalthaber. Jede Ueberlegenheit, von welcher Art sie auch sei, sichert in der höheren Gesellschaft eine gute Aufnahme, sie gibt beinahe ein zurückstoßendes Recht neben den Unbedeutenderen. Die Emporkömmlinge aber, die jetzt im Besitz der Macht sind — zeigen fast alle Gleichgültigkeit, wenn nicht Feindseligkeit gegen die Intelligenz, der sie ihre Rechte verdanken, sie gleichen den undankbaren Kindern, die reich oder vornehm geworden, sich ihrer armen Mutter schämen.

»Was aber in den jetzigen Gesellschaften am meisten auffällt, ist, daß Jeder ein Ziel verfolgt und sich um die Andern nur bekümmert, wenn sie ihm nützen können. Man will sich eine Stellung gründen, das heißt, sich die Mittel verschaffen, zu schaden, um das Recht zu erlangen zu fordern. Die Gewandtesten stützen sich auf eine Coterie, die Klügsten auf eine Partei, die Rechtschaffensten auf Gemeinnützigkeit. Alle streben zum Ziele und betrachten die Gesellschaft als eine fremde Masse, in der Jeder das Recht hat, Alles zu zertreten oder umzustoßen, was ihm im Wege ist.«

Jetzt näherte sich Georg. Als Gabriele ihn gewahr wurde, hatte er sie nur von fern begrüßt, dann war er nach und nach so nahe gekommen, daß er jeden Ausdruck ihres Gesichts beobachten, aber sich nicht in die Unterhaltung mischen konnte. Er hatte sich fest vorgenommen, seine Cousine zu vermeiden, fand aber doch endlich, daß Herr von Marcenay die Unterhaltung zu sehr verlängerte und konnte sich nicht enthalten, sie zu unterbrechen, um sie wo möglich zu beenden.

»Sehen Sie,« sagte Heinrich, »hier ist Herr Rémond, ein Mann, der Talent ohne Intrigue, Anmuth ohne Falschheit, und Selbstvertrauen ohne Charlatanismus beweist; fragen Sie ihn, wie weit er damit kommt?«

»Bis an das Ziel, welches ich mir gesteckt habe,« antwortete Georg gleichgültig lächelnd.

Yves, der eben zu ihnen trat, hörte noch, daß Gabriele, indem sie sich zu Marcenay wendete, hinzufügte:

»Die Achtung Aller, die ihn kennen und seine eigne gewinnt er vor Allem,«

»Herr Rémond hatte eine Gewalt in den Händen, er hat darauf Verzicht geleistet,« entgegnete Marcenay, »nämlich sein Journal.«

»Die Zeil, die ich ihm widmen mußte, entzog ich

meinen Arbeiten und die würden darunter gelitten haben,« sagte Georg ruhig.

»Sie würden nur um so besser aufgenommen worden sein. Sie hatten eine Festung, um Ihren Platz zu vertheidigen; jetzt stehen Sie entwaffnet gegen lauter bewaffnete Gegner und werden unterliegen.«

»Ach!« rief Georg in edlem Eifer, »ich werde das Ziel verfolgen, mit edlen Ueberzeugungen,

hohen Gedanken, mit Talent und Genie, das ich durch Arbeit und heilige Begeisterung gewinnen werde! Muß man denn, um sein Glück zu machen, mit der Lanze, oder vielmehr der Feder in der Hand, mit Schmähungen und Unverschämtheiten kämpfen? dann wähle ich tausendmal lieber Dunkelheit und Elend als Glück und Ehre um solchen Preis!«

»Wahrhaftig, Sie sind ein Narr, Herr Rémond,« sagte Heinrich und plauderte immer weiter mit der jungen Herzogin.

»Aber,« sagte Gabriele, »mein Cousin hat ungeachtet seines rauhen Betragens und seiner strengen Grundsätze, gleich mit seinen ersten Werken viel Glück gemacht.«

»Ja,« antwortete Heinrich, »das ist gut für den Anfang! das erste Werk! Man war darauf vorbereitet und Niemand konnte so schnell zur Widerlegung kommen . . . auch schildert Georg die Gesellschaft wie sie nicht ist! Eine Kritik hat sehr richtig gesagt, daß es in seinen Werken nur Schafe und durchaus keine Wölfe gebe.«

»O! ich weiß wohl,« sagte Georg lachend, »daß es Wölfe und Tiger gibt, daß in diesem Getriebe von Eigennutz, Geschäften und Eitelkeiten wenige Menschen rechtschaffen bleiben; aber bliebe es nur Einer unter Tausenden, so ist es gerade der, den man malen muß. Die Künste, die der Schmuck des moralischen Lebens sind, müssen das Schöne darstellen; die Bänke der Tribunale zeigen Laster und Verbrechen genug! wird man Schlamm und Koth nehmen, um seine Wohnung zu schmücken? Wählt man nicht im Gegentheil die schönsten Blumen aus, um sich damit zu umgeben?«

Yves machte Georg herzliche Vorwürfe, sie noch nicht besucht zu haben. Was Gabriele anging, fing an, ihm wichtig zu werden.

In diesem Augenblicke kündigte man Frau von Savigny an. Gabriele sah unwillkürlich ihren Mann an: er schien es nicht gehört zu haben. Sobald Henry von Marcenay sich überzeugt hatte, daß die Neuangekommene ihn neben der jungen Herzogin hatte sitzen sehen, ging er zu ihr. Georg benutzte seine Entfernung, um zu Gabriele zu sagen:

»Wenn ich von der Einladung des Herrn von Mauléon wenig Gebrauch mache, so zürnen Sie mir darum nicht, ich liebe die große Gesellschaft nicht und bedarf der Einsamkeit.«

Georg suchte Vorwände für seine Zurückgezogenheit, weil er die wahre Ursache nicht sagen konnte.

Seine schöne Cousine sah ihn an.

»Ach! . . . Sie werden nicht kommen?« sagte sie bestürzt; dann fügte sie traurig hinzu: »Uebrigens bin ich ja gewohnt, allein zu leben!«

Georg machte eine Bewegung der Ueberraschung . . . wagte aber weder zu fragen, noch den Grund von Gabriele's Worten auch nur errathen zu wollen,

Frau von Savigny hörte die Bemerkungen Marcenay's an, sah aber dabei mit höhnischem Lächeln auf Gabriele und sagte:

»Er ist also, wie Sie sagen, Ihr Cousin, ein Träumer, ein Dichter und . . . noch verliebt in Sie?«

»Dies fügen Sie hinzu,« entgegnete Heinrich; »aber unwahrscheinlich ist es nicht . . .«

Darauf grüßten sich die beiden Frauen, die junge Herzogin mit Zurückhaltung und Frau von Savigny mit der größten Herzlichkeit.

Nachdem sie einige Höflichkeiten gewechselt hatten, sagte Frau von Savigny mit einem gleichgültig scheinenden, aber forschenden Blicke auf die beiden Neuvermählten:

»Wenn ich Ihnen noch nicht meinen Besuch machen konnte, so zürnen Sie mir nicht, ich bin

seit Ihrem Hochzeitstage zu Niemand gekommen. Mußte ich nicht eine Sterbende pflegen? meine arme Freundin Elénore.«

Bei diesen Worten durchschnitt ein heftiger Schmerz die Herzen der beiden jungen Gatten. Yves ließ sich nichts davon merken, Gabriele zeigte ihren Schmerz, ohne es zu wissen.

»Sterbend? . . .« wiederholte sie.

Oft hatte, seit dem traurigen Augenblicke der Entdeckung, Elénorens Bild ihrem Geiste vorgeschwebt; aber, wenn Gabriele's Charakter auch noch so fest, noch so kräftiger Entschlüsse fähig war, so mußte doch ihrem Muth, ihren Entschlüssen ein Ziel winken oder ein augenblicklicher Instinct ihrer Seele ihre Handlungen bestimmen. Sie hatte viel über ihre und ihrer Freundin Lage nachgedacht, ohne ein Mittel zur Verbesserung der einen, wie der andern aufzufinden, und da sie einsehen mußte, daß es ihr nicht gelingen würde, sie zu ändern, so stellte sie ihre beiderseitige Zukunft zuletzt dem Himmel anheim, behielt sich jedoch vor, jede Wendung der Verhältnisse aufmerksam zu beobachten und dieselbe so viel möglich zu ihrem beiderseitigen Vortheil zu benutzen. Sie suchte sich über ihre wahre Lage zu betäuben, indem sie ihre Aufmerksamkeit äußeren Dingen zuwendete und war dahin gekommen, das sie Verletzte aus ihren Gedanken zu verdünnen.

Es gibt unruhige, kränkliche Seelen, welche eine Art Befriedigung darin finden, ihren Leiden nachzuhängen. Die starken, vortrefflichen Geister hingegen suchen schnell die Hilfsquellen auf, die ihre, wenn auch schwierige Lage ihnen bietet und benutzen sie dreist, wenn die Gelegenheit ihnen dazu günstig scheint; wenn sie sich aber überzeugt haben, daß ihre Bemühungen ohne Erfolg bleiben müssen, so geben sie sie auf. Dahin war Gabriele mit ihrer Sorge um Elénore gekommen; aber der neue Zuwachs von Schmerz, die zu den geistigen noch hinzugekommenen körperlichen Leiden, erschreckten und beschäftigten Gabriele's Seele auf's Neue.

Um diese offene Seele zu studieren, ihre Geheimnisse zu errathen, zu erfahren, ob die Wahrheit ihr klar geworden, ob Yves und Elénore's Liebe, ja selbst die ihrige vielleicht ihr bekannt war, hatte Frau von Savigny so unvorbereitet Elénorens Krankheit verkündigt und fügte jetzt hinzu:

»Die liebe Freundin! welche Angst, welche Befürchtungen habe ich um sie gehabt! und ach, wenn auch ihr Leben jetzt außer Gefahr ist, so fürchte ich doch für ihren Verstand.«

»O mein Gott!« sagte Gabriele leise und mit einer Seelenangst, die Frau von Savigny zeigte, daß ihr die Ursache von Elénorens Leiden nicht unbekannt war und wenn ihre Neugierde noch nicht ganz befriedigt war, so blieb derselben kein Zweifel mehr bei Gabriele's Vernichtung, als sie hinzufügte:

»Und die Verzweiflung Simons, bei diesem Zustande des geliebten Pflegekinde, läßt mich fürchten, daß das Leben des armen Greises diesem neuen Schlage unterliegen wird. Auch werde ich,« fuhr sie, den Platz neben Gabriele, den sie eingenommen hatte, verlassend, fort, »mich sogleich wieder zu meinen armen Freunden begeben, sobald ich nur ein paar Worte mit dem Herrn und der Frau des Hauses gesprochen habe.«

Sie entfernte sich, überzeugt von dem, was sie hatte wissen wollen, Yves beunruhigt und unzufrieden und Gabrielen leidend und trostlos zurücklassend. Die Marquise, die soeben eine Parthie Whist beendet hatte und zu ihren Kindern kam, bemerkte Gabriele's Blässe, und sie der Anstrengung zuschreibend, schlug sie vor, nach Hause zu fahren.

Schweigend wurde der Weg zurückgelegt, ohne daß sie sich wie sonst ihre Beobachtungen

und ihre Ansichten darüber mittheilten; als sie im Zimmer der Marquise angelangt waren und alle drei am Kamin Platz genommen hatten, rief Gabriele:

»Ist es möglich?« und ließ ganz muthlos und niedergeschlagen ihre zarten Hände auf ihre Kniee sinken.

Und diese Worte schienen mehr unwillkürlich ihrem gepreßten Herzen entschlüpft, als an Jemand gerichtet zu sein.

»Ist es möglich? ist es wirklich? an welche Falschheiten und Schmerzen werde ich mich dann gewöhnen müssen in dieser Welt, in die ich eingeführt bin? welche Mühe, sie kennen zu lernen und das Falsche zu vermeiden? Sind die Blendwerke, die uns umgeben, nur Schlingen, um unser Glück zu zerstören?«

»Was sagen Sie, Gabriele,« fragte die Marquise. »Woher diese traurigen Worte und dieses finstere Gesicht? Hat dies die Unterhaltung mit Herrn von Marcenay veranlaßt? Ich habe gesehen, daß er lange neben Ihnen saß; seine Unterhaltung wird den traurigen, entmuthigenden Eindruck auf Sie gemacht haben, den sie gewöhnlich hervorbringt; sie hat gewissermaßen eine zersetzende Säure; seine Spöttereien ändern die Natur ihrer Gegenstände, sie könnten selbst die Tugend verderben und ich glaube, er könnte keinen Diamant berühren, ohne ihn zu verdunkeln.«

»Ja, seine Worte waren bitter und spottend,« antwortete die junge Frau gleichgültig; »sie haben mir zu gleicher Zeit Furcht und Lachen erregt, aber ohne Spuren zu hinterlassen; ich erinnere mich ihrer schon nicht mehr . . . Nur was mein Herz ergreift, behalte ich im Gedächtniß.«

Yves sah sie beunruhigt an. Wer hatte denn dies Herz so verletzt, um diese Klagen zu veranlassen? Er beobachtete sie aufmerksam.

»Sollte es Ihr Vetter, Georg Rémond sein, der Sie betrübte?« sagte die Marquise. »Sein Gesicht flößt Melancholie ein.«

»Ach! tadeln Sie Georg nicht!« unterbrach sie Gabriele; »er ist der beste junge Mann! Wenn Sie wüßten, wie edel er gegen die Armuth kämpfte? wie voll Talent und Zartgefühl er ist? . . . Ohne Zweifel wird er, nach Allem, was ich von der Welt weiß, nicht glücklich werden: nicht solchen Charakteren, wie der seinige ist, sind Ehre und Reichthum aufbehalten. Aber wenn Sie ihn kennten, Madame, würden Sie ihn gewiß lieben.«

Ein Strahl von Eifersucht durchdrang bei diesen Worten Yves von Mauléons Herz.

»Es scheint mir, mein liebes Kind, als machte die Gesellschaft keinen angenehmen Eindruck auf Sie, und das ist vielleicht unsere Schuld . . . wir müssen wählen . . . ich will Sorge tragen, daß der morgende Tag unser unwillkürliches Versehen wieder gut macht.«

Gabriele schien eine Erklärung dieser Worte zu erwarten, die Marquise fuhr also fort:

»Die Welt ist schon, weil sie verschieden ist; die Bösen sogar machen in ihr eine sehr gute Wirkung, sie spielen in derselben zwar keine schöne, aber ich kann es nicht leugnen, oft die erste Rolle.«

»Die Art von Verachtung gegen die Rechtschaffenen, die sie affectiren, ist nicht wirklich, mein liebes Kind! Sie wissen sehr gut, daß die Tugendhaften, Gescheidten und Unerschütterlichen die einzigen Stützen der Gesellschaft sind und daß dieselbe, wenn sie nur aus Unzuverlässigen und Schlechten bestände, sich bald auflösen würde. Lassen wir diese kleinen geselligen Intriguen, von denen Niemand sich anführen läßt, während doch Jeder die Andern damit anzuführen glaubt. Die Eitelkeit, die Leidenschaften und die Laster sind sehr anregend, sie

sind für den ruhigen Beobachter nicht ohne Nutzen, und Alles, was nöthig in der Welt ist, muß ertragen werden. Warum hätte die ewige unendliche Weisheit es sonst zugelassen? Wer kann dies ergründen, da man nicht einmal ergründen kann, wie das kleinste Grashälmlchen spriest. Man muß sich also in Geduld dem Bestehenden fügen. In Ihrem Alter, Gabriele, wenn man wie Sie mit dem Aufgange der Sonne die Lebensreise beginnt . . . ist es natürlich, auf das zu denken, was den Weg angenehm und dem Wanderer Freude machen kann! Aber sollte man sich getäuscht haben, so ist es besser, daß man an das Gute denkt, was trösten kann, als an das Schlimme, was betrübt, und daß man vorwärts schreitet, ohne sich zu sehr zu beunruhigen, weil man weder den Weg, noch das Wetter, noch die Gefährten der ungewissen Reise wählen kann.

»Was mich anbetrifft, die ich die Stunde des Sonnenunterganges und der Ruhe bald erreicht habe, so darf ich mich nur noch mit dem Orte beschäftigen, wo man für immer ausruht. Meine liebe Gabriele, ich habe während meiner Lebenszeit nach und nach alle Güter derselben entfliehen sehen; alle Freuden des Wohlstandes, des Ranges, der Größe, der Jugend und der Liebe! Ach! wenn man Revolutionen erlebt hat, erkennt man die Unwürdigkeit des menschlichen Geschlechts; man sieht hauptsächlich den Unwerth derer, die diese politischen Unruhen leiten! Wie Viele habe ich nicht ihrem eignen Herzen und Grundsätzen untreu werden sehen! Wie Viele habe ich nicht in ihrem Unglücke beschützt und getröstet, um sie am Tage ihres Triumphes undankbar zu finden!

»Auch bleibt meiner Seele nur Eine Hoffnung: Meine Ruhe im Himmel! Die seinige auf Erden! . . .«

Und die alte Mutter deutete mit ihrer zitternden Hand auf ihren Enkel und fuhr fort: »Die Ruhe dessen, der der einzige Uebriggebliebene zweier edler Familien ist! Dessen, . . . dem Sie Alles, was er verloren hat, ersetzen sollen!«

Die junge Frau hatte sich der Marquise genähert; als sie deren Stimme immer mehr sich erweichen hörte, theilte diese Bewegung sich ihrem Herzen mit und schmeichelnd umschloß sie eine der welken Hände der guten Großmutter mit den ihrigen. Alle schwermüthigen Träumereien und etwas überspannten Empfindungen erregten immer, und so auch jetzt, ihr lebhaftes Mitgefühl . . . aber als bei diesen letzten Worten die Art ihres Verhältnisses zu dem jungen Manne sich ihrem Geiste darstellte, ergriff sie ein unwillkürliches Zittern, und Yves bemerkte auf diesem reizenden Gesichte, dem zu durchsichtigen Schleier einer zu offenen Seele, eine peinliche Empfindung.

Waren sie allein gewesen, so würde er in diesem Augenblicke, seiner Rührung nachgebend, sich vielleicht ihr zu Füßen geworfen und gesagt haben: »Rede! sage mir, ob dieser Schmerz, den Du zuweilen unwillkürlich verräthst, von Haß, Reue oder Liebe verursacht wird? Sage mir . . . wie, ich Dein unschuldiges Herz, Deine Achtung gewinnen, . . . wie ich die traurigen Eindrücke verlöschen kann . . . die . . . Du wirst mich lieben . . . wenn Du wissen wirst . . . daß ich Dich liebe . . . wenn Du Dich Überzeugen wirst, daß nicht der Eigennutz allein . . .«

Bei dieser Gelegenheit stutzte Yves . . . und indem er alle Umstände seiner Verheiratung zurückrief, seine Gleichgültigkeit, seine Verachtung, dann alle die zarten Empfindlichkeiten der Seele des jungen Mädchens und ihren energischen Entschluß . . . fühlte er eine tödliche Kälte sein Herz durchdringen und erstarren . . . Sie verachtet mich! dachte er; nun rief er sich auch die feinen Beurtheilungen Gabriele's, ihre richtige Auffassung von Allem was sie sich, zurück, diese so erhabene, allem Gemeinen so gänzlich fremde Natur; diese Frau ohne Eitelkeit und Gefallsucht, deren Seele nur nach Gutem und Schönem strebte! . . . Und er fürchtete ihre

Verachtung.

Unbeweglich . . . voll innerer Bewegung, stand er, blaß und schweigend das schöne Kind betrachtend, dessen anmuthigen Kopf die Marquise an ihr Herz; gezogen hatte und das mit den Blumen spielte, die seine Stirn geschmückt hatten, denn es gab keinen Mittelzustand in Gabriele's Seele. Sie beschäftigte sich entweder mit den sorglosesten Kindereien, oder war von erhabener ernster Begeisterung erfüllt,

»Es ist spät,« sagte Frau von Fontenoy-Mareuil.

Dies war das Signal, welches sie jeden Abend gab, wenn sie allein sein wollte. Yves verließ dann sogleich das Zimmer seiner Großmutter; aber Gabriele hatte es sich von dem ersten Tage an nicht nehmen lassen, Mademoiselle Huguet selbst bei den kleinen Hilfsleistungen, die das Alter und die Gewohnheiten der Marquise erheischten, zu unterstützen. Alte Leute empfinden eine unendliche und zärtliche Freude, wenn sie sich so liebevoll gepflegt sehen, und dies war mit einer der Ursachen der schnellen und lebhaften Zuneigung, welche die Marquise zu Gabriele gefaßt hatte und die sie ein Herkommen, welches ihr gar nicht gefiel, so schnell hatte vergessen lassen.

So verabschiedete also jeden Abend die Marquise ihren Enkel und behielt ihre neue Enkelin noch eine halbe Stunde bei sich, während der sie ihr beim Auskleiden die sanftesten und nützlichsten Lehren und Nachschläge gab, bis sie in dem Augenblicke, wo sie sich zu Bett legen wollte, Gabrielen umarmte und sie entließ, mit den Eindrücken guter liebender Empfindungen, einigen neuen Ansichten der Welt, einigen Anekdoten von hohen Personen und einigen angenehmen Erzählungen, mit denen sie ihren Geschmack und ihren Geist bildete. An diesem Tage sagte die Marquise, als Yves sich entfernen wollte, zu ihm:

»Morgen nehme ich meine Gabriele bis zum Diner allein in Anspruch; sie soll mit mir einige Personen sehen, die ihr eine günstigere und tröstendere Vorstellung von der Welt, in der sie jetzt lebt, geben werden, als die heutige war. Du, mein Freund, wirst einige Stunden für Dich haben . . . eine kurze Trennung ist der Liebe sehr vortheilhaft; . . . und seit vierzehn Tagen habt Ihr einander nicht eine Minute verlassen . . . Ich werde sie Dir heiterer wieder zuführen und Du wirst munterer zurückkehren, nicht wahr?«

Yves zog sich noch trauriger als gewöhnlich in sein Zimmer zurück, er war unzufrieden mit sich selbst. In einer Lage, in der er weder bleiben wollte noch konnte, und doch nicht wußte, wie er sich derselben entreißen sollte, halte er, von dem ersten Tage seiner Verheirathung an, zuweilen daran gedacht, sein früheres Leben wieder anzufangen. Weshalb hatte er sich denn verheirathet, sagte er sich selbst, als um die Wünsche seiner Großmutter zu erfüllen und Vermögen zu erlangen, mit Hilfe dessen er seinem Stande und Range angemessen leben konnte? Das war geschehen! und was seine Frau anbetraf — hatte *er* sie gewählt? hatte er Glück von ihr erwartet? Konnte er dies gelehrige Kind, das nicht die mindeste Neigung zeigte, sich der Autorität, die man sich über sie anmaßte, zu entziehen, nicht unter der Leitung der Marquise lassen? Was die besondere Bedingung betraf, die sie in Hinsicht ihres ehelichen Verhältnisses gemacht hatte, so gab der junge Herzog von Mauléon, wie alle junge Leute, die in schlechter Gesellschaft gelebt haben, wenig auf die Liebe, betrachtete sie als überflüssig in der Ehe und unnöthig zum Vergnügen. Wird er nicht außerhalb reichlich finden, was er zu Hause entbehrte?

Das Alles hatte er sich gesagt, war aber doch geblieben . . . und hatte seit vierzehn Tagen nicht eine einzige Zerstreuung gesucht; und seine Gedanken waren alle auf die Erforschung dieser einfachen und wahren jungen Frau gerichtet, die, zufrieden in ihrem Entschlusse, den sie für eine Pflicht hielt, seine Aufmerksamkeit weder verlangte noch vermied. Und jetzt beschäftigte ihn

nicht mehr bloß die Neugierde, was er von dieser Frau, die ihn interessierte, zu denken habe, sondern die Frage: was sie, die sein ganzes Herz in Bewegung brachte, von ihm denken müßte! . . . Zuweilen sah er sie bewegt, wenn sie ihn ansah, zuweilen ruhig und kalt, zuweilen furchtsam und traurig! Was dachte sie denn? Bald wunderte er sich, daß sie seine Schönheit nicht zu bemerken schien! Wußte sie, der freilich so Manches noch unbekannt war, denn noch nicht einmal den Werth der Schönheit zu schätzen? — Sie, die sie besaß, ohne sich dessen bewußt zu scheinen? Bald wünschte er sogar, daß sie ihn schon, liebenswürdig, geistreich und gut finden möge; denn er fand sie schön, geistreich und gut! Er hätte ihren Augen, ihrem Herzen, ihrem Geiste gefallen mögen! . . . Wenn er noch nicht verliebt in sie war, so war er wenigstens nahe daran, es zu werden.

Zweites Kapitel.

Fortsetzung der Hochzeitsvisiten.

Der Graf von Rhinville fühlte sich seit der Hochzeit gar nicht behaglich; er sehnte sich nach, der Beendigung der Hochzeitsvisiten und ging nur mit tiefen Seufzern allein in die Häuser, wo er nur in Begleitung der Marquise zu erscheinen gewohnt war. Die Empfindlichkeit der egoistischen, Alles nur auf sich beziehenden Leute ist so groß, daß sie die geringste Aenderung ihrer gewohnten Lebensweise als ein großes Unglück betrachten; und der arme Graf vermißte jeden Augenblick die Aufmerksamkeit, die seine alte Freundin auf alle die kleinen Bedürfnisse halte, die sein Leben ausfüllten. Endlich vergaß er, ganz ärgerlich über seine Einsamkeit, eines Abends das Fenster seines Wagens aufzuziehen und erkältete sich. Von diesem Augenblicke an betrachtete er Gabriele's Eintritt in die Familie von Fontenoy-Mareuil als ein Mißgeschick!

Für die Marquise, deren sämtliche Hoffnungen sie belebte, schien sie hingegen eine Wohlthat des Himmels zu sein, und die Freude verjüngt. Die Last der Jahre, die sie oft gedrückt halte, wurde ihr leichter; die Hand der Zeit wurde durch das Glück emporgehoben und lastete minder schwer auf ihrem Herzen. Auch machte sich die Marquise den andern Morgen sehr früh auf den Weg, denn sie machte mit einer Fahrt auf das Land den Anfang, nach einem Schlosse in der Nahe von St. Cloud. Es war für die Marquise eine religiöse Wallfahrt und zugleich ein freundschaftlicher Besuch. Gabriele sah eine der schönen Besitzungen in der Nähe von Paris, wo der Luxus der Stadt sich mit den Reizen des Landlebens vereinigt; wo man von den laubigen Ufern eines klaren Baches zu den Freuden der Oper oder eines glänzenden Salons übergehen kann.

»Hier, Mein Kind,« sagte die Marquise, »hier in diesem Schlosse erholte sich noch vor wenigen Jahren die Größe zuweilen von der Anstrengung der Repräsentation. Hier suchte die Tochter Ludwigs des Sechzehnten die Zurückgezogenheit, die ihren Tugenden süßer war, als eine gefährliche Macht. Diese schön schnürten Blumen, diese Teppiche, diese Stickereien sind die Früchte ihrer Mußestunden. Vielleicht vergaß sie, indem sie sich mit diesen leichten, hier so fromm aufbewahrten Arbeiten beschäftigte, über diesen unschuldigen Beschäftigungen der Frau, zuweilen die bitteren Schmerzen der Fürstin? Gesegnet seien dafür die glänzenden und schönen Arbeiten ihrer Hände! Sie sahen ihre Thränen stießen, sie wurden von denselben benetzt, vielleicht riefen sie zuweilen ein Lächeln auf das edle Gesicht, welches so früh schon weinen lernte; mögen sie gesegnet sein!«

Und die Marquise trocknete eine Thräne, indem sie noch leiser fortfuhr: »So früh lernte sie weinen und so spät mußte sie nochmals leiden!«

Aber die angelegentliche Sorgfalt der würdigen Besitzer des Schlosses zerstreute den Kummer, den die würdige Dame noch für Andere empfand, nachdem sie ihren eignen verschmerzt hatte. Gabriele betrachtete diese schöne Besitzung mit ehrfurchtsvoller Sammlung; sie sah die großen weiten Gemächer, sah alles Prachtvolle, Glänzende und Bequeme dieser Zurückgezogenheit, der sich eine nur frommen Erinnerungen lebende, edle Familie gewidmet hatte. Dieses Alles schien ihr einfach wie das Schöne, lebenswürdig wie das Gute; und als sie auf dem Rückwege nach Paris waren, sagte sie zu der Marquise:

»O! welche Hochachtung stößt eine solche Hingebung für den Gegenstand ein, dem sie gewidmet ist! Gewiß können nur aufrichtige und schöne Ueberzeugungen solche Tugenden hervorbringen!« . . .

Frau von Fontenoy-Mareuil hielt in Ville d'Avony an, um Gabrielen der eleganten und graziösen Frau eines reichen, geistreichen Finanzbeamten vorzustellen. Denn sie hatte beschlossen, daß Gabriele heute nur Ausnahmen von der Regel sehen sollte.

Die mütterliche Zärtlichkeit der Marquise hatte der jungen Frau eine Ueberraschung bereitet, indem sie sie, nach Paris zurückgekehrt, in eine berühmte Zurückgezogenheit führte, und sie dort dem, der ihre junge Phantasie entzückt hatte, vorstellte, dem, der alle unschuldigen, schönen und zärtlichen Empfindungen ihrer Seele mit den Leiden Atala's und Cymodocens weckte. Da erschien der Marquise die kindliche und lebhaftere Freude Gabriele's, die innige Rührung dieser gewaltigen, zarten Natur so rührend und so wahr, daß sie dieses schöne Kind von siebzehn Jahren, die weder Pracht, noch Putz und Eleganz entzückt hatten und die für den Reiz des Genies und aller edeln Tugenden so glühenden Eifer aussprach, deshalb nur noch herzlicher liebte.

»Mine Mutter,« sagte, als sie hinausgingen, Gabriele unwillkürlich (denn die zarten Aufmerksamkeiten der Marquise bewiesen ihr eine mütterliche Zärtlichkeit, die mit kindlicher Liebe zu vergelten, sie sich gedrungen fühlte), »meine Mutter! wie gut sind Sie, meinen Geist mit schönen Erinnerungen zu bereichern! Aber ist denn wirklich, wie ich es mir gedacht hatte, die Zurückgezogenheit die einzige Zuflucht, die den großen Talenten und Charakteren bleibt? Bietet denn die Welt der politischen Interessen und bestimmten Geschäfte gar nichts, was *auch* Achtung und Bewunderung verdient?«

Die Marquise sah ihr liebes Kind etwas unentschlossen an . . . es war augenscheinlich, wie große Freude es ihr machte, daß die junge Frau so ausgezeichnete Gesinnungen annahm. Aber sie war von Natur gut und billig und wollte ihrer Tochter auch nur gute und billige Ansichten beibringen; sie sagte ihr also mit einiger Ueberwindung:

»Ich möchte nicht, Gabriele, wie groß auch mein Schmerz über die Vergangenheit ist, Sie in einem traurigen Irrtum über die Gegenwart lassen, nein! . . . es gibt noch, mitten in der gemeinen und gierigen Niedrigkeit unserer Tage, Männer von hoher Einsicht und strenger Tugend, deren Herz so rein, wie ihr Geist erhaben ist. Einer zum Beispiel, der uns die Geschichte der Sittenverbesserung unseres Landes bekannt gemacht und uns gelehrt hat, es edel zu beherrschen, nachdem er es weise aufgeklärt hat. Vor so hohen Talenten verschwinden meine Vorurtheile. Kommen Sie also! . . .«

Und der Wagen hielt noch einmal: es war im Foubourg St. Honoré.

Ein in seinen Gewohnheiten einfacher, in seinen Manieren ernster, im Herzen bescheidener und guter Mann empfing sie etwas kalt, aber liebenswürdig und geistreich. Gabriele wunderte sich, einen so mächtigen Zug von Vertrauen und Freundschaft zu einem so ernsten, imponirenden Manne zu empfinden, als wenn man die, welche man am höchsten achtet, nicht auch oft am innigsten liebte. Aber sie sich, wie seine bewunderungswürdig ausdrucksvollen Augen und ein feines anmuthiges Lächeln mit viel Grazie den Eindruck einer fast rauhen Physiognomie milderten. Sie errieth bald, daß er mit der Nachsicht und Freundlichkeit gegen Andere Strenge gegen sich selbst vereinige und so die doppelte Wirkung von Achtung und Liebe, bei Jedem der sich ihm nahe, hervorbringe.

»Sie, sehen,« sagte, als sie zurückfuhren, die Marquise zu ihrem schönen Kinde, »daß man selbst in jetziger Zeit durch Talent und Tugend zur Macht gelangen kann; daß man dreimal

hintereinander die höchsten Ehrenstellen einnehmen und ganz mit dem allgemeinen Besten beschäftigt bei dem Glücke vorübergehen kann, ohne sich Zeit und Mühe zu nehmen, es anzusehen.«

»So, meine Tochter,« fügte die Marquise hinzu, »habe ich Ihnen die Welt von einer schönen und ebenso wahren Seite gezeigt, als die unzufriedenen Geister, wie Herr von Marcenay, sie zu schildern sich bestreben . . . Sie sehen, daß es Anhänglichkeit ohne Prahlerei und Eigennutz und Reichthum ohne den Schatten der Lächerlichkeit gibt. Sie haben gesehen, daß das Genie noch seiner Gewalt hinzufügen kann, was der Geist nur Edles und das Herz Liebenswürdiges hat, und daß die Interessen, die Macht und die politischen Beziehungen sich mit allen Tugenden vereinigen und von denselben einen strahlenden Glanz erhalten können. Sie sehen jetzt, daß, um zu bewundern, man nur wählen können muß; das heißt, man findet Verdienst, wenn man es zu suchen versteht.«

Gabriele schmiegte sich, ohne etwas zu sagen, an die Marquise und dankte ihr mit einer Liebkosung. Sie waren jetzt in ihrem Hotel angelangt . . . die Marquise wünschte, bis zum Diner sich auszuruhen, und die junge Frau ging schweigend nach ihren Zimmern. Sie setzte sich träumend an das Fenster; das Zimmer, in dem sie war, ging nach dem Garten und hatte eine Thür nach demselben. Der Tag begann sich zu neigen, aber der Schnee, der den Boden, die Baume und die Dächer bedeckte, erhöhte das Licht und warf einen blendenden, aber traurigen Widerschein auf alle Gegenstände; Gabriele's Augen hafteten auf den entblätterten und mit diesem bleichen und kalten Schmucke des Winters belasteten Zweigen; sie verlor sich, sie betrachtend, in einer süßen, weichen Schwermuth! Alles, was sie täglich sah und hörte, neue Dinge und Gedanken beschäftigten ihren Geist zu sehr, als daß demselben Zeit geblieben wäre, sich unglücklich zu fühlen, erfüllten aber doch ihr Herz nicht genug, um ihm Glück zu gewähren. Die Träume der Jugend erfüllten sich ihr nicht. Es gibt eine Zeit des Lebens, wo Ruhe Glück zu sein scheint, aber auch eine, wo Ruhe die Abwesenheit des Glückes bedeutet.

Dann dachte Gabriele an Elénore, und in den verschiedenen Bewegungen, die diese Erinnerung veranlaßt, netzte eine Thräne ihre Wimpern. In diesem Augenblicke kam Georg zu ihr.

Die Vorwürfe des Herrn von Mauléon über sein Ausbleiben hatten ihm das Recht gegeben, zu kommen; die Aeußerung Gabriele's über ihr Alleinsein hatte seine Neigung dazu erregt. Er fand sie allein, traurig, eine Träne trocknend, und er liebte sie!

Er sah sie an. Alle gewöhnlichen Redensarten, Alles, was man im Umgange zu reden pflegt, war hier nicht angebracht! Es war eine weinende junge Frau und ein junger Mann, der sie liebte.

Sie schwiegen! Georg vor ihr stehend und sie mit großer Unruhe betrachtend . . . er versuchte zweimal zu reden, doch machte seine große Bewegung die Worte unverständlich und er vollendete sie nicht, Gabriele empfand, ohne weiter darüber zu denken, daß auf diese Weise kein Besuch anfängt, sie sah ein, daß dies sonderbare Schweigen nicht mit gewöhnlichen Redensarten gebrochen werden konnte.

Sich plötzlich erhebend, öffnete sie die Glasthüre, neben der sie gesessen hatte und ehe Georg begriffen hatte, was sie thun wollte, eilte sie mitten in den Schnee des Gartens, kindisch lachend über die Fußstapfen, die ihre zierlichen Füßchen im Schnee zurückließen und über das Knistern des Schnees, über den sie lief.

Georg folgte ihr erstaunt und außer Fassung gebracht durch die Windungen der verschneiten Gänge. Als sie sich zu ihm wendete, sah sie noch auf seinem Gesichte Ueberraschung und

lebhaftige Bewegung; und sich bückend, nahm sie so viel Schnee, als ihre kleinen weißen Hände fassen konnten und formte Schneebälle, die sie, so hoch ihre Kräfte es gestatteten, in die Luft warf. Aber der von ihren zarten Händen nur leicht zusammengedrückte Schnee zertheilte sich, indem er die entblätterten Zweige der großen Bäume berührte und fiel in glänzenden Flocken herab, das schwarze Sammtkleid, welches Gabriele's elegante Gestalt bis an den Hals einschloß, wie mit Brillanten übersäend. Und Gabriele bewunderte lachend diesen leichten Schmuck, den die letzten Strahlen der Sonne noch verschönten. Sie fuhr fort, leichte Schneebälle in die Höhe zu werfen und ergötzte sich daran, wenn sie als Flocken auf sie und ihren Vetter herabfielen. Georg, beschäftigt, den kalten glänzenden Staub abzuschütteln, hatte Gabriele's Kindereien und ausgelassener Lustigkeit nicht länger seinen Ernst entgegensetzen können und zuletzt auch in ihr Lachen eingestimmt und konnte so weder bemitleidend noch leidenschaftlich zu ihr reden. So hatte Gabrielen ihr Instinkt richtig geleitet. Ein unschuldiges Kinderspiel hatte eine gefährliche Scene der Leidenschaft abgewendet.

Aber plötzlich, als sie im schnellsten Laufe auf eine kleine Eisfläche gerieth, machte die schnelle Bewegung, daß sie, ungeachtet ihrer Geschicklichkeit in solchen Uebungen, gefallen sein würde, wenn nicht Georg schnell hinzugeeilt wäre, um sie in seinen Armen aufzufangen. Unglücklicherweise betrat aber Yves von Mauléon, dem das Vorhergegangene unbekannt war, in demselben Augenblicke die Thür des Salons und sah Gabrielen in Georgs Armen.

Dieser ganze Tag der Freiheit war für ihn ein Tag der Langeweile gewesen und hatte ihm unendlich gedäucht. Zweimal war er bis an die Thür von Gefährten seines früheren zerstreuvollen Lebens gekommen und zweimal war er an der Thür wieder umgekehrt. Was sollte er ihnen sagen? oder was würde er von ihnen hören, das ihn interessierte? was fragte er nach lächerlichen oder scandalösen Abenteuern oder albernen Späßen? was hatte seine jetzige Lebensart mit den früheren vorübergehenden Zerstreungen gemein? würde er bei seinen früheren Commilitonen Aufklärung über die Ungewißheiten seines jetzigen Ideenganges finden? Nein! . . . Würde er dort die gewünschte Auskunft über Gabriele's Gedanken und Empfindungen erhalten? . . . Einige Gründe, zu hoffen? . . . einige Anleitungen, wie er ihr Herz gewinnen könne? . . . Und wenn er nichts von dem Allen dort fand, wenn er nichts für die Gegenwart dort fand . . . was machte er sich aus einer Vergangenheit, die er vergessen wollte, weil die Erinnerung an dieselbe ihn peinigte? . . . und er floh, er vermied die Orte, wo er diejenigen finden konnte, die er erst aufgesucht, denen er erst diesen Tag gewidmet hatte, Yves betrat also einsame Straßen und entfernte Spaziergänge, oft nach der Uhr sehend, die ihm immer zu langsam ging! Als er endlich nach Hause kam, endlich das Ende dieses langweiligen Tages herannahen sah; als er ungeduldig in Gabriele's Zimmer eilte, sich auf ihre naiven Erzählungen von den Erlebnissen dieses Tages freuend . . . sah er sie . . . sah Gabriele . . . mit einem jungen Manne, einem Verwandten, den sie gegen ihn gelobt hatte! . . . er sah Georg!. . . Georg, dessen Name schon seine Eifersucht erweckt hatte, diese Hand berühren, die ihm ein Heiligthum war! . . . sah, wie er mit seinen Armen diese schöne Taille umschlang, die er — ihr Gatte, noch nie berührt hatte! Georg schien liebend und schmeichelnd sich mit der zu unterhalten, die seine Frau war, die ihn aber floh, von der er noch feine einzige Liebkosung erhalten hatte! Yves von Mauléon fühlte bei diesem Anblicke all sein Blut heftig zu seinem Herzen dringen, ihm die Macht des Athmens rauben und eine tödtliche Blasse über sein Gesicht verbreiten.

Aber in demselben Augenblicke brachten die von einem leichten spöttischen Lächeln begleiteten Worte: »Was ist Ihnen denn, Herr von Mauléon?« ihn zum Zittern, denn er erkannte

die Stimme der Frau von Savigny, die, ihm auf dem Fuße folgend, gleich nach ihm eingetreten war. Sie wollte die junge Frau besuchen und schien in dem leidenden Herzen des jungen Ehemannes zu lesen.

Gabriele kam jetzt zu ihnen und sie begaben sich alle zusammen in den Salon der Marquise. Die Kälte, die körperliche Anstrengung und die, durch die Gegenwart der Frau von Savigny hervorgebrachte Verwirrung hatten das frische Gesicht der schonen jungen Frau mit so lebhaften Farben geschmückt, daß ihre Schönheit wahrhaft blendend war. Georg war bewegt und zitternd, Yves bleich und aufgeregt, und Frau von Savigny legte durch ihr ironisches Lächeln ihnen allen eine gefährliche Qual auf, wie man in der großen Welt sie oft erdulden muß.

Yves konnte den Zwang nicht länger ertragen. Die Langeweile des ganzen Tages, der Schmerz der Eifersucht, den er soeben empfunden, raubten ihm die nöthige Kraft und Geduld, um die Spöttereien und Sticheleien der Frau von Savigny zu ertragen. Er schützte heftiges Kopfweh vor und entfernte sich.

Bald darauf ließ er bitten, ihn nicht zum Diner zu erwarten.

Frau von Savigny empfahl sich . . . und indem sie in den Wagen stieg, schienen ihre von unbeschreiblich boshafter Freude und schadenfrohen Hoffnungen zusammengepreßten Lippen einen Zweifel an dem Glücke Mauléons auszudrücken, indem sie sich nur eben so weit öffneten, um die Worte zu flüstern:

»Wir werden ja sehen!«.

Gabriele blieb den ganzen Abend mit der Marquise allein. Die junge Frau war traurig; um ihre Traurigkeit zu verbergen, erbot sie sich, etwas vorzulesen. Bis elf Uhr las sie zuweilen mit bewegter Stimme, ohne eigentlich zu wissen, was sie las, weil ihre Gedanken abwesend waren. Als die Marquise sich niedergelegt hatte, ging sie erfreut, nun endlich allein zu sein, in ihr Zimmer . . . aber indem sie sich an das Kamin setzte, um sich ohne Zwang ihren Betrachtungen zu überlassen, fand sie auf demselben einen an sie adressierten Brief. Sie öffnete ihn neugierig, er war von Yves und enthielt Folgendes:

»Unsere Heirath war, wie Sie sagten, eine sehr unglückliche! Ja, eine so unglückliche, daß es unmöglich ist, eine solche Lage länger zu ertragen.«

»O Himmel!« rief Gabriele, »was will er sagen?«

Und das Papier zitterte in ihren Händen . . . und ihre Thränen verhinderten sie, weiter zu lesen . . . sie trocknete sie ungeduldig und fuhr fort:

»Wo haben Sie gelernt, daß Yves von Mauléon sich ungestraft beleidigen lasse? daß man ihm ein Vermögen zuwerfen könne, das ihm nicht zukommt, und Anderen die Zuneigung zuwenden, die er fordern könnte? Behalten Sie, Madame, diese Reichthümer, nach denen Sie mich so begierig glauben! Ich habe sie mir niemals gewünscht; mein Herz stieß sie zurück, schon ehe Ihre Vorwürfe und der Entschluß, den Sie faßten, mir verboten, die Hand darnach auszustrecken. Sie werden bald erfahren, was ich seit unserem Hochzeitstage hierüber beschlossen hatte.

»Aber warum haben Sie mir, als Ihr erzürntes Herz sich in Vorwürfen gegen mich ergoß, nicht auch gestanden, daß eine andere Liebe von Ihrer Seite, die Liebe zu mir unmöglich machte? Das würde ehrlicher und Ihres Herzens, das nicht gemacht ist, zu betrügen, würdiger gewesen sein:«

»Yves von Mauléon.«

Gabriele's Ueberraschung war ihrer Betrübniß gleich. Sie kannte noch nicht die verschiedenen Schattierungen, mit denen ein in der Welt des Hochmuths und der Falschheit lebendes Herz die

Leidenschaften malt, und errieth unter der Hülle dieser harten Worte weder Eifersucht noch Liebe! . . .

Sie sank in ihren Fauteuil zurück und rief unter Tränenströmen:

»Nun mehr als jemals geschieden!«

Drittes Kapitel.

Elénore.

Frau von Savigny hatte in der Soiree, wo sie Gabrielen begegnete, in Betreff Elénore's die Wahrheit gesagt. Der unerwartete Schlag, der an Gabriele's Hochzeitstage das arme Mädchen traf, hatte sie in einen Zustand versetzt, der weder Leben noch Sterben war. Die Eigenschaft ihrer Seele, alle Gewalt derselben auf Eine Empfindung zu concentriren, hatte sich durch die heftige Bewegung, die sie empfand, zu einem solchen Grade entwickelt, daß sie, so zu sagen, für Alles, außer der heftigen Leidenschaft, die sie aufrieb, todt war,

Elénore, seit ihrer Kindheit kränklich, hatte ihre moralische Regsamkeit auf Kosten ihrer physischen Kräfte gesteigert. Von ihrem nicht mehr jungen und in Folge von Gewissensbissen, die seine Seele folterten, schwächlichen Vater hatte sie eine krankhaft nervöse Reizbarkeit geerbt, die die friedliche Stille und das regelmäßige Leben im Kloster unterdrückt, aber nicht geheilt hatten, und die zu lebhaftem und schmerzlichen Eindrücken nothwendig mit erhöhter Kraft erwecken mußten. Bis zu ihrem ersten Austritte aus dem friedlichen Hause hatte ein warmes, inniges religiöses Gefühl dieser sanften, liebevollen Seele genügt. Niemals hatte das Betragen des sanften Kindes ernste Vorwürfe veranlaßt, nie hatte es der Strenge bedurft, um einen Charakter zu leiten, der sich von selbst zum Guten neigte und sich ohne Zwang in alle ihre Pflichten fügte. Das religiöse Gefühl in dieser so zarten Seele gab der ganzen Persönlichkeit des schwachen Kindes einen Anstrich von Sanftmuth und Gelassenheit und ihrem Geiste eine träumerische Stille, die, indem sie ihre angeborenen Eigentümlichkeiten mäßigte, diese gebrechliche Natur zu einer zwar langsamen, aber doch vollständigen Entwicklung kommen ließ. Als Elénore fünfzehn Jahre alt war, schien sie kaum deren zwölf zu zählen und behielt immer, auch in dem Alter der vollsten weiblichen Blüthe, das Ansehen, das eine zarte und schwache Constitution gibt.

Als ober ein tiefes Gefühl von diesem schon so empfindungsvollen Herzen Besitz nahm, unterdrückte dasselbe alle noch darin befindliche Lebenskraft, Wenn Elénore's Wahl glücklich gewesen wäre, wenn ihr Geschick sie mit dem Manne, den sie liebte, vereinigt hätte, so würde sie nur den Reiz einer durch Tugend geheiligten Liebe kennen gelernt haben. In friedlicher Zurückgezogenheit, gehorsam und hingebend, würde nur der Gedanke an den Mann ihrer Liebe ihr Herz berührt und ihren Geist beschäftigt haben. Sie hätte vergessen und vergessend in der Verborgenheit gelebt; ihr Glück hätte Nichts mit der Welt um sie her zu thun gehabt; sie hätte geliebt. . . und weiter Nichts gewünscht! Aber als das erste Unglück in Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit eine Liebe auflöste, die ihr ganzes Dasein hatte ausmachen sollen, erhielt diese schwache Natur eine, für eine so empfindliche Organisation zu gefährliche Wunde.

Durch Gabriele's zarte Sorgfalt, ihre Heiterkeit, ihr freundliches, Hoffnung spendendes Kosen, hatte diese arme, vom Sturme geknickte Pflanze sich wieder zu heben angefangen, als sie von einem neuen Schlage, und ohne Möglichkeit auch nur der leisesten Hoffnung, getroffen wurde. Nun nahm ihr Schmerz den Charakter von vernichtendem Erschrecken an; sie war nicht bloß unglücklich, sondern sie fürchtete sich vor ihrem Unglücke!

Als Frau von Savigny sie nach Gabriele's Hochzeitstage besuchte, fand sie sie der Pflege und

Gesellschaft so bedürftig, daß sie Herrn Simon vorschlug, sie wieder zu sich zu nehmen, und ihn bat, sie dahin zu begleiten. Elénore, die sich zwar nach der Stille und Einsamkeit des Klosters gesehnt hatte, ließ sich an einen andern Ort führen, ohne die leiseste Einwendung zu machen, ja, ohne diesen Wechsel ihres Aufenthaltsortes kaum zu bemerken. Herr Simon dankte Frau von Savigny für ihre freundschaftliche Sorgfalt und die Theilnahme, die sie bewies, indem sie die Pflege ihrer kranken Freundin übernahm; aber des Greises zitternde Stimme sprach so verwirrt, unzusammenhängende Worte, daß er allein schon das lebhafteste Mitleid in Anspruch nahm und daß Frau von Savigny dieses Gefühl jetzt wirklich aufrichtig für Vater und Tochter empfand.

Ohne die Bande, die Herrn Simon an Elénore fesselten, zu kennen, hatte sie sie errathen. Ihr Schweigen achtete dieses traurige Geheimniß, aber der Schmerz Simons, der es ihr bestätigte, vermehrte die Vorwürfe, die sie sich über ihre unkluge Aufführung, die diese unheilbringende Liebe genährt hatte, machte; sie fühlte, daß sie dem Vater Rechenschaft über das Glück des ihr von ihm anvertrauten Kindes schuldig war, und ihre durch ihre eignen Leiden verwundete Seele war um so empfänglicher für fremden Schmerz. Sie liebte Elénore, trocknete die Thränen, die, ihrer unbewußt, über ihre Wangen rollten, ohne daß sie sich bemüht hätte, sie zu trocknen, oder zurückzuhalten; dann, als periodisch ein fieberhaftes Zittern den ganzen Körper des zarten Wesens erschütterte, wobei sie um sich her sah, ohne Etwas zu sehen, und Worte ohne Bedeutung ausstieß, suchte Frau von Savigny Herrn Simon zu entfernen, indem sie ihm auftrag, Einiges für die Kranke herbei zu holen, und war nun allein mit der Leidenden, die jetzt anfang, zusammenhängender zu reden von den Strafen des Himmels, einem dem Unglück geweihten Dasein durch die Strenge des Himmels, die sie doch nie verdient habe!. . . Aber der arme Greis blieb nicht lange aus und setzte sich an das Lager seines angebeteten sterbenden Kindes. Unbeweglich beobachtete er jeden ihrer Athemzüge und in seine Augen stahlen sich noch einige seltene, aber bittere und brennende Thränen, die langsam auf seinem bleichen Gesichte hinabglitten, in Runzeln, welche frühere Thränen hineingegraben hatten.

Mit der Zeit wurde Elénorens Schmerz sanfter, und ihre frühere Resignation erfüllte ihre Seele wieder; die Gefahr war vorüber, der Tod war verscheucht, aber das Leben noch nicht zurückgekehrt!. . . Als die Wärterin, die ihren jetzt ruhigeren Schlummer bewachte, ihr vorschlug, aufzustehen, gab sie sich sanft ihren Vorschlägen hin, fügte sich gleichgültig allen ihren Anordnungen und kleidete sich schweigend, einfach, aber ziemlich nachlässig an. Ihre zarten, blonden Locken umgaben immer noch in reicher Fülle ihr länger gewordenes Gesicht und schmiegen sich schmeichelnd an, ihre blassen, jetzt gänzlich entfärbten und leicht ausgehöhlten Wangen. Sie ging in den Salon, setzte sich in einen Fauteuil und nahm, wenn Gesellschaft da war, eine kleine Stickerei zur Hand, der sie ihre ganze Aufmerksamkeit widmete, während sie mit schwacher und sanfter Stimme die etwa an sie gerichteten Fragen beantwortete; sobald man aber nicht durch Fragen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, fiel sie in ihre Apathie zurück.

War sie allein im Salon, so pflegte sie ein Buch in der Hand zu haben; aber Frau von Savigny hatte sich überzeugt, daß sie es Stundenlang so hielt, ohne umzublättern, oder auch nur zu wissen, was es enthielt. Oft ging, weil der Arzt, hoffend, die frische Luft werde diesen schwachen, empfindungslosen Körper beleben, es wünschte, Elénore, ungeachtet der Kalte, auf den Balcon; aber mochte die strengste Kälte ihren zarten Körper erschüttern, mochte ein Feuer ihn wieder wohlthuend erwärmen, es brachte keine Veränderung in ihrem Gesichte hervor . . . Nur eines Tages überraschte ein schwacher Schrei Frau von Savigny; sie lief schnell zu Elénore und sah sie lange mit den Augen Jemand verfolgen, der sich oft umdrehte; es war Yves von

Mauléon, der vorüberging und den der Anblick Elénorens erschreckt hatte.

An demselben Abende ging Frau von Savigny nach der Soiree, wo sie Gabriele wiederfand. Den folgenden Tag konnte Elénore, weniger leidend, ausfahren und entdeckte von Weitem auf einer Promenade Herrn v. Mauléon . . . Dies schien sie noch viel mehr zu beleben; den nämlichen Abend machte Frau von Savigny Gabrielen ihren Besuch, fand den jungen Herzog unzufrieden, eifersüchtig und aufgereggt, und sah ihn sich entfernen, um einer lächerlichen und peinlichen Lage zu entfliehen.

Seit Elénore nicht mehr in Lebensgefahr war, hatte ein Ausdruck von Ironie auf dem Gesichte der Frau von Savigny dem zarten Mitleide mit den Leiden ihrer Freundin Platz gemacht. Eine sehr lebendige Heiterkeit und eine neue Tätigkeit belebten sie; es war nicht mehr die Mutlosigkeit, die dem Verluste der Hoffnungen folgt, es schien im Gegentheil, als habe Frau von Savigny neue, unvorhergesehene Hoffnungen geschöpft, und niemals war ihr Geist so reich an scherzhaften Neckereien gewesen, die Niemand verschonten, an geschickten Anzüglichkeiten, die entweder die Eitelkeit oder das Gefühl Derer, mit denen sie zusammenkam, verletzten. Ausfälle gegen die Eigenliebe, gegen den Ehrgeiz jeder Art. selbst gegen die heiligsten Empfindungen, hämische Epigramme, falsche Auslegungen, doppelsinnige Worte, die im Gründe des Herzens den verwundbaren Fleck aufsuchen, um Schmerz zu erregen, begleiteten Frau v. Savigny, die Alles errieth und immer sicher traf. Sie hatte sich den gefürchteten Frauen zugesellt, welche die Welt aufnimmt, schmeichelt, fürchtet und verabscheut, Frauen, die oft eben so viel Mitleid als Tadel verdienen, die über die Anderen die Galle ergießen, von der ihr Herz überfüllt ist, die vielleicht gut gewesen sein würden, wenn sie glücklich gewesen waren, die aber in ihrer Liebe, wie in ihrem Stolze getäuscht, Anderen das Glück nicht gönnen, was sie selbst nicht erreichten,

»Komm, Elénore,« sagte sie, als sie nach Hause kam, »zieh Dich schnell und elegant an; ich selbst will Dir helfen.«

Das junge willenlose Mädchen ließ Alles mit sich machen und folgte ihr ohne Einwendung und Vergnügen in die Oper.

Frau v. Savigny holte im Vorbeifahren eine jener unbesonnenen, unbedeutenden jungen Frauen ab, die man bewunderungswürdig benutzen kann durch Schritte, die man ableugnet, und durch unpassende Worte, die der, die sie veranlaßt, ohne sie zu compromittiren, vortreffliche Dienste leisten.

Zwischen Elénore und der unbedeutenden Frau von Artigues in einer Loge des ersten Ranges, einer der Logen, welche von Mitgliedern des Jockey-Clubbs eingenommen war, gegenüber sitzend, glich Frau von Savigny unter dem Feuer der Blicke etwas einem Soldaten auf der Bresche; aber sie hatte wenigstens an diesem Tage nicht das Verdienst des Muthes, indem sie die Gefahr ganz vergaß; in diesem Augenblicke hätte weder Himmel noch Hölle ihren Gedanken eine andere Richtung geben können. Indessen führten eine ausgesuchte Toilette, ein Heiterkeit strahlendes Gesicht, graziöse Stellungen, der wechselndste Ausdruck ihrer Mienen, wobei sie die schönsten Zähne zeigte, eine Menge Besucher in ihre Loge, die mit den einnehmendsten Blicken empfangen wurden. So wird alle die kleinliche Kunst der Koquetterie angewendet und nicht berücksichtigt, wie wenig sie gilt.

»Sie wissen,« sagte sie zu Frau von Artigues, nachdem sie eine halbe Stunde in der Loge gewesen waren, »daß ich nur hierher gekommen bin, um Sie zu begleiten, weil andere Engagements mich binden; Sie haben Ihren Wagen und der General Barlemont, den ich Ihnen

lasse, wird Sie begleiten. Sie werden mir die Gefälligkeit erzeigen, Elénore nach Hause zu bringen?»

Und während Frau von Artigues antwortete, bemerkte Frau von Savigny, kein Auge von der Bühne verwendend, ein leichtes Geräusch, das einen in der Loge Neuangekommenen anzeigte. Sie erkannte ihn, ohne ihn zu sehen, und ohne Frau von Artigues Zeit zu lassen, ihre Rede zu vollenden, verließ sie sie schleunigst.

Elénore blieb also allein mit einer Frau, die sie kaum kannte und die überdem immer nur mit sich selbst beschäftigt war und mit dem vortrefflichen General Barlemont, wie ihn alle Frauen nannten, die er zuweilen begleitete, wenn ihnen daran gelegen war, einen Führer zu haben, der weder sah, hörte, noch verstand.

Der Eintritt des Neuangekommenen machte eine Art Theatereffekt in der Bühnenloge.

»Schon!« sagte der Eine. »Erst jetzt!« der Andere.

»Drei Wochen! das ist zu wenig; die Flitterwochen dauern einen Monat!« sagte ein Dritter.

»Die Flitterwochen eines Lion dürfen nur einen Tag dauern!« entschied ein Vierter,

Und Yves von Mauléon, denn er war der Neu angekommene, stand da, betäubt von den unnützen Worten und Scherzen, die so wenig mit seinen Gedanken harmonierten, und verwünschte die Thorheit, die ihn, allein und unbeschäftigt, wie er war, bewogen hatte, die Genossen seines früheren Lebens, deren Sprache und Gewohnheiten er so lange geteilt hatte, aufzusuchen. Indem ihm plötzlich die zarte Scheu vor aller Gemeinheit eines in der Einsamkeit und unter dem Einfluß edler Vorbilder gebildeten Geistes einfiel, dachte er: »Ach! Gabriele konnte mich nicht lieben,«

Und der traurige Ausdruck seines ernsten Gesichts munterte seine lustigen Gefährten zu noch tolleren Neckereien auf.

Yves neigte sich über die Brüstung der Loge, seine Aufmerksamkeit auf die Personen wendend, die in den Logen waren, und plötzlich blieben seine Blicke an einer Stelle haften.

»Ach! Du siehst diese blonde junge Dame, die so bleich wie ein Gespenst, und doch so schön wie ein Engel ist! Sie sieht aus wie eine Erscheinung, sagte ein junger aristokratischer Dichter.«

»Ich erkenne sie,« sagte der Unternehmendste von ihnen. »Ich habe sie bei Frau von Savigny gesehen; sie ist aus Liebe toll geworden! . . . Welcher von uns ist der Schuldige?«

Yves wollte wie die Andern lächeln, aber es gelang ihm nicht.

»Wer von uns wird sie trösten?« sagte einer dieser jungen Thoren mit einem Tone, der großes Vertrauen zu seinen Tröstungen aussprach.

Duprez begann zu singen, Alles hörte zu.

Die Augen Yves von Mauléon verließen das junge Mädchen nicht mehr, die der Reiz der Musik sanft einwiegte, ohne sie ihren Träumereien zu entziehen. Es war leicht zu erkennen, daß das Leben in dieser gebrechlichen Hülle nur noch schwach war; daß die äußeren Gegenstände ihre Sinne wenig mehr berührten und daß sie nur noch durch einen Gedanken lebte, den sie Niemand mittheilen konnte, oder wollte.

Yves dachte: »Wenn Gabriele mich so geliebt hätte!«

Und es drang auch nicht, ein Schatten der ihn umgebenden Albernheiten in seine Seele ein! . .

Weil er, seit seiner Verheiratung, nur wahre Empfindungen, richtige Urtheile . . . und natürliche Handlungsweise in seiner Umgebung gefunden hatte, begriff er nicht mehr die

Ausgelassenheit seiner Freunde. Am Schluß des Actes wollte er die Loge verlassen, sie hielten ihn zurück.

»Aber seht doch,« sagte der Eine, »diese Ehemannsmiene! sorgenvoll und gelangweilt! So kehren sie alle zu uns zurück.«

»Bah! es ist besser, lustig als ernsthaft zu leben,« sagte ein Anderer. »Wenn man vernünftig wird, amüsirt man sich bei uns nicht mehr, und sich amüsiren ist doch Alles . . .« fügte er mit der gelangweiltesten Miene von der Welt hinzu. »Die Zeit tödten,« sagte er nach einigem Schweigen gähnend, »das ist die große Aufgabe. Ich bin überzeugt, daß die größten Staatsumwälzungen dadurch entstanden sind! . . . und seht, hat wohl Napoleon etwas Anderes gethan, als sich damit zu amüsiren, daß er über alle Anderen wegkletterte, um sich von dem Drucke der Zeit zu befreien, die auf ihm lastete? Vielleicht hat er sich niemals Rechenschaft über diesen Grund gegeben . . . aber ich wette, es war nur das, was ihn durch alle Länder jagte! . . . Seine Manier zu reisen war Vielen unbequem; die Anwendung seiner Zeit mißfiel Andern und eine große Menge mußte sein Vergnügen sehr theuer bezahlen; aber Alle hatten einen solchen Respekt vor dem, der eine so großartige Weise sich zu amüsiren erfunden hatte, daß sie, selbst wenn sie seinen Amusements zum Opfer fielen, sterbend nachriefen: »Es ist herrlich!«

»Es ist indessen nicht Allen gegönnt,« sagte er seufzend, »sich so großartig zu amüsiren, laßt uns also sehen, wie wir leichteren Kaufs dazu kommen.«

Und nach Beendigung dieser schönen Tirade schloß der Redner in einem Winkel der Loge ein.

Yves entschlüpfte seinen alten Freunden einen Augenblick vor Beendigung der Oper

Elénore halte sich ganz dem Zauber hingegeben, den die Musik auf ihre nervöse, zarte Organisation ausübte . . . Ganz mit dem, was auf dem Theater vorging, beschäftigt, hatte sie nicht ein einziges Mal ihre Blicke auf das Haus gewendet; auch hatte Yves sich so gesetzt, daß sie ihn nicht entdecken konnte. Aber als sie mitten im Gedränge die Treppe hinab stieg, der Frau von Artigues, die dem General Barlemont den Arm gab und über die Grüße und Höflichkeiten ihrer Bekannten ihre Schutzbefohlene ganz vergaß, folgend, wurde sie plötzlich gezwungen, stehen zu bleiben denn eine gänzliche Erstarrung war die Wirkung der heftigen Bewegung, die alle andern Kräfte in ihr fesselte, als Frau von Artigues laut rief.

»Wie, Herr von Mauléon hier? Sie waren in der Oper und sind nicht in meine Loge gekommen!«

Und die glänzende Menge, wie eine gewaltige Meeresfluth sich ergießend, trennte das junge Mädchen von ihren Begleitern, sie unbeweglich an die kalte Mauer gelehnt zurücklassend. Als Alle vorübergegangen waren, folgte sie, über ihre Verlassenheit instinktmäßig erschrocken, dieser unzählbaren Menge, in der Niemand sich um sie bekümmerte, und unter dem Peristyle in eine Gruppe gerathend; die nach dem Boulevard zu wogte, ließ sie sich mechanisch mit fortziehen, bis auch diese sich nach allen Richtungen hin zertheilte, und sie, zu ihrem Schrecken, sich nun mitten in der Straße allein sah. Ihre erste Bewegung war, nach dem Theater zurückzukehren, dessen Erleuchtung und die Bewegung vor demselben ihre Aufmerksamkeit fesselten, Ihre kleinen mit Atlasschuhen bekleideten Füße und ihre mit Furcht gemischte Zerstretheit machten ihren Gang ungleich und unsicher. Unter dem Peristyle wieder angelangt, war sie plötzlich, ohne es zu wissen, mitten in einem Haufen junger Leute, die mit ihren mehr oder weniger wohlwollenden Beobachtungen die Besucher und besonders Besucherinnen der Oper bis zu ihren Equipagen zu verfolgen pflegten. Es waren die Freunde Yves von Mauléons . . .

Ihr spöttisches Lachen, ihre unschickliche, beleidigende Aufmerksamkeit, ihre sonderbaren Ausdrücke empfingen sie.

»Es ist das vor Liebe toll gewordene junge Mädchen!« rief Einer von ihnen.

»Sagte ich nicht, daß sie auf uns rechnete, um getröstet zu werden!« entgegnete ein Anderer, Und sie wollten ihre zitternden Hände ergreifen.

»Meine Herren!« sagte mit starker, drohender Stimme Yves von Mauléon, der herbeieilte.

Und auf dieses Wort entfernten sich Alle ehrfurchtsvoll, so viel Gewalt verlieh die tiefe Bewegung seiner Seele der schon an sich imponierenden Stimme! . . . Das erschrockene junge Mädchen erholte sich und näherte sich ihm unwillkürlich, in dem Augenblicke, wo sie fühlte, daß sie wankte und die Besinnung verlor.

Yves führte sie in seinen Armen fort, zögerte jedoch etwas, ehe er sie in seinen Wagen hob, der soeben herankam; aber wohin sollte er, mit einem ohnmächtigen Mädchen, mitten in einer von Menschen, Pferden und Wagen angefüllten Straße, die von allen Seiten und in jedem Augenblicke Gefahr drohte?

Der Fußtritt war herabgelassen, er setzte sie in den Fond des Wagens, sich auf den Rücksitz und bezeichnete dem Kutscher die Wohnung der Frau von Savigny.

Elénore öffnete die Augen, sah Yves von Mauléon, der ihre Hände hielt und sie mit lebhafter Theilnahme betrachtete; sie wußte nicht, wo sie war, wohin' sie fuhr! Sie sah nur ihn, den sie liebte!

Elénore hatte seit dem Abende, wo der Schmerz ihr in Gegenwart der Frau von Savigny ihr Geheimniß entriß, Yves nicht wiedergesehen, als in dem Augenblicke, wo er sich auf immer mit einer Andern verband.

Tag und Nacht hatte sie nur sein Bild — aber kalt und gleichgültig gegen sie, vor Augen gehabt! Diese immer gegenwärtige Erscheinung stellte sich zwischen sie und die ganze übrige Welt! Immer sah sie dieses Gesicht, aber immer drückte es eine Verachtung aus, von der sie sich tödtlich berührt fühlte. Jetzt war er selbst da — drückte Freundschaft, Zärtlichkeit, Schmerz aus.

..

Yves sah, wie sie sich erst erholte . . . dann erstaunte . . . dann sich von Neuem beunruhigte.

»Verzeihung!« sagte er, ihre kalten, erstarrten Hände in den seinigen wärmend, »Verzeihung!«

Und sich den Eingebungen seines von Natur rechtschaffenen und guten Gemüthes hingebend, rief er aus:

»O, es ist schrecklich! Dieses junge Mädchen, so ohne Besinnung, ohne Zukunft, ohne Glück! Ein leidender Engel!. . . O, mein Gott. . .!«

Und er klagte sich selbst an, zürnte über sich selbst; dann, ohne eigentlich zu wissen, ob und bis zu welchem Grade diese Vernunft zerrüttet war, redete er mit ihr fragte sie aus, und dann zu den Füßen dieses besinnungslosen Mädchens sinkend, richtete er Bitten, Beschwörungen an sie, die sie nicht verstand.

Elénore kehrte langsam von ihrer Apathie zurück, sah Yves mit leichter Ueberraschung an; ihre erwärmten Hände berührten sein Haar und sein Gesicht, beunruhigt und zögernd, um sich zu überzeugen, daß es nicht ihre gewöhnliche Vision sei; dann mit Erstaunen diese zärtliche, mitleidige Miene betrachtend, schweigend und aufmerksam seine immer noch schmeichelnd wie zu einem Kinde ausgesprochenen Worte anhörend, strahlte der himmlische Abglanz einer unaussprechlichen Freude aus ihren Augen, und sie rief entzückt:

»Aber es ist ja Er! Er!« und ihre Arme umschlossen den Hals des jungen Mannes, wie um eine Erscheinung fest zu halten, von der sie jeden Augenblick fürchten mußte, daß sie verschwinden würde! Sie hatte Alles, außer ihre Liebe, vergessen.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen in dem Hofe des Hotels der Frau von Savigny. .

Während Yves Elénore aussteigen half, kam Frau von Savigny bis an die Freitreppe, mit Ausrufungen der,Verwunderung und Freude, rief Frau von Artigues, um sie zu beruhigen, und heuchelte eine große Unruhe, um einigen bei ihr. versammelten Personen einen großen Begriff von ihrer aufopfernden Freundschaft beizubringen.

Yves wurde gezwungen, bei ihr einzutreten. . . und mit ironischem Lächeln, das nur Er sehen durfte, empfangen! . . . Elénore schien aus einem Traume zu erwachen, und wenn nicht Alle, die gegenwärtig waren, durch Frau, von Savigny von Elénorens durch die Krankheit hervorgebrachtem Geisteszustande unterrichtet gewesen wären, so würde ihnen der Ausdruck ihrer Physiognomie, sowie die verschiedenen Bewegungen, die dasselbe nach und nach zeigte, sehr sonderbar vorgekommen sein.

Der Anblick ihres Geliebten hatte eine plötzliche Umwälzung in ihrem Innern hervorgebracht! Das immerwährende Leiden, welches die ihr beständig vor Augen schwebende Vision veranlaßte, war der Wirklichkeit gewichen, und während man ihr so trauriges Schicksal beklagte, ahnte man nicht ihr ganzes Unglück. . . Sie hatte ihre Vernunft wieder erhalten!

Als man sich trennte, hatte Yves alle Wünsche der Frau von Savigny errathen und es sich zur Pflicht gemacht, über Elénore zu wachen, deren Glück und Leben auf's Spiel zu setzen Frau von Savigny bereit zu sein schien.

Als Elénore ihr Zimmer wieder betrat, erinnerte Nichts mehr an ihn, an den stumpfen Geisteszustand, in dem sie es verlassen hatte. Durch die Verzweiflung belebt und wieder in den Besitz ihrer Geisteskräfte gesetzt, hatte sie plötzlich durchschaut, daß Frau von Savigny sich ihrer bedienen wollte, um ein Glück zu stören, das ihrer Rache unerträglich war; zugleich hatte sie aber auch empfunden, daß sie wohl dem Hasse, aber nicht der Liebe würde widerstehen können.

Ihr Entschluß war sogleich gefaßt. Sie zog den Ring, den Gabriele ihr als Erinnerung an Stunden des Vertrauens, der Freundschaft und der Hoffnung gegeben hatte, weinend von ihrem Finger. . . dann wickelte sie ihn in Papier, adressiert es an Gabriele und beauftragte ein Kammermädchen, es am folgenden Morgen zu besorgen. . . Als sie darauf ganz allein war, besorgte sie mit der kleinlichsten, genauesten Sorgfalt in größter Ruhe sehr einfache Kleider, die sie vor ihr Bett legte, und versuchte, da es schon drei Uhr Morgens war, etwas zu ruhen. Die Aufregung, die ihr schon lange Zeit den Schlummer geraubt hatte, war besänftigt; sie schlief fest bis sieben Uhr, stand auf und kleidete sich allein an. Sie zog ein braunes Kleid an, setzte einen schwarzen Hut auf, nahm einen dunkeln Mantel um, steckte etwas Geld ein und, den Augenblick wahrnehmend, wo es Niemand bemerken konnte, verließ sie das Hotel der Frau von Savigny an einem kalten, trüben Morgen.

Am Quai angelangt, wunderte sich Elénore, soviel Menschen zu sehen. Der Straßen und ihres täglichen Geräusches wenig gewohnt, hatte sie auf eine vollständige Verödung derselben gerechnet, zu dieser Stunde, wo von ihren gewöhnlichen Umgebungen noch Niemand aufgestanden zu sein pflegte, sie zögerte dann rief sie einen vorbeifahrenden Fiaker an und bestellte ihn, sie nach Sévres zu fahren.

Dahin hatte sie mit Frau von Savigny einst eine Wasserpartie gemacht. . . Die Ruhe und

Kaltblütigkeit, die seit dem gestrigen Abende in ihrem Herzen eingekehrt waren, verließen sie nicht einen Augenblick. Während des Weges sagte sie langsam alle die kleinen Gebete her, die sie wußte. . . als der Wagen hielt, athmete sie auf, wie Jemand, der nach einer langen, beschwerlichen Reise das bestimmte Ziel erreicht hat. . . und leicht, ohne sich einmal des Fußtrittes zu bedienen, aus dem Wagen springend, fühlte sie sich plötzlich von einem beschützenden Arme umfaßt. Er half ihr über einen Graben, der den Weg begrenzte, öffnete ihr die Thür einer hinter demselben befindlichen Mauer und ließ sie erst, als keiner der Vorübergehenden sie mehr sehen konnte, in dem eleganten Garten eines allerliebsten unbewohnt scheinenden Häuschens sich niedersetzen.

Entsetzt, bestürzt, konnte Elénore nur ausrufen: »Yves von Mauléon!« Er war es wirklich.

Yves hatte sich nicht zu Bett gelegt; unruhig über Elénore, hatte er einige Zeilen geschrieben, in denen er sie bat, selbst über ihre Sicherheit zu wachen und einen andern Zufluchtsort, als das Haus der Frau von Savigny, zu wählen; alsdann, fürchtend, dieser unschuldige Brief könne dem jungen Mädchen auf irgend eine Weise nachtheilig werden, beschloß er, selbst sie zu bewachen. Durch eine schlaflose Nacht erschöpft, Bewegung wünschend, um seinen Gedanken zu entfliehen, war er mit dem frühesten Morgen ausgegangen, und Nichts war seinem Erstaunen zu vergleichen, als er Elénore allein und zu Fuß in dieser Stunde auf der Straße erkannte. Er folgte ihr, und als sie in den Wagen stieg, warf er sich in ein Cabriolet und verließ nicht den von ihr bezeichneten Weg.

Diese Fahrt, der Ort, die Stunde. . . Alles erweckte einen unglücklichen Plan in ihm, dessen Ausführung er hätte verhindern sollen und müssen; und als der Wagen hielt, hatte er, nur den Eingebungen des Augenblicks folgend, an die Zukunft nicht denkend, das hilflose Mädchen in seine Arme genommen und sie in ein Haus gebracht, das ihm bekannt war; und da, allein mit ihr, folgte er dem augenblicklichen Zuge seines Herzens. Er führte sie, die zu betäubt war, um den geringsten Widerstand zu leisten, in einen kleinen Salon im Erdgeschoß und sagte zu ihr:

»Sie antworten nicht, Elénore? Sie wagen die grausame Absicht, in der Sie hierher kamen, nicht zu leugnen! Was, so jung und schön, wollten Sie dem Leben entsagen? Solche Gewissensbisse, solche Verzweiflung wollen Sie veranlassen! O, es ist fürchterlich!«

Und Yves konnte die Thränen nicht zurückhalten, indem er dieses schwache, reizende Wesen betrachtete, das ihn zärtlich ansah und zu ihm sagte:

Was soll ich noch in der Welt? Was habe ich zu hoffen, zu erwarten? Wer denkt an mich armes Mädchen ohne Eltern, ohne Verwandte . . . ohne Freunde! Betrogen von der Freundschaft, wie von der Liebe!. . . Nichts vor mir sehend, als eine lange Reihe unglücklicher Tage!. . . Ist es nicht viel besser, zu sterben? Es wird nicht einmal Jemand sagen: »Sie ist nicht mehr!« Wer weiß denn, ob ich lebe, ob ich leide, ob ich in jedem Augenblicke sterbe?«

Diese Worte wurden nicht ganz zusammenhängend gesprochen, aber unaufhörlich unterbrochen durch die tröstendsten Worte, die Yves einfielen; und als ihm die Worte fehlten, als der tiefe Schmerz Elénorens alle Worte zu übersteigen schien, küßte er ihre zarten Hände und drückte sie an sein Herz. Noch waren es nur die unschuldigen Liebkosungen, die man einem Kinde macht, um seine leichten Schmerzen zu stillen. Aber Elénore war schön und leidenschaftlich; Yves war sechsundzwanzig Jahre alt; eine lebhaftige Bewegung hatte sie Beide ergriffen. . . und sie waren allein!

Unterdessen hatte Gabriele Elénore's Ring erhalten; erschreckt und beunruhigt, hatte sie geeilt, sie aufzusuchen; sie kam an, als ihre Flucht das ganze Haus in Bewegung setzte, und ging allein

die Straße hinauf, wo mehrere Fragen bei den Kaufleuten sie auf die Spur der Entflohenen leiteten; sie kam bis zum Quai. Dort erfuhr sie, daß Elénore ganz laut den Ort genannt hatte, wo sie hinfahren wollte. Gabriele, bestürzt und außer sich, ließ sich denselben Weg fahren; ihre Nachforschungen führten sie endlich bis zu dem ihr bekannten Hause, in welchem Elénore war. In den letzten Tagen vor ihrer Hochzeit hatte Yves davon gesprochen, daß er es miethen wolle, um seiner Großmutter ganz nahe bei Paris einen Aufenthaltsort zu sichern, wo auch sie Beide zuweilen die Freuden des Landlebens würden genießen können, ohne sich von der Stadt zu entfernen.

Einer seiner abwesenden Freunde war der Besitzer desselben und wollte es verkaufen; Yves war oft dort gewesen, und die Leute, die das Haus verwalteten, kannten ihn.

Gabriele erfuhr von ihnen, als sie ankam, daß er seil dem frühen Morgen da sei, und zwar mit einer jungen Dame, die sie so genau beschrieben, daß darüber, daß es Elénore war, kein Zweifel blieb. Als nun Gabriele sich bemüht hatte, ihrem Kommen eine scheinbar sehr einfache Ursache unterzuschieben, stieg sie traurig wieder in ihren Wagen und dachte, daß ihre so geliebte Freundin wohl aus andern Gründen, als den sie so sehr beängstigenden, die sie bei dem Empfange befürchtete, ihren Ring zurückgeschickt haben müsse.

Ganz ihren traurigen Betrachtungen hingegeben, bemerkte sie kaum die Gegenstände, an denen sie vorüberkam; nur schien es ihr einmal, als habe ein tiefer, durchdringender Blick aus einem von Paris kommenden und sich mit dem ihrigen kreuzenden Cabriolet sie getroffen, als habe ein leichter Schrei der Ueberraschung diesen Blick begleitet. Da aber die Wagen mit Blitzesschnelle an einander vorübereilten, so war sie sehr ungewiß, ob sie sich nicht geirrt habe, als sie in dem Vorüberfahrenden Herrn Simon zu erkennen glaubte.

Als sie zurückkehrend überlegte, wie sie, von Frau von Fontenoy-Mareuil befragt, derselben ihre frühe Spazierfahrt erklären könne, wurde ihr gesagt, daß ihre Mutter, seit einer Stunde von ihrer Reise zurückgekehrt, sie bitten lasse, sogleich zu ihr zu kommen. Nachdem sie eine Kammerfrau beauftragt hatte, die Marquise hiervon in Kenntniß zu setzen, begab Gabriele sich zu ihrer Mutter, bei der sie Georg Rémond fand.

Die gute Madame Rémond war im Anfange so entzückt, ihre Tochter wiederzusehen, daß sie derselben ihre Freude nur durch lebhaftes Liebkosungen zu erkennen gab.

»Aber,« rief sie dann, »wie viel mußt Du mir zu sagen haben! . . . und laß doch sehen, wie Dir der Ehestand bekommt. . .!«

Ihre Tochter zum Fenster führend, betrachtete sie dieselbe aufmerksam.

»Es muß wohl von der Kalte des Morgens kommen,« fuhr sie fort; »Du hast in diesem Augenblicke nicht die schönen Farben, die Du bis zu meiner Abreise hattest. Es ist wahr, die Kälte ist eisig, ich fühle mich selbst ganz krank davon nach meiner Reise; und sieh, Deine Augen sind davon ganz roth, als hättest Du geweint. . .!« Das Herz der guten Mutter beunruhigte sich. »Kind, Du hast doch keinen Kummer?«

Gabriele zwang sich, lächelnd zu sagen: »Nein, Mütterchen!« Georgs Augen blickten ungläubig.

»Nun, wirklich!« fuhr Madame Rémond fort, »gibt man dem Schwiegersohne darum zwei Millionen, daß die Tochter weinen soll? Erzähle mir Alles, ich will Alles wissen! Ist dieser schöne Ehemann auch recht verliebt?«

Gabriele näherte sich lebhaft dem Feuer und brachte mit so großer Sorgfalt das etwas in

Unordnung gekommene Holz in Ordnung, daß sie die Frage ihrer Mutter nicht gehört zu haben schien.

Madame Rémond ließ es sich indessen nicht verdrießen, ihre Frage zu wiederholen.

Gabriele wendete sich zu ihrer Mutter, das Feuer hatte ihre Wangen geröthet.

Madame Rémond sagte lachend: »Nun, da bist Du ja roth wie eine Kirsche — So sind nun die jungen Frauen, Alles verschüchtert sie, ich kann Dir indessen nichts Unschickliches sagen. Ist es vielleicht, weil Dein Cousin Georg da ist? . . . aber ein Verwandter, ein Cousin, in dessen Gegenwart kann man über Alles reden, kann man, dünkte ich, sehr wohl seine Tochter fragen: ob der Mann, den man für sie gewählt hat, sie so liebt, wie er sie wenigstens im Anfange lieben muß und hoffentlich bis zu Ende lieben wird.«

Gabriele lächelte ihrer Mutter zu, ohne zu antworten.

»Nun, es scheint ja, daß Du zufrieden bist . . .« fuhr Madame Rémond fort. »Aber hast Du schon die Manieren dieser Prinzessinnen des Foubourg St. Germain angenommen, die nur mit kaum geöffneten Lippen reden und sich keine freie, ungezwungene Bewegung erlauben? Sieh, ich weiß nicht, ob diese Manieren das sind, was man feine Lebensart nennt, aber ich finde sie sehr komisch . . . wirklich! Deine Verheirathung glich mehr einer Beerdigung, als einer Hochzeit; nicht ein einziges Späßchen! und als ich mir einen Scherz erlaubte, der doch durchaus nicht unanständig war, schnitt Dein Herr Gemahl ein Gesicht! . . . Geh mir — ich Habe es wohl gesehen! . . . und daß ich Paris in dieser schlechten Jahreszeit verließ, daß ich auf's Land ging, wo ich mich, glaube ich, erkältet habe, geschah, die Wahrheit zu sagen, um nicht bei diesen ersten Tagen, die mir das Herz zernagt haben würden, gegenwärtig zu sein, um nicht zu dieser Marquise, Deiner Schwiegermutter, gehen zu müssen, denn Deine Schwiegermutter ist sie, meine Tochter, so vornehm sie auch ist; ich wollte nicht in diesem traurigen Hause sein, wo bei einem Besuche Einer sich vor dem Andern zu fürchten scheint, wo man leise spricht, als läge ein Sterbender im Hause, wo man in dem Bemühen, seine Stimme zu dämpfen, seine Bewegungen zu mäßigen, seine Worte zurückzuhalten, nicht zu lachen, nicht empfindlich zu sein, nicht zu gestikulieren, den Automaten, den Wachsfiguren oder Strohpuppen gleicht.«

Gabriele sah ihre Mutter befremdet an, diese rauhen ungebildeten Manieren waren ihr schon fremd geworden. Dieses zog indessen, indem es sie anderweitig beschäftigte, die arme junge Frau etwas von den trüben Gedanken ab, die sie fast zu Boden drückten; aber ohne es zu wollen, führte Madame Rémond sie nur zu bald wieder zurück.

»Diese Reise, mein Kind,« sagte sie, »ist für Dich nicht verloren gewesen, ich habe Alles besorgt, wovon wir in der letzten Zeit vor Deiner Heirath gesprochen. Ich habe die Arbeiten in Gang gebracht und Madame Rémond, die sehr erfreut ist, daß Du ihr eine Pension und in Arnouville, das ihre Welt ist, einen Wohnsitz gesichert Hast, wird bei ihrer Tapezierarbeit, mit der sie sich ausschließlich beschäftigt, die Arbeiter beaufsichtigen. Die gute Frau! Sie hat Alles, was Du hinsichtlich der dort zu treffenden Einrichtungen schriebst, sehr gut verstanden und wenn Du im Frühjahr mit Deinem Manne hinkommst, werdet Ihr, um Eurer Liebe in der Einsamkeit zu leben, den köstlichsten Ort von der Welt in Arnouville finden.«

Georg bedeckte seine Stirn mit der Hand.

»Die Gallerie wird neu gemalt, vergoldet und die Gemälde werden aufgefrischt! Denke Dir, unter den Portraits sind Viele, die Deinem Manne gleichen: eben das stolze Gesicht, denn stolz sieht er aus, obgleich sehr liebenswürdig, wenn er Dir zulächelt. Ach! er ist ein Mann, Kind, der allen Frauen die Köpfe verdrehen könnte! . . . Hüte Dich! ich sage Dir das, ich, die das Leben

kennt! . . . und ich rathe Dir, wohl darauf zu achten, daß er Dir nicht geraubt wird . . . denn unter uns gesagt, (es ist meine Pflicht, daß ich als Mutter Dich mit den Gefahren bekannt mache, die Dir Dein Glück bedrohen könnten); unter denen, die zur sogenannten großen Welt gehören, ist es eben nicht erforderlich, daß die Männer sich der Treue in der Ehe beflleißigen. Es ist nicht wie bei unseres Gleichen; wenn ich sage, unseres Gleichen, so bezieht sich das auf unsere früheren Verhältnisse. Jetzt gehören wir nicht mehr zu der Klasse, wo die Männer den ganzen Tag arbeiten und ihr einziges Vergnügen darin finden, Abends zu ihren Frauen zurückzukehren und ihre Kinder zu küssen; so ist es nicht mehr mit uns! . . . Uebrigens, mein Kind, kommt in dieser Hinsicht viel auf Dich an; im Anfange sind die Männer immer liebenswürdig: hierbei muß man sie zu erhalten suchen, hierauf beruht Alles! Der Anfang entscheidet über die Zukunft. Frage nur Deinen Cousin!«

Georg blieb unbeweglich, Gabriele beobachtend, die feine Blicke zu vermeiden suchte.

Sie hatte sich gegen das Licht gesetzt, so daß ihr Gesicht im Schatten war, dann hatte sie auch alle Augenblicke etwas von einem kleinen Tische zu nehmen, der hinter ihr stand, und auf diese Weise konnten sowohl Madame Rémond als Georg nie ihr ganzes Gesicht sehen. Die junge Frau fühlte, daß die Worte ihrer Mutter gerade die schmerzlichsten Wunden ihres Herzens berührten und fürchtete, daß ihrer Anstrengung ungeachtet die Wirkung dieser verletzenden Berührungen auf ihrem Gesichte sich zeigen mochten. Aber sie sah ein, daß sie sich entschließen müsse, entweder ihre Lage freimüthig zu gestehen, oder ihre Mutter vollständig zu betrügen; und ihr richtiges schnelles Urtheil sagte ihr, welche traurige Folgen ein so unumschränktes Vertrauen haben müsse. Sie glaubte sich durch die Bewegungsgründe entschuldigt, die sie vermochten, ihrer Mutter eine für sie Alle so traurige Wahrheit vorzuenthalten.

Als Madame Rémond hinzufügte:

»Was ist Dir. . . daß Du so still und traurig auf einer Stelle sitzen kannst, Du, die sich nicht fünf Minuten ruhig erhalten konnte?«

Gabriele stand lebhaft auf und sich auf ihre früheren, noch vor Kurzem ihr ganz eigenthümlichen Kindereien besinnend, um ihre Mutter zu beruhigen, hüpfte sie derselben leicht auf die Kniee, und lachend und liebkosend, brachte sie, nach und nach sich wieder daran erinnernd, alle die unschuldigen Spielereien und die Worte ohne Zusammenhang, die sie sonst, ohne etwas dabei zu denken, gesagt hatte, wieder zum Vorschein.

»So ist es Recht!« sagte endlich Madame Rémond voll Freude, »so bist Du, wie ich Dich gern habe! Du bist zufrieden, nicht wahr? Dein Mann ist liebenswürdig und gut gegen Dich?«

»Ja, Mama.«

»Deine Schwiegermutter langweilt Dich nicht zu sehr?«

»Nein, Mütterchen.«

»Du hast Alles, was Du Dir wünschest?«

Sie umarmte ihre Mutter und ihr Kuß erstickte etwas die beiden Worte:

»Ja, Mama.«

»Nun wohl! dann sei auch fröhlich wie sonst! Ich fing schon an mich zu beunruhigen; ich fühle mich ganz krank davon . . . und dann die Kälte unterwegs. . .«

Nun war die Reihe, sich zu beunruhigen, an Gabrielen; Madame Rémond schien sich sehr unwohl zu befinden, sie ging sogar in ihr Zimmer und ließ ihre Tochter und Georg allein im Salon.

Die junge Frau athmete leichter, und den lebhaften Schmerz, der sie folterte, nicht mehr beherrschend, ließ sie den lange zurückgehaltenen, brennenden Thränen freien Lauf, die ihr Gesicht überströmten; sie vergaß, daß sie nicht allein war. . .

»Gabriele!« sagte Georg mit welcher Stimme.

Sie erhob sich, wie mitten aus einem Traume erwachend, sah ihren Cousin an und sagte: .

»Georg . . . sagen Sie nie und Niemand, daß Sie mich haben weinen sehen.«

»Ich wußte schon,« erwiderte er, »daß Sie nicht glücklich waren.«

Sie schien überrascht durch diese Worte.

»Diese unglückliche Heirath!« fuhr er fort. »Ach! warum höhnte das Vermögen eine traurige Kluft zwischen uns aus? Warum gewann . . . ein Anderer. . . ein Anderer ein solches Glück; dessen er nicht würdig ist . . .«

»Georg!« sagte die junge Frau mit ruhiger Würde . . . »Sie täuschen sich vielleicht übel die Ursache meiner Thränen, ich klage Niemand an! . . . ich habe Niemand Vorwürfe zu machen! und. . . ohne Zweifel. . . ist das Leben anders, wie ich es mir gedacht hatte! . . . Es ist oft schwer und zuweilen grausam. . . aber Einer kann unglücklich sein, ohne daß der Andere schuldig ist.«

»Ach!« rief Georg, »es wird Ihnen nicht gelingen, mich zu täuschen; aber ich werde Ihre Geheimnisse ehren, wie ich auch . . . diese Tugend ehre . . . die ich bewundere . . . Gabriele, sehen Sie immer nur einen Bruder, einen Freund in mir! . . . Wenn auch andere Empfindungen im Grunde meines Herzens sind . . . ich werde sie verschweigen, Ihnen nur eine heilige Freundschaft zeigen . . . die Sie vielleicht trösten wird . . . oder wenigstens werde ich mit Ihnen weinen! Das Herz bedarf Liebe, der Geist Mittheilung, und Sie sind allein! . . . Sie haben es gesagt und ich sehe es, Sie verschließen Alles in Ihr Herz! . . . Wenn Ihnen ein Wort entschlüpft, das Sie schnell zurücknehmen, so ist das nur ein Ueberfließen des zurückgehaltenen Schmerzes! . . . Gabriele! um Ihretwillen, die Sie Niemand lieben, um meinetwillen, der ich nur Sie liebe . . . nehmen Sie meine Freundschaft an!«

Gabriele nahm seine ihr dargebotene Hand, und sagte, eine Thräne trocknend, innig bewegt:

»Georg . . . Sie sind mein Verwandter . . . mein Freund . . . und wenn Sie immer um mich sein könnten, würde Ihr gutes Herz, Ihr vortrefflicher Geist, Ihre Kenntniß meines Lebens, das ich kaum zu begreifen anfangen . . . das Bedürfniß, mich anzuschließen, das ich sehr wohl empfinde, mir Ihre Freundschaft zu einem unschätzbaren Gute machen, . . . aber .. Georg . . . Sie sind jung und ich . . . bin siebzehn Jahre alt! . . . ich kenne die Ansichten der Welt, welche, die Wahrheit zu sagen, auch die der einfachen Dorfbewohner sind, hinreichend, um zu wissen, daß eine junge Frau und ein junger Mann sehr streng beurtheilt werden würden, wenn man sie viel zusammen — einander oft aufsuchen sähe. Es gibt Freuden, die ganz unschuldig sind, die man sich aber dennoch nicht erlauben darf, weil sie leicht für nicht unschuldig gehalten werden könnten! Georg! es ist traurig, aber. . . so lange ich allein hier bin . . . kommen sie selten; es, muß sein! Künftig, wenn die Umstände sich geändert haben, wenn die Vernunft uns leitet und die Gerechtigkeit uns beurtheilt, dann finden Sie mich als Ihre Freundin, als Ihre Schwester wieder! Leben Sie wohl!«

Nachdem sie diese Worte mit einer Stimme gesagt hatte, deren Beben bewirkt, daß sie ihr selbst Schmerz machten, verließ Georg den Salon und ging zu ihrer Mutter. Das züchtige Mädchen erfüllte alle Pflichten einer Frau, ohne je das Glück derselben genossen zu haben und ohne sich diese Pflichterfüllung als Tugend oder Opfer anzurechnen.

Madame Rémond befand sich so unwohl, daß sie sich zu Bett legen mußte. Gabriele schrieb der Marquise, daß sie bei ihrer kranken Mutter bleiben, werde. So verging der noch übrige Tag und die Nacht.

Ein heftiges Fieber hatte Madame Rémond befallen; ihre Tochter pflegte sie und wachte bei ihr. Gegen zwei Uhr Morgens sank die Kranke in einen tiefen Schlummer und da Gabriele das Mädchen, welches mit ihr wachte, sich hatte schlafen legen lassen, befand sie sich endlich mit ihren Gedanken allein.

Allein, wie sie es immer bleiben sollte! Die Freundschaft, die über alle Leiden tröstet, die Liebe, die dem Leben Reiz gibt, Alles fehlte ihr! Gabriele nahm eine kleine in blauen Sammet gebundene Schreibtafel (ein Hochzeitsgeschenk der Marquise), in welcher Yves Portrait sich befand, sie sah lange die edlen Züge dieses schönen Gesichts an und schluchzte dann:

»Bei einer Andern! Alles ist aus! . . .« und ihre Hand zeichnete die Worte, die sie dachte, auf das Pergament der Schreibtafel: »Ach! wenn er mich geliebt hättet! Der Himmel hat, mich also dieses Glücks nicht gewürdigt . . . und dennoch! . . .«

Unwillkürlich verfolgten ihre Gedanken sie nach dem einsamen Häuschen, wo Elénore Yves wiedergefunden hatte, wo diese Beiden, ihr Gatte und ihre einzige Freundin, zusammen sie vergaßen . . . Sie stand auf, ging rasch umher, nahm ein Buch . . . versuchte zu lesen und fiel in denselben Ideengang zurück: Yves bei Elénore! Der armen jungen Frau wurde keine Qual geschenkt; sie litt jetzt die schrecklichste von allen, die der Eifersucht.

Die ganze Nacht verging, ohne daß sie eine Ruhe suchte, die sie floh. Als der Tag anbrach, hatten die Anstrengungen, der Schmerz, die Unruhe und Aufregung sie in eine Art Taumel versetzt. Sie erhielt ein Billet von der Marquise, die um Nachricht von ihrem und ihrer Mutter Befinden bat und sie fragte, ob Yves bei ihr sei, weil er den Abend nicht nach Hause gekommen sei und die beiden letzten Nächte nicht im Hotel geschlafen habe.

Gabriele nahm alle ihre Geistesgegenwart und all ihren Muth zusammen, um folgende wenige Worte zu antworten:

»Beunruhigen Sie sich nicht, gnädige Frau, dem Herrn von Mauléon ist nichts Unangenehmes zugestoßen. Ich weiß, daß er auf dem Lande sehr nahe bei Paris ist, Sie werden ihn gewiß bald wiedersehen. Die Gesundheit meiner Mutter beunruhigt mich so sehr, daß ich nicht wage, sie zu verlassen; verzeihen Sie also, daß ich Sie allein lasse, und seien Sie der innigsten Verehrung derer versichert, die stolz ist sich nennen zu dürfen

»Ihre Tochter

»Gabriele.«

Aber als dies Bittet abgeschickt war, vergrößerte und nährte die Abwesenheit Yves, sein Vergessen alles Anderen um Elénore's willen, ihre Seelenangst und Eifersucht. Ihre Gedanken wichen nicht mehr von dem wohlbekanntem Hause; sie versetzte sich in den Salon, in dem sie einst mit ihm und der Marquise gewesen war; sie suchte ihn darin, fand ihn an Elénorens Seite. Sie erfand Worte der Liebe, die sie niemals gehört hatte; sie legte sie ihm in den Mund; sie hörte seine wehklagende Stimme, deren sanfte Gewalt hinreißend entzückte, und diese Stimme sagte Worte der Liebe zu einer Anderen! . . . Yves Gesicht stellte sich ihr dar mit dem so schönen, ernsten und aufrichtigen Ausdrücke, den ein Lächeln so anmuthig machen, der so zärtlich blicken konnte. Die Eifersucht, diese Leidenschaft, die Wahnsinn, ja selbst Verbrechen veranlassen kann, nahm in dem unschuldigen Herzen der jungen Frau einen zärtlichen, nicht

heftigen Charakter an; sie empfand mehr Schmerz als Zorn. Es war ihr Herz, was litt, nicht ihr Stolz; aber was sie litt — wie tief betrübt sie war, allein, am Lager einer Kranken, deren Tod sie in noch größere Verzweiflung stürzen konnte, das ging über allen Ausdruck. Und was that er? wie lebte er unterdessen?

Viertes Kapitel.

Herr Simon.

Yves war bei Elénore, Hingerissen von dieser Leidenschaft des jungen Mädchens, die sich bis dahin nur schweigend geäußert hatte. Er sah dieses leidende Wesen, das den Tod gewählt hatte, um Vorwürfen, die er verschuldet hatte, zu entgehen und er überließ sich den Eingebungen des Augenblicks, die Vergangenheit vergessend und an die Zukunft nicht denkend.

Elénore sagte:

»Ja, ich wollte sterben, ich, die ich Niemandem angehöre, die ich Niemanden auf der Welt habe, der mich liebt und um mich weinen würde. Aber ich war wahnsinnig und mit dem Glücke kehrt meine Vernunft zurück. Meine Verlassenheit ist ja Freiheit; seit ich nicht mehr die feindseligen Blicke sehe, die mich verfolgten, seit ich hier bin, wo mir ist. als könne die Welt hier nicht eindringen, um meinen Frieden zu stören, als könne mich Niemand dieser Einsamkeit entreißen, fühle ich mich stark und glücklich. Ja, ich bin unabhängig, durch keine Verhältnisse, durch keine Rücksichten gebunden. Dieses Häuschen ist einsam, es ist zu verkaufen, mein Vermögen ist dazu mehr als hinreichend, ich werde hier bleiben, werde die schwachen Bande lösen, die weder Freundschaft noch Verwandtschaft um mich geschlungen haben. Ich werde allein hier leben, werde Niemand bei mir sehen; nur Sie werden kommen, Sie, Sie allein! . . . Ihre Stimme allein werde ich hören. Immer nur Sie allein, nur Ihr Gesicht werden meine Augen künftig erblicken, es wird kein neues Leben für mich sein; denn so lebte ich, seit ich Sie kenne.«

Welcher junge Mann würde solche Reden anders als mit Liebkosungen und zärtlichen Worten beantwortet haben? Und war er nicht erzürnt gegen Gabriele? Wollte er sie nicht vergessen? Sich rächen? Yves theilte und billigte also die Pläne Elénorens . . .er bewachte mit beinahe väterlicher Zärtlichkeit dieses hilflose Wesen, das seine ganze Zukunft in seine Hände gab. Er liebte Gabriele, wie eine Gewalt, die er unterwerfen wollte, Elénore wie eine Sclavin, die sich, ihm unterworfen hatte.

Er hatte Alles für sie besorgt, woran das träumerische Kind nicht gedacht hatte, ein tüchtiges Feuer erwärmte das, von der Kälte des Wintermorgens erstarrte Mädchen und hielt eine Kälte, die sie nicht fühlte, von ihr ab . . . mit jeder Minute wurde Elénore interessanter, und Yves, wahren Gefühlen gegenüber der Lüge nicht fähig, Yves, der dem Vertrauen nie etwas versprochen hatte, was er nicht zu halten Willens war, sagte zu Elénoren:

»Sie also, Elénore, werden mein so trübes Dasein erhellen, denn auch mir fehlt Alles; meine Hoffnungen sind eine nach der andern verschwunden, ohne je zu gewähren, was sie versprochen hatten! Hier, bei Ihnen, werde ich all mein Glück, alle meine Freude suchen!«

Und Elénore, die kaum an die Wirklichkeit eines solchen Glückes glauben konnte, dachte nicht ein Mal daran, daß ihr dasselbe ihren Ruf und ohne Zweifel noch mehr als den rauben konnte. Ein unbeschreibliches Entzücken strahlte in ihren Augen und theilte sich dem mit, den sie liebte und für den sie Himmel und Erde vergaß.

Das Geräusch einer sich hastig öffnenden Thür und einer vor Rührung zitternden Stimme erschreckten und betäubten sie Beide zu gleicher Zeit, und sie sahen Herrn Simon in den Salon

eintreten.

»So war es denn wahr,« rief der Greis, »so war es wahr! Ach! dieser schreckliche Schmerz noch, zu meinen vielen anderen Schmerzen!«

»Herr Simon!« sagte Yves mit stolzem Tone, der ihm den unbescheidenen Eintritt vorwarf, »was wollen Sie hier?«

»Was ich will?« sagte er, sich rechtfertigend, als wäre er durch diese Frage mehr betrübt als beleidigt, »was ich hier will in dem Augenblicke, wo Sie im Begriff stehen, meine Tochter zu verderben und zu entehren?«

Alle Drei blieben erstarrt und unbeweglich.

Indessen mischte sich ein Gefühl von Freude in die Ueberraschung Mauléons und er begriff selbst kaum, warum er über das, was ihn von Elénore trennte, nicht mehr Kummer empfand.

Elénore war ganz erstarrt vor Verwunderung.

Mein Gott!« rief der trostlose alte Mann, »so war es denn umsonst, daß ich mich meines Kindes beraubte, umsonst, daß ich ihr den Namen ihres Vaters vorenthielt, um sie vor Schande und Unglück zu bewahren? So soll sie nicht der Strafe des Himmels entgehen, die ich von ihrem unschuldigen Haupte abzulenken dachte, und die Vergehen der Väter fallen also mitleidslos auf die Kinder zurück?«

Elénore, durch diese Worte belehrt und gerührt, fühlte Alles, was ihr Vater fürchtete und Alles, was sie gewagt hatte; aber sie wollte den Greis diesem tiefen Schmerze entreißen.

Mein Vater,« sagte sie, »Ihre Tochter ist ohne Zweifel sehr unglücklich; aber vielleicht nicht so sehr, als Sie zu fürchten scheinen!«

»Und wie geht es zu,« rief Yves von Mauléon, durch die Ueberraschung unwillkürlich hingerissen, »wie geht es zu, daß jeder wichtige Augenblick meines Lebens durch Ihre Gegenwart bezeichnet wird? Daß ich, den kein Band mit Ihnen vereinigt, der Gegenstand Ihrer unausgesetzten Wachsamkeit bin? Ach! ich muß endlich ein Geheimniß kennen lernen, das zu erstaunlich ist, um nicht eine ganz beispiellose Begebenheit voraussetzen zu lassen.«

»Dieses unglückliche Geheimniß,« entgegnete Simon traurig, aber etwas gefaßter, »ist das Geheimniß meines Lebens . . . und ich will es Ihnen mittheilen. Sie werden sehen, daß, wenn alle Leidenschaften Zeiten des Wahnsinns haben, ihnen auch immer Gewissensqualen folgen. Die, welche mich beherrschte, war die schrecklichste von allen, sie war ohne Genuß, ohne Freuden, sie hatte immer nur bittere Schmerzen und unsägliche Qualen. Welche Reue hat sie mir gebracht, wie viel Thränen habe ich nicht vergossen; denn so unzahlbar sie waren, sie haben mein Vergehen nicht aus meiner Erinnerung gelöscht, das noch durch das Unglück meiner Tochter gerächt werden soll.«

Yves war von diesem tiefen Schmerze gerührt; er wollte den Greis trösten, aber dieser sah ihn verwirrt an und fuhr fort,

»Ach! Sie sind es also! Sie, dem ich das Leben gerettet, dessen Untergang ich verhindert, dem ich eine schöne und tugendhafte Gattin gegeben habe, den ich mit Aufopferung meines Lebens vertheidigen würde. Alles Das hat Sie nicht entwaffnen, das Vergangene nicht erlöschen können. Gott und Menschen werden also niemals verzeihen. . . Und doch, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe und wer Jahre hindurch eine unvernünftige Wuth in meinem Herzen angefacht hatte, ach! Sie würden vielleicht verzeihen!«

»Reden Sie doch,« rief Yves ungeduldig, »reden Sie! Ich lasse Sie nicht von hinnen, bis ich

endlich weiß, was Sie mir schon so lange verheimlichten und was ich so oft schon zu wissen begehrte.«

»Ach!« sagte der Greis, »Sie wollen es? . . . dieses Geheimniß . . . das ich umsonst zu vergessen strebte, dieses Verbrechen, das zu strafen der Himmel nicht müde wird, das die Menschen unaufhörlich rächen. Vielleicht erleichtere ich, indem ich es Ihnen bekenne, mein Herz etwas von dem Drucke, unter dem es erliegt. Sie werden mich Verfluchen, werden mich vielleicht tödten. Aber mein Leben ist mir schon lange verhaßt und wer es mir nimmt, befreit mich von einer Last.«

Er hielt einige Augenblicke inne, Niemand wagte das Schweigen zu brechen, dem die Entdeckung eines so wichtigen Geheimnisses etwas Feierliches gab.

»Der Marquis von Fontenoy-Mareuil . . .« sagte endlich Simon; dann hielt er nochmals inne.

»Mein Großvater!« rief Yves, »ich weiß schon, daß Sie ihn kannten.«

»Vierzehn Jahre lang,« sagte Simon, »sind wir unzertrennlich gewesen.«

»Sein schrecklicher Tod richtete unsere Familie zu Grunde und stürzte meine arme Großmutter in Verzweiflung.«

»Für einen Andern war er ein noch größeres Unglück!«

»Was sagen Sie?«

»Ja. ein schreckliches Unglück, und mehr als das, eine ewige Reue!«

»O Himmel!«

»Hören Sie mich! Urtheilen und verurtheilen Sie nicht zu schnell! Aber damit Sie mich ganz verstehen, muß ich sehr weit in meinen Erinnerungen zurückgehen . . . mein ganzes Leben, von Kindheit an, muß ich vor Ihnen aufrollen!«

»Reden Sie doch! . . . nichts müsse mir mehr fremd sein in Ihren Handlungen, über die ich erstaune, wie in Ihren Reden, die mich erschrecken, ich will Alles wissen und auch Ihre Tochter muß erfahren, warum Sie ihr den Vater verbargen? . . .«

»Ja, auch sie wird . . . all mein Unglück . . . erfahren . . . auch sie . . . wird . . . ohne Zweifel . . . mich verdammen! . . .«

»O!« sagte Elénore und ihre Hand ergriff die ihres Vaters, um sie zärtlich zu drücken; »selbst das Unrecht eines Vaters . . . kann der Tochter nur Thränen entlocken.«

Mit trauriger, stockender Stimme begann Simon:

»Simon ist mein Taufname, den nur die kannten, die mich als glückliches Kind sahen und dann die . . . welche mich später . . . sehr unglücklich sahen . . . In meiner Jugend, in meinen Tagen der Hoffnung, hatte ich einen anderen, den meiner Familie, den ich aufgab, aus Achtung für sie, aus Furcht für mich, ich heiße Simon Randal!«

»Randal!« rief Yves barsch aufstehend und erschrocken zurücktaumelnd, »der Lehrer, der Freund meines Großvaters . . . der . . . welcher . . .«

»Halten Sie ein!« rief Simon; . . . »ehe Sie diese schrecklichen Worte aussprechen, ehe meine Tochter erfährt, wie schuldig ich bin! Ach! lassen Sie mich Ihnen sagen . . . und ihr auch . . . wie viel ich gelitten habe . . . Ach! ich beschwöre Sie, hören Sie mich!«

»Fahren Sie also fort!«

»Ich weiß wenig mehr von der Zeit, ehe ich nach Schloß Arnouville kam, ich war ein Kind, in einer Meierei aufgewachsen, die mein Vater bewirthschaftete und die dem alten Marquis von

Fontenoy-Mareuil gehörte. Ich war sechs Jahre alt, als es diesem einfiel, mich zum Spiel- und Schulgefährten des jungen Fernand, seines Sohnes, zu erwählen, der ungefähr von meinem Alter und mein Milchbruder war. Unsere Spiele waren wie die aller Kinder; Gleichheit und Fröhlichkeit regierte dieselben. Meine Mutter hatte mich umarmt und zu mir gesagt: Simon, vergiß nie, nachgebend gegen den »kleinen Marquis« zu sein! So nannten Diener, wie auch Gärtner und Pächter, unter sich den jungen Fernand. Aber wo blieb bei den Vergnügungen, bei den Spielen, die wir mit einander theilten, die Erinnerung an diese flüchtige Ermahnung? Es lag eine Art Zärtlichkeit in der Sorgfalt, die ich, als der körperlich stärkere, meinem schwächeren jungen Freunde widmete. Er war ein hübscher blonder Knabe, zart und schwächlich. Diese Zartheit war Folge der zu ängstlichen Pflege, die ihm gewidmet wurde und der zu großen Fürsorge für die Gesundheit dieses einzigen, geliebten Erben. Mein Eintritt in das Schloß war der Anfang einer neuen Erziehungsmethode, die Rousseau durch seine Werke und Vicq-d'Agry durch seine Verordnungen hervorgerufen hatten und die die Eltern meines jungen Freundes auch befolgen wollten. Nach dieser Methode erzogen, war der Knabe sich selbst überlassen in dem Park des Schlosses und rohen lärmenden Uebungen hingegeben, wegen deren hauptsächlich ich ihm zugesellt war.

»Ich erfuhr dies später. In diesem Augenblicke hatte meine Mutter in dem Anerbieten, auf immer für mich zu sorgen, nur Dankbarkeit für ihre Pflege des kleinen Fernand gesehen und, einfache Pächterin und Mutter einer zahlreichen Familie, ergriff sie freudig die Möglichkeit, einen ihrer Söhne in eine Lage versetzt zu sehen, wo derselbe höher als sie steigen und gewiß recht glücklich werden würde. Arme Mutter! . . . Sie lebte lange genug, um zu sehen, wie ihr in dem Schlosse erzogenes Kind in ihre Hütte zurückkehrte, um sein Schicksal zu beweinen und zu bedauern, daß es die Hütte je verlassen hatte.

»Aber ich klag« sie nicht an. Wenn ihr Wille nicht, als ich es noch nicht verstand, über meine Zukunft entschieden hätte, so würde mein Wille, sobald ich es verstand, eben so entschieden haben. Die Neigung zu einem andern Leben als meines Gleichen es führten, zu einem Leben voll Belehrung und geistiger Ausbildung, würde mich sicher bei meinen ländlichen Beschäftigungen gestört und mir dieselben verhaßt gemacht haben. Nur würde sich mein Streben auf den Wirkungskreis des verehrten Ortsvorstehers, des friedlichen Pfarrers beschränkt haben, gewiß würde das bescheidene Pfarrhaus, in welchem der Letztere studierte, träumte und betete, der einzige Zweck und das Ziel meiner ehrgeizigen Hoffnungen und Bestrebungen geworden sein, wenn der Aufenthalt auf dem Schlosse ihnen nicht eine unbegrenzte Laufbahn eröffnet hätte. —

Noch jetzt, als Greis, der mit einem Fuße im Grabe steht, noch jetzt sehe ich das Erstaunen des Abbé Düval, des Hofmeisters des jungen Fernand, als er zum ersten Male entdeckte, daß mein Verstand den des hochgeborenen Kindes, dessen Bildung ihm anvertraut war, übertraf! . . . Er betrachtete mich neugierig. Wie! das weißt Du? sagte er mit verachtender Verwunderung, als ich Fernands Aufgabe hersagte. Die Kindheit hat dieselben Empfindungen des Stolzes, wie das reifere Alter; und indem ich mich seiner Ueberraschung freute, fühlte ich auch über seine Verachtung einen bitteren Schmerz, dessen ich mich noch heute erinnere.

Schon war ich drei Jahre auf dem Schlosse; aber immer fingen dieselben Studien für uns Beide von Neuem an . . . und damals wurde jeder meiner Tage durch strenge unfreundliche Worte des Abbé bezeichnet, während er sanft und demüthig zu dem Erben einer hohen Familie redete. Tägliche, ja stündliche Streitigkeiten ließen mich erkennen, was unsere gemeinschaftlichen Spiele mich nicht gelehrt hatten, den unermeßlichen Abstand, der mich von

dem Kinde trennte, welches bis dahin nur mein Gefährte bei Spielen und Hebungen gewesen war, in denen es von mir übertroffen wurde. Die Diener, die während unserer Spiele die Aufsicht über uns führten, sahen in mir den Sohn eines guten Pächters, den sie kannten; denn der Herr von Fontenoy-Mareuil nahm alle seine Leute aus den Bewohnern der Dörfer, die sein Schloß umgaben und deren Herr er war; und diese armen Bauern betrachteten, wenn sie Bedienten geworden waren, meinen Vater als über ihnen stehend. Er war einer ihres Gleichen, der sein Glück gemacht hatte, und sie betrachteten auch mich als höher stehend. Aber der Abbé dachte anders. Es war die dritte Hofmeisterstelle, die er bekleidete; sie sollte endlich seine Zukunft sichern; sein Geist war sehr beschränkt, sein Unterricht sehr mangelhaft und er hatte in den vornehmen Häusern, wo er schon gewesen war, zu viel Demuth gegen die Großen, zu viel Hochmuth gegen Untergeordnete angenommen. Es gehört Seelengröße dazu, um würdig neben den Mächtigen zu leben. Seine Verachtung verletzte mich, als ich noch nicht einmal wußte, was Verachtung war. Ich mußte mein Betragen gegen Fernand verändern, mußte »Herr Graf« zu ihm sagen und ehrfurchtsvoll mit dem Kinde reden, welches früher mit mir als mit seines Gleichen spielte, und welches fortfuhr, mich, den armen Simon, Du zu nennen.

»Die Eltern Fernands, der Abbé und die Dienerschaft nannten meinen kleinen Gespielen nicht anders mehr als Graf und behandelten ihn mit aller seinem Stande zukommenden Berücksichtigung. Wäre ich erst jetzt auf das Schloß gekommen, so würde ich von diesem Allen wahrscheinlich nicht unangenehm berührt worden sein; aber wir hatten drei Jahre fast in völliger Gleichheit gelebt! Fernands Vater war einer von den edlen Geistern, die aus Großmuth Ansichten annehmen, die sie verderben, sie aber, wenn sie allgemein wären, vielleicht gerettet hätten. Ein Bewunderer von Montesquieu, Freund von Rousseau und correspondirend mit Voltaire, bot er die Hand zu allen Verbesserungen. Der Himmel wollte ohne Zweifel seinen guten Willen belohnen, denn er nahm ihn gegen das Ende des Jahres **1786** von der Welt. Er hatte Gutes gehofft und zu befördern gesucht und erlebte das Böse nicht! Sein Loos war glücklich! Er war es gewesen, der dieses Leben der Gleichheit, der freien und muntern Thätigkeit für seinen Sohn angeordnet hatte. Fernand befand sich wohl dabei, denn diese drei Jahre der Freiheit machten aus dem schwachen Wesen, das nicht hätte fortleben können oder nur ein klägliches Leben geführt haben würde, einen Knaben voll Kraft und Gewandtheit. Indessen, um die Wahrheit zu sagen, sein Verstand entwickelte sich nicht mit derselben Leichtigkeit. Es fehlte ihm nicht der Verstand, aber der Fleiß. Was er im Leben wußte, hatte er errathen, aber nicht gelernt, seine Gedanken gingen immer schnell, aber niemals weit; sie waren fein, aber nicht tief. Sein Geist war so rasch und heiter, daß alle Lektionen des Abbé von ihm mit einer Lustigkeit wiederholt wurden, über die wir Alle lachen mußten, der es oft an Vernunft fehlte, die aber doch mitunter etwas Originelles hatte, daß selbst der Ernst des Lehrers diesen Scherzen selten Stand halten konnte. Bald hatte er keinen andern Lehrer mehr als mich; der Abbé überließ mir dieses Geschäft, denn ich benutzte zu meinen Studien die Stunden, die der junge Graf bei seinen Eltern oder mit Unterricht in Künsten, Tanzen, Fechten und dergleichen, die ich nicht theille, zubrachte. Meinem wißbegierigen Geiste stand die Bibliothek des Schlosses zu Gebot, nebst den Lehren eines Predigers, der ausgedehnte und gute Kenntnisse besaß. Ich bemühte mich, Fernand die Kenntnisse, die ich mir auf diese Weise erwarb, mitzuthemen; aber weit entfernt, daß die Jahre dieser fröhlichen Natur einigen Ernst verliehen hätten, wurde er, je größer und alter er wurde, um so unempfänglicher für ernste Gedanken und arbeitsscheuer. Er war nur ein anmuthiges, reizendes Kind! Ach! ich sehe ihn noch . . . Eines Tages . . . Verzeihung,« sagte Simon, sich hier

unterbrechend, »wenn ich mich bei Einzelheiten aufhalte und wenn die Scenen meiner Kindheit sich meiner Phantasie so lebendig darstellen! Ach! es sind die einzigen Tage, auf die ich ohne Entsetzen meine Blicke zurückwenden kann! Gern rufe ich mir diese süßen Augenblicke zurück! . . . Fernand . . . ja es sei mir noch erlaubt, diesen Namen zu nennen, den ich in diesen ersten unschuldigen Jahren mit so viel Liebe nannte und nennen hörte . . . Fernand gab dem Willen seiner Mutter und seines Hofmeisters nach, als sie von mir den Respect gegen ihn, der uns trennte, verlangten. Eine unaufhörliche Beobachtung verhinderte mich, es daran fehlen zu lassen, denn für die Zeit, wo der Abbé anderweit beschäftigt war, hatten wir einen Unterpräceptor, der uns nicht einen Augenblick verließ; aber Fernand erfand ein Mittel, uns wenigstens während unserer Spaziergänge im Parke zuweilen der Slaverei zu entziehen. Eine der Uebungen, die das Meiste zu der Entwicklung von Fernands Körperkräften beigetragen hatte, war, daß wir die höchsten Bäume erkletterten und bis in die Wipfel stiegen; im Anfange hatte ich die größte Geschicklichkeit in dieser Uebung gezeigt, bald aber hatte er mich darin übertroffen.

»Am Ende des Parks war eine Eiche von bewunderungswürdiger Größe und Höhe . . . wir hatten eine Art Stufen in ihre knotige Rinde eingeschnitten, um bis zu dem Aesten kommen zu können und von da gelangten wir leicht zu dem buschichten Mittelpunkte, wo wir, das Laubwerk beschneidend, uns eine Art Nest gemacht hatten, in welchem wir gegen Sonne und Regen gleich geschützt waren. Wenige Tage, nachdem unser Umgang durch die neuen Gesetze so viel von seiner Annehmlichkeit verloren hatte, zog Fernand mich zu unserem lieben Baume und ehe man noch unseren Plan errathen konnte, hatten wir unser altes Asyl erreicht, wo wir alle Beide auf einem Zweige reitend, ein fröhliches Geschrei ausstießen.

»— Simon, sagte mir Fernand mit seinem süßen Lächeln, sieh doch die komische Miene, die der Abbé da unten macht! . . . ich will ihm erlauben, hier zu uns zu kommen und seine langweiligen Lectionen mitzubringen. Er soll es wohl bleiben lassen; hier bin ich der Meister! Dieser Baum ist mein Reich, und dieser Zweig mein Thron; ich theile ihn mit Dir, wie mit einem Bruder. Hier also keine Ceremome! nenne mich Fernand, wie ich Dich Simon nenne; sage Du zu mir, wie ich zu Dir! . . .« und er umarmte mich . . . Was in mir vorging, kann ich nicht beschreiben, ich war gerührt, erweicht bis zu Thränen . . . und wenn man mir damals gesagt hätte. . .«

Ein nervöses Zittern ergriff den schwachen Greis bei dieser Erinnerung so, daß seine Tochter ihn dieser lebhaften Bewegung erliegen zu sehen fürchtete, und daß Yves ungeachtet seiner Neugierde ihm zuredete, seine Erzählung ein anderes Mal fortzusetzen.

»Nein,« sagte er, »wer weiß, ob es mir aufbehalten ist, sie eines anderen Tages fortzusetzen, und Sie sollen Alles wissen! Ach! Sie werden erfahren, warum mir diese Erinnerungen so lieb und doch so grausam sind!

»Während unserer ganzen Kindheit, und bis zum Alter von fünfzehn Jahren, verließen wir Schloß Arnouville nicht, und fast jeden Tag suchten wir die Freiheit in unserer großen Eiche! Diese Stunde allein tröstete mich über Alles, was der Abbé mich täglich leiden ließ.

»Der Marquis und die Marquise von Fontenoy-Mareuil kamen wegen der Chargen, die sie bei Hofe hatten, nur sehr selten nach diesem Gute. Der Marquis war voll Güte, aber die Marquise war so stolz, wie eine häßliche Frau ohne Geist nur sein kann. Alles, was nicht zum höchsten Adel gehörte, gehörte in ihren Augen nicht zu der menschlichen Gesellschaft, Ach! wenn ich so rede von der, die mich unter ihr edles Dach aufnahm, ist es, weil die Schmerzen meiner Seele allein die Irrungen meines Geistes erklären können; weil ich der abscheulichste von allen

Menschen wäre, wenn ich nicht der unglücklichste gewesen wäre.

»Der junge Graf war fünfzehn Jahre alt geworden, als wir nach Paris kamen. Damals fingen die wahren Qualen meiner Seele an. Von dem Tage meiner Ankunft an, fand die Frau Marquise, daß es nicht mehr passend sei, daß ich an ihrer Tafel speiste mit den Großen, die gewöhnlich eingeladen waren, und sie beschloß, daß ich in der Bedientenstube speisen solle? Mit dem jungen Grafen erzogen, seine Studien theilend, etwas älter als er, hatte mein Verstand sich solchergestalt entwickelt, daß die Gesellschaft und genaue Verbindung mit Leuten ohne Erziehung mir unerträglich gewesen wäre, wenn auch nicht eine solche Lage an sich meine Eitelkeit verletzt hätte. Es war mir also unmöglich, mich dieser Einrichtung zu fügen und ich verließ etwas vor dem Diner das Hotel.

»Das Hotel Fontenoy-Mareuil, das wir bewohnten, war in der Straße St. Dominique; ich streifte auf's Gerathewohl umher, ohne die Straßen zu kennen, in denen ich mich verirrte; ich befand mich bald vor der école de médecine und hörte die fröhlichen Stimmen der jungen Studirenden, die zusammen in einem Speisezimmer des Erdgeschosses, bei einem schlechten Restaurateur speisten. Ich trat hinein; sie bildeten Gruppen von acht bis neun Personen. Anfangs hatte ich mich allein an einen leeren Tisch gesetzt, doch redete ich bald einen der jungen Leute an, ihn fragend: ob ein Neuangekommener an ihrer Seite Platz nehmen könne? Man nahm mich freudig auf und ich machte der magern und knappen Mahlzeit Ehre, die ich, des köstlichen Tisches des Marquis gewohnt, hätte ungenießbar finden müssen, die mir aber durch das muntere und freimüthige Betragen der Tischgenossen zum köstlichsten Mahle wurde. Es war das schlechteste, aber lustigste Diner meines ganzen Lebens!

»Ich kam spät nach Hause; man hatte sich meinewegen beunruhigt. Die Bekanntschaft der freien, glücklichen Studenten und ihre gute Aufnahme hatten mir Muth gemacht; ich vertraute dem jungen Grafen Alles, er erhielt von seiner Mutter, was er wünschte, denn er hatte sich ohne mich tödtlich gelangweilt. Es wurde also beschlossen, daß ich an gewöhnlichen Tagen meinen Platz wie auf dem Lande an Fernands Seite einnehmen und das Recht haben sollte, an Tagen, wo aristokratische Gesellschaft eingeladen war, zu essen, wo es mir gefallen würde.

»Ich erzähle so genau, um Ihnen zu zeigen, wie mein schon verletzter Stolz auf eine Höhe getrieben wurde, die das Unglück meines ganzen Lebens machte. Was meinen Geist vollends erbitterte, was endlich Meinen Gedanken ein reelles Ziel darbot und meinen unbestimmten Hoffnungen ein unbegrenztes Feld öffnete, das war meine Bekanntschaft mit diesen glühenden, ehrgeizigen und ungestümen jungen Leuten, die schon diesen Haß der durch Rang und Würde ausgezeichneten Personen, dieses tiefe und bittere Gefühl für Ungerechtigkeit des Geschicks oder Einrichtungen, die ohne hinreichende Gründe gewähren oder versagen, kurz, alle die stürmischen Leidenschaften, die lange unterdrückt, sich damals in heftigen Worten, später aber durch schreckliche Handlungen Luft machten, mir mittheilten.

»Zuweilen halte ich Anfälle von Melancholie, in denen ich Himmel und Erde verwünschte, und zuweilen hoffte *ich* noch! Schon verbreiteten finstere Gerüchte Unruhe in der glänzenden Gesellschaft des Adels und als sie begannen sich zu beunruhigen, begann ich zu hoffen. Ich kam aus dem Hütet eines Großen, wo ich immer mit Geringschätzung, zuweilen mit Harte behandelt wurde, dahin, wo ich den Grundsatz von Freiheit und Gleichheit, der in jedes Menschen Seele ruht, erklären und entwickeln horte. Ich brachte mein Leben an der Seite eines unwissenden Kindes zu, das nie über etwas nachgedacht hatte, nichts verstand, in jedem Alter Kind bleiben mußte. Diesem Kinde hatte man die Anwartschaft auf das Gouvernement einer Provinz

zugesichert, und ich, der ich meinen Geist durch Studium gebildet hatte, ich, der dachte und empfand, der kräftig hätte handeln können, ich erhielt vielleicht aus Gunst eine unbedeutende Stelle bei einer untergeordneten Behörde! Diese Gedanken kamen mir nicht so plötzlich und mit dem ersten Tage; sie drangen nach und nach und mit vielen andern ähnlichen in meinen für sie empfänglichen Geist ein. Sie erfüllten denselben besonders, als meine Bekanntschaft mit den Familien einiger der Studierenden das Feld meiner Beobachtungen erweitert hatte, und als ich einige Individuen kennen gelernt hatte, die in gleicher Lage mit mir waren. Es gab damals in fast allen Häusern der großen Herren junge Leute aus dem Bürgerstande, die die Erhebung der Kinder besorgten, oder die Geschäfte von Secretairen verrichteten. Dieser letzte Titel war mir beigelegt, als die Erziehung des jungen Grafen für beendet betrachtet wurde. Diese jungen Leute, die auf diese Weise sogar in die Palais der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses eingeführt waren, wurden gewöhnlich unter Denen des Bürgerstandes gewählt, deren Geist sich durch Bildung und Kenntnisse auszeichnet, während sie in Hinsicht des Vermögens zu kurz gekommen waren. Oft halten sie im Kampfe gegen die Armuth und Verachtung gefährliche Kräfte gewonnen, und ihr der Macht so naher Standpunkt lehrte sie bald die Vortheile kennen, die sie beneideten, die Grade, die sie bestritten und die Mittel, die sich ihnen darbieten würden, eine Gewalt anzutasten, der sie zu gleicher Zeit so nahe und so fern standen.

»Auch waren die glühendsten und geschicktesten unter Denen, die die Revolution ansingen, fast lauter Männer, die auf solche Weise in der untergeordneten Stellung wie ich, in den Häusern der Großen gewesen waren. Aber Viele haben auch diese Macht, die sie an sich gerissen hallen, theuer bezahlt, indem sie nur in ihre Hände übergang, um sie in denselben Abgrund hinunter zu ziehen, in den sie die früheren Besitzer derselben gestoßen hatten.

»Mehrere berühmte Familien öffneten aus Neugierde, aus Mode, zum Zeitvertreib ihre Salons auch ihren rauhesten Widersachern. Ich sah deren zu dem Marquis kommen, die sich zu den gefährlichsten Grundsätzen bekannten und deren Meinungen die Marquise auf das Aeufferste erschreckten und erzürnten. Scheinbar war nichts feiner und ehrfurchtsvoller, als das Betragen des Marquis gegen seine Gemahlin, nichts war sanfter und liebevoller als das der Marquise gegen ihren Gemahl; aber alle ihre Ansichten und ihr Geschmack waren vollständig entgegengesetzt, und es bestand unter ihnen ein kleiner heimlicher und fortgesetzter Krieg, den nur eine ganz genaue Bekanntschaft, oder eine mit großem Antheil geführte Beobachtung in seinem ganzen Umfange erkennen lassen konnte.

»Dem Hange zu den neuen Meinungen und Grundsätzen, dem der Marquis sich hingab, setzte die Marquise eine übertriebene Ergebenheit an das Gegentheil entgegen. Jedes Mal wenn der Marquis einen Schritt that oder ein Verhältniß in dem Sinne seiner Ansichten anknüpfte, that die Marquise dasselbe im entgegengesetzten Sinne. Je mehr der Eine seine Freundschaften unter Denen, die für Freiheit und Philosophie glühten, ausdehnte, je mehr beschränkte die Andere die ihrigen auf *die* Personen, welche ein übertriebener Rigorismus auszeichnete. Zuweilen standen sich sogar die beiden Parteien einander gegenüber, auf eine Weise, die die Marquise ergötzte, den Marquis ängstigte, mich lebhaft interessierte und den jungen Grafen von Herzen lachen machte, wie er denn in seinem ganzen Leben alle Dinge nur von der scherzhaften Seite nahm.

»So hatte die Marquise zuweilen einige Mitglieder der höchsten Geistlichkeit, bekannt durch die Strenge ihrer Meinungen und die Unduldsamkeit ihrer Grundsätze, zum Diner eingeladen. Dem Marquis machte es Vergnügen, ohne sie davon zu benachrichtigen, von seiner Seite Diderot, d'Alembert, Lalande u.s.w. einzuladen. Schon ihre bei der Ankunft genannten Namen

empörten die Gäste und Freunde der Marquise, und es bedurfte nichts Geringeren als des hohen Ranges und des Ansehens des Marquis, um denen, die sich auf diese Weise vereinigt sahen, die Verpflichtung, zu bleiben, aufzuerlegen. Dennoch habe ich oft gesehen, wie auf jeder Seite der beiden feindlichen Parteien mit Freude der Wunsch und die Hoffnung erwachte, durch die Gewalt und Kraft der Beweisgründe das feindliche Schlachtfeld zu zerstören. Anfangs waren es Scharmützel von Scherzen, die hin und wieder flogen; dann erhitzte der Kampf sich allmählig; bald mischte sich aber Bitterkeit hinein und man endigte wider Willen mit dem Angriff persönlicher Interessen, und auf diesem Punkte angelangt, wollte Keiner nachgeben, wenn auch die allgemeinen Angelegenheiten sie Anfangs alle vereinigt hatten.

»Ich wiederhole es nochmals, diese Streitigkeiten, wo die Vernunft und Gerechtigkeit die neuen Ansichten, denen die Beredsamkeit ihre Macht lieh, zu schmücken schienen, können allein die Richtung meines Geistes, und das Aufbrausen desselben, als die Revolution ausbrach, erklären.«

»Ach!« rief Yves, Simon unwillkürlich unterbrechend, »ich erkenne, ich verstehe diese Gedanken, diese Leiden, diese Unmöglichkeiten, sie bestehen noch jetzt! Aber für Andere, für mich zum Beispiel! Bin ich nicht, wie Sie damals, von Allem ausgeschlossen und in Alles eingeweiht, ohne Antheil zu haben? Mein Schneider ist Officier und beordert mich zur Schildwache; mein Buchhändler gibt in der Deputirtenkammer Gesetze, die ich befolgen muß; meinem Hofmeister ist soeben eine Pairie verliehen worden, und ich, ich bin nichts, ich kann nichts ausrichten, ich, der Enkel dieses Mannes, der in unserem Vaterlande Alles war und Alles konnte!«

Der Greis bedeckte langsam die Augen mit den Händen und sagte bitter:

»Ja, es ist wahr! Aber wenn der Herr Herzog nichts durch seine Titel ist, so kann er durch seine Talente etwas sein, und dahin strebten wir so glühend, Indessen würden dennoch weder die allgemeinen noch meine Privatinteressen mich je dahin gebracht haben, wohin mein verfluchtes Geschick mich forttrieb, wenn nicht ein lebhafteres Gefühl, eine Leidenschaft meines Alters, eine unglückliche Liebe ein Meer von Bitterkeit und Haß in meine Seele ausgegossen hätte.

»Der Marquis war nach langem Kränkeln gestorben, seinem Sohne ein unermeßliches Vermögen und seine Hofchargen hinterlassend. Der neue Marquis von Fontenoy-Mareuil lebte bei seiner Mutter und sollte sich nach Beendigung der Trauerzeit vortheilhaft verheirathen.

»Bald nachdem sie Witwe geworden war, nahm die Marquise die Tochter eines königlichen Rathes in dem Bezirke. . . der der Familie einst in einer wichtigen Prozeßsache große Dienste geleistet hatte, zu sich. Dieses junge Mädchen besaß einiges Vermögen und ihr Vater war durch seinen Dienst geadelt gewesen; es war eine viel zu hohe Parthie für mich, eine viel zu geringe für den jungen Marquis. Wir brachten die Trauerzeit in der Einsamkeit des Schlosses zu und verliebten uns alle Beide in Mademoiselle Lucie.

»Lucie war außerordentlich fröhlich, doch war ihre Lebhaftigkeit mehr sanft als lärmend, denn es war mehr Lebhaftigkeit des Geistes als der Person. Irre immer lebendige Einbildungskraft ließ sie die Gegenstände sehr malerisch auffassen und schildern, sie unterhielt ein beständiges Gefecht von Scherzen und Witzen, nicht um zu glänzen, sondern um sich zu vergnügen. Sie verbrauchte ihren Geist, wie die Verschwender das Geld, ohne etwas dabei zu denken.

»Sie war liebenswürdig und entweder durch Gleichheit oder durch Ungleichheit für Jeden anziehend.

»Nach einigen Monaten glaubte ich mich vorgezogen; ich kannte die Liebe des jungen

Marquis, er die meinige, obgleich wir einander keine Mittheilungen gemacht hatten. Er sollte sich bald verheirathen, und seine Liebe war nicht von der Art, daß sie seinen Planen hinderlich war, er konnte sie also nicht gestehen. Ich mußte die meinige verbergen; man hätte meine sehr aufrichtige Zuneigung für einen Anschlag des Eigennutzes halten können, obgleich sie um so stärker war, als ich sie bekämpfte und mir unaufhörlich Vorwürfe darüber machte.

»Auch war die Hoffnung, die zuweilen meine Seele belebte, von selbst entstanden oder vielleicht erweckt, ohne daß ich sie hervorgerufen hatte, durch die naive Sprache des Herzens, die Luciens Züge ohne ihr Wissen zuweilen zu mir redeten. Oft, wenn wir im Park lustwandelten, beeilte Lucie ihre Schritte, oder hielt sie an, um mit mir allein zu bleiben, und dann verscheuchte ihre lebhaft, muntre Unterhaltung alle meine trüben Gedanken. Ohne daß ich sie ihr jemals mitgetheilt halte, schien sie dieselben alle errathen zu haben, denn sie fand immer Mittel, mich zu trösten und zu heilen, wenn zuweilen ein, wenn auch nicht an mich gerichtetes Wort der Marquise mich kränkte und verletzte. Die Geringschätzung der Armuth in meiner Gegenwart gezeigt, die Verachtung untergeordneter Verhältnisse, der Haß der Grundsätze, zu dem ich mich innerlich bekannte, mochten noch so oft meine Traurigkeit erregen, Lucie wußte das Wort, welches mich tröstete. Oft sah sie selbst das Unangenehme voraus und leitete durch einen Scherz oder eine geschickte Wendung die Unterhaltung, die mir verwundend werden konnte, auf angenehmere Gegenstände. Kurz, ich empfand, seil sie da war, den Einfluß einer schützenden Hand, die die Stöße abwendete, oder die Wunden meiner Seele heilte und sich immer so geschickt zwischen den Kummer und mich stellte, daß ich ihn kaum mehr bemerkte.

»Wie hätte ich diesen schützenden Engel nicht lieben sollen? Mochte ihre Güte sie zu solchen Wohlthaten anregen, oder eine geheime Neigung zu mir sie leiten, ich war ihr gleich dankbar und glücklich, ich ein so einsames Wesen in der Welt! Die Gewohnheiten und Sitten meiner Lebensart trennten mich fast ganz von meinen Angehörigen, und als ich sie wieder sah, war mein Herz befriedigt, mein Geist aber unzufrieden. Ich hätte bei ihnen nicht leben können, wenn auch nicht die Verhältnisse mir einen andern Standpunkt angewiesen hätten, und ich empfand das gewöhnliche Unbehagen Derer, die das Geschick zu rasch verpflanzt hat; ich paßte nicht mehr zu den Meinigen, und die, mit denen ich lebte, kümmerten sich nicht um mich. Nur in den ungestümen jungen Leuten, denen die Gesellschaft noch keinen Platz angewiesen halte und die nach dem höchsten strebten, hatte ich meines Gleichen gefunden. Das Schloß lag fünf Meilen von der Stadt M ****; auch dort hatten sich jene lärmenden Vereine gebildet, in denen alle öffentlichen Angelegenheiten berathen wurden. Arnouville angelangt, hatte ich gleich mit den Vorstehern dieser Vereine Verbindungen angeknüpft; die allgemeinen Interessen bilden eine Art Verbrüderung, die Verhältnisse stiftet, ehe man noch die Absicht hatte, sich in dieselben einzulassen.

»Zwei oder drei Mal nach unserer Rückkehr nach Arnouville war ich mit Theilnahme und großem Eifer nach der Stadt gegangen; aber als die zarte Neigung in meinem Herzen alle Empfindungen des Hasses und der Unzufriedenheit in demselben auslöschte, ging ich nicht mehr hin. Lucie's Bild, der Gedanke an sie, verdrängte alles Andere in meiner Seele; die Welt schien mir auf das Schloß beschränkt, wo sie wohnte, und ihre sanften und reizenden Vorstellungen schienen mir alle zum Glücke nöthigen Gedanken einzuschließen!

»Ich glaubte, daß der junge Graf seiner Laune hinsichtlich Lucie's entsagt habe, denn für mehr als Laune hatte ich die Art Neigung, die ihn zu ihr zog, nie gehalten. Ueberdies war er für tiefe, starke Bewegungen nicht empfänglich und ich konnte glauben, daß der erste Eindruck schnell

erloschen sei.

»Dennoch war diese Süßigkeit, dieser Reiz, der sich über mein Leben ergoß, nicht ohne Unruhe. Oft dachte ich über die Unsicherheit der Zukunft nach; ich überlegte, ob es mir nicht gelingen möchte, mir einen Wirkungskreis zu schaffen, der mir eine ehrenvolle Unabhängigkeit und die Hand der Geliebten sicherte. Oft diesem neuen Plane ganz hingegeben, vergaß ich Alles um mich her. So blieb ich eines Abends, als Lucie den Salon verließ, in demselben zurück, wo mehrere Personen waren, deren Unterhaltung mir gleichgültig wurde, sobald sie nicht mehr zugegen war, und ich setzte mich träumend in die Vertiefung eines großen Fensters im Erdgeschoß, welches nach dem Parke ging. Durch dieses Fenster kam mit der süßen reinen Luft eines Sommerabends der köstliche Duft des Jasmins, der die Mauer schmückte und das Fenster umgab. Da hatte ich ohne Zweifel lange geträumt, von dem Himmel, der für Alle gleich ist, von der Natur die ihre Gaben Keinem versagt, von der Gesellschaft, die weder den Himmel, noch die Erde nachahmt. Die Nacht war angebrochen, es war kein Gegenstand mehr zu erkennen; ich hörte ein lautes Geräusch neben mir, eine kleine Hand berührte meinen Arm und die süßeste aller Stimmen sagte zu mir: »Sie irren sich, das Glück ist Allen beschieden!« Es war Lucie.

»— Gewiß,« sagte ich ihr, »wenn Sie wollen!«

»— Muth denn . . . und keine Traurigkeit mehr!« sagte sie: »der Ruhm einer Frau ist die Freude dessen, den sie liebt.«

»Was ich empfand, zu beschreiben, ist unmöglich, aber meine Bewegung war so lebhaft, daß ich noch jetzt nicht mit Ruhe an dieselbe zurück denken kann; das Leben hat mir so wenig solche Augenblicke gegeben, in denen das Herz das ganze Glück, dessen es fähig ist, genießt. Außer diesem unbeschreiblichen Augenblicke, und dem, wo die Seele des kleinen Fernand Freundschaft für mich zu empfinden schien, hatte mein trauriges Dasein keine ähnlichen. O! Lucie, wie sehr liebte ich Dich! . . .

»Als meine Bewegung mir erlaubte, zu antworten, war sie schon nicht mehr da; sie hatte sich den andern Personen, die im Salon waren, angeschlossen, ich folgte ihr. Man brachte Licht; für mich war Alles verändert. Ich sah nicht mehr die Geringschätzung der Marquise; ich wunderte mich, ohne mich darüber zu betrüben und ohne den geringsten Verdruß darüber zu empfinden, daß der junge Marquis mit sehr übler Laune von einer Promenade zurückkehrte und dieselbe an mir ausließ, was Alle überraschte, indem sein sorgloser, fröhlicher Charakter nie solche sonderbare Heftigkeiten zeigte. Aber mich konnte an diesem Abende nichts traurig machen; das Überschwängliche Glück, das ich empfand, tröstete mich über Alles!

»Man trennte sich spät . . . aber ich freute mich, als ich endlich allein in meinem Zimmer war, wo ich mir in meiner tollen Freude ganz laut die Worte wiederholte, die Lucie ausgesprochen hatte. Plötzlich wurde ich zu der Marquise gerufen, die mich sogleich zu sprechen verlangte.

»Sie entschuldigte sich mit der Wichtigkeit des Dienstes,, um den sie mich bitten wollte, daß sie mich zu dieser Stunde noch störe; aber die Angelegenheit, um die es sich handle und die mir schon bekannt sei, leide durchaus keinen Aufschub. Ich müsse mit Anbruch des Tages nach Paris abreisen, ein Prozeß über eine unermeßliche Besetzung im südlichen Frankreich werde den folgenden Tag vor dem Parlament von Paris entschieden. Die Marquise hatte ein entscheidendes Dokument gefunden, welches sie Niemand als mir anvertrauen konnte, und die mündlichen Anweisungen, mit denen sie mich beauftragte, machten meine Reise unumgänglich nothwendig. Vor Ende einer Woche hoffte ich zurückkehren zu können; ich reiste ab, ohne Lucie noch einmal gesehen zu haben.

»Auf einander folgende Briefe der Marquise hielten mich noch länger als einen Monat nach dem Gewinn ihres Prozesses in Paris zurück. Endlich kehrte ich nach Arnouville zurück. . . Lucie war leidend, sie kam nur auf wenige Augenblicke in den Salon; ich konnte niemals Gelegenheit finden, mit ihr allein zu reden und bemerkte bald, daß sie mich sorgfältig vermied. Nach einigen Tagen wurde es mir klar, daß ihre Gesinnungen gegen mich sich geändert hatten.

»Der Unruhe folgten Kummer und Verzweiflung; ich beschloß einen Schritt bei der Marquise zu thun. Seit dem Gewinn ihres Prozesses behandelte sie mich bewunderungswürdig gut; ich wagte, ihr meine Liebe zu Lucien zu gestehen; aber wie sehr mußte ich dieses unvernünftige Vertrauen bereuen, denn mit Stolz stieß sie den Antrag einer solchen Heirath für ihre Schutzbefohlene zurück, und ich bezweifelte nicht mehr, daß ihr Rath, ihr Befehl vielleicht die Gesinnungen Lucie's geändert, oder sie gezwungen halten, sie zu verbergen

»Ich sank in meine frühere Melancholie zurück, die ein Strahl von Glück auf einen Augenblick zerstreut hatte.

»Ich suchte eine Erklärung, ich schrieb, aber Lucie antwortete nicht und schien weder meinen Brief erhalten zu haben, noch meinen Kummer zu bemerken. Ich konnte nichts begreifen, als daß ich unglücklich war. Und als der Prozeß der Marquise von Neuem aufgenommen und vor das Parlament von Toulouse gebracht war und folglich neue Berücksichtigung bedürfend, mich zu einer neuen Reise veranlaßte, beschloß ich nochmals eine Erklärung zu suchen und dann für immer abzureisen.

»Lucie kannte den Reiseplan, ich hatte absichtlich in ihrer Gegenwart davon gesprochen; endlich sah ich, daß auch sie Gelegenheit suchte, mit mir zu reden und erst da fiel es mir auf, daß der junge Marquis sowohl als seine Mutter Lucien nicht eine Minute aus den Augen und sie überhaupt nie allein ließen.

»Eines Tages indessen, wo Lucie im Salon, von acht bis neun Menschen umgeben, Tapiserie arbeitete und einen Arbeitskorb neben sich stehen hatte, gelang es ihr, von allen Anwesenden unbemerkt, mich auf eine in dem Arbeitskörbchen befindliche Schreibtafel aufmerksam zu machen, worauf sie, aufstehend, den Marquis mit sich in ein Fenster zog, um ihm irgend etwas im Garten zu zeigen. Ich näherte mich dem Arbeitskorbe und bemächtigte mich unbemerkt der Schreibtafel.

»Sie enthielt folgende Antwort:

«— Es ist Alles verändert; aber Sie müssen abreisen . . . später . . . finden wir uns wieder! . . .»

»So war ich denn wieder in Begriff, mich von ihr zu trennen, die ich liebte . . . und meine Abwesenheit verlängerte sich gegen meine Wünsche. In Toulouse erfuhr ich, daß der Marquis sich vermählt habe und mit seiner Mutter nach Paris zurückgekehrt sei, folglich war Lucie auch in Paris; ich brannte vor Verlangen, auch dort zu sein. Von allen Seiten brach die Revolution aus; aber die Hoffnungen, die sie erweckte, waren für mich jetzt einer süßeren Hoffnung untergeordnet.

»Endlich rief die Marquise selbst mich zurück; ich kam an; sie empfing mich mit Anschein von Freundschaft, der mir an ihr ganz fremd war, sprach zuerst mit mir von Lucien, von meinen früheren Wünschen, von meinen ihr geleisteten Diensten, die ihren früheren Widerstand besiegt hätten, kurz, sie gewährte mir Lucie's Hand, ja, bot sie mir sogar an. . . Ich glaubte zu träumen bei so viel Güte, bei der Gewährung solchen Glückes, und war trunken vor Freude! . . . Lucie war bei der Marquise geblieben; ich wollte sie sogleich sehen, . . . Sie befand sich nicht wohl, sagte man mir; ich bestand so sehr darauf, zu ihr zu gehen und ihr zu danken, daß endlich die

Marquise selbst mich in Lucie's Zimmer führte. Sobald sie mich sah, wurde sie verlegen und bei den Worten der Marquise verlor sie das Bewußtsein.

Als sie sich erholt hatte, verlangte Lucie, mit mir allein zu bleiben. Die Marquise entfernte sich mit einer Unruhe, die sie nicht verbarg und die nur zu sehr gerechtfertigt wurde.

»Was soll ich Ihnen sagen? Wir blieben zwei Stunden allein; ich kann und will Ihnen die Klagen eines armen, unverständigen, gefallenen jungen Mädchens nicht wiederholen, deren Herz aber noch Adel genug hatte, um den Gedanken an Betrug nicht ertragen zu können und die ein Mittel, ihre Ehre auf Kosten der Wahrheit zu retten, mit Schaudern zurückgestoßen hatte.

»Im Anfange waren der Marquise weder die Liebe noch die Pläne ihres Sohnes bekannt. Bloß die Sorge für Lucie's Vortheil hatte sie bewogen, mich zu entfernen und mich in den Augen meiner Geliebten zu verkleinern; auch stellte sie ihr vor, daß eine Heirath mit mir weit unter den Ansprüchen sei, die Lucie billig machen könne. Lucie war unbesonnen, leicht, ein wenig ehrgeizig; sie wußte nicht, daß der Marquis verliebt war; sie sah in der Bemühung, mich zu entfernen und in den Worten der Marquise, den Plan einer reichen Heirath für sie; und ihre Gedanken waren auf ihren Sohn gefallen, den sie von dem Herzen der Mutter für sich bestimmt glaubte . . . Acht Monate waren sie auf dem Lande allein gewesen . . .

»Der junge Marquis war ganz gemacht, um zu gefallen; niemals hatte Leidenschaft ihn verhindert, alle seine Vortheile zu zeigen und dennoch war sein Wunsch, hier das Ziel zu erreichen, so groß, daß er Alles aufbot, was für ihn sprach. Meine weiche Melancholie halte zu Lucie's Herzen gesprochen, aber ihre Lebhaftigkeit unterwarf sie, wie immer, den Eingebungen des Augenblicks. Und wie viele junge Mädchen widerstehen wohl den tausend berechneten Mitteln, die ein junger Mann, den ein einziger Wunsch beherrscht, anwendet, um seinen Zweck zu erreichen? Die Tugendhafteste hat weniger Widerstand als jede Andere.

»In der Einsamkeit des Landlebens, in der Zeit der Trauer und schon der politischen Unruhen, erfuhr Lucie nichts von der Vermählung, die in Paris statt finden sollte. In der Zeit, als der Marquis nach Paris reiste, um die Heirath zu vollziehen, war sie gerade einen Monat bei einer Freundin zum Besuch, und als sie wieder zu der Marquise zurück kam, war die Heirath geschlossen. . . Da erst . . . durch ihre Thränen, ihre Verzweiflung und ihre Vorwürfe, erfuhr die Mutter das Vergehen ihres Sohnes, die Verwirrung und den Irrtum des jungen Mädchens und das unglückliche Schicksal, das sie, ohne es zu wollen, ihrer Schutzbefohlenen bereitet hatte.

»Da fiel der Marquise mein Antrag wieder ein und sie wollte denselben, um Lucie's Ehre zu retten und ihres Sohnes Fehler zu verstecken, benutzen. Ihre Bitten, ihre Befehle, die Furcht vor der Schande, die Gewalt, die das Alter und die Stellung der Marquise über Lucien ausübten, hatten von dieser eine schweigende Erlaubniß, sie handeln zu lassen, erlangt; aber indem sie mich liebend, vertrauend und beglückt wiedersah, kehrte alle edle Zartheit von Lucie's Seele zurück. Lucie war noch das gute edle Wesen, das der Himmel für zarte Empfindungen und ein Leben voll Glück und Rechtschaffenheit geschaffen hatte. Sie schlug meine Hand aus, gestand mir Alles und das einzige Glück, das meine Hoffnungen sich geträumt hatten, entschwand mir auf immer, und auf immer war die, welche ich liebte, dem Unglücke und der Verzweiflung geweiht! Die reine Jungfrau, der Gegenstand meiner frommen Verehrung, meiner Träume von Liebe, zu der, wie zu dem höchsten Glücke ich kaum meine Augen aufzuheben gewagt hatte, die ich wie einen köstlichen Schatz betrachtet haben würde, der alle, auch die kühnsten Wünsche meines Lebens überstiege und meine schmerzlichen Regungen, meine bitteren Prüfungen in süße Genüsse und entzückende Freuden verwandeln würde . . . sie, die mir Alles hatte sein sollen . . .

er hatte sie geopfert . . . für einen Tag der Lust; ich sah sie wieder, mit gebrochenem Herzen, ohne Trost für die Zukunft und selbst in den Erinnerungen, die mir so theuer waren, nur noch vermehrte Schmerzen und Kummer um diese tugendhafte, wahre Liebe, die uns beiden so viel Glück gegeben haben würde, findend!

»Lucie erlag ihrem Schmerze, ihrer Neue bald; sie welkte langsam hin und starb, nachdem sie noch drei Monate gelitten hatte.

»Was in meiner Seele vorging, kann ich nicht beschreiben . . . Alle jene heftigen Leidenschaften, die meine Liebe besänftigt hatte, erwachten mit verstärkter Gewalt; aller erstickte Zorn brach von Neuem aus. Die unzerstörbare Gleichgültigkeit jener Großen, die Euch zerschmettern, ohne Sorge und ohne Mitleid, und sich nicht kümmern über die Schmerzen und den Haß, die sie hervorrufen, reizte die stürmischen Gefühle in meiner Brust, die nur durch die hoffende Liebe eingewiegt waren, so mächtig wieder auf, daß ich wie ein Wahnsinniger aus dem Hotel stürzte; ein glühendes, schreckliches Fieber, welches nur Blut löschen konnte, tobte in meinen Adern, ich forderte den Marquis; er antwortete mir lachend, wie man über thörichte Ansprüche eines Kindes lacht. Ich war ihm nicht ebenbürtig.

»Als ich, außer mir, mich selbst, nicht kennend, seine Wohnung verließ, fand ich die Straße in Aufruhr, Geschrei und Gedränge umgab mich. Ein Haufen Rasender, wie ich selbst einer war, riß mich mit fort; ich folgte mechanisch, verwirrt und planlos. Ich kann mich nicht mehr besinnen, wie ich auf die Tribune gekommen bin, wo ich eine wüthende, leidenschaftliche Rede hielt, welche die Umstehenden entzückte, die mich augenblicklich zu einem der Repräsentanten dieses Volkes ernannten, dessen Rechte ich so eben vertreten und vertheidigt hatte. Aber in dem Wahnsinne, der sich meiner bemächtigt und mich, meiner selbst unbewußt, hierher geführt hatte, entschlüpfte der Name, der meine Gedanken erfüllte, meinen Zorn reizte, meine Seele erbitterte, mir mehrmals. . . Ja, möge der Himmel es meinem Wahnsinne zurechnen, es war nicht die geheiligte Sache meiner Partei, die ich vertheidigte, es war die meinige, die ich rächte! . . . O heilige Freiheit! ich mißbrauchte deinen Namen, um ein Verbrechen zu begehen; selbst gegen Dich sündigte ich, und dieses Vergehen werden Gott und Menschen nie verzeihen!

»Noch an demselben Abende wurde der Marquis von Fontenoy-Mareuil verhaftet und bald darauf vor das Revolutions-Tribunal gestellt.

»In der folgenden Woche irrte ich, immer noch von diesem glühenden Rachefieber umhergetrieben, meiner Vernunft beraubt, in den Straßen umher, wo eine wahnsinnige Volksmasse mich umtobte . . . wir liefen verwirrt nach einem Ziele, das uns Alle anzog . . . nach einem schrecklichen, abscheulichen Ziele! . . . Plötzlich nannte eine Stimme, die ich noch zu hören glaube, zweimal meinen Namen . . . und die Augen aufrichtend sah ich den gräßlichen Wagen, der die Schlachtopfer fuhr, in deren Mitte der Marquis von Fontenoy-Mareuil aufrecht stehend und ruhig lächelnd, zum dritten Male meinen Namen nannte, indem er hinzufügte: Nun! Du scheinst erschrockener zu sein, als ich! Sieh, wie ein Edelmann zu sterben weiß . . . Und dann sagte er mit derselben sorglosen Heiterkeit zu dem Volke: Meine Herren! mein junger Hofmeister Randal hat sich, wie Sie sehen, bemüht, meine Erziehung zu vollenden! . . .

»Ich hörte, ich sah nichts mehr; und immer meiner selbst unbewußt von dieser Volksmenge fortgerissen, die in tollem Jubel die Verurtheilten mit Koth bewarf, erinnere ich mich nur einer entsetzlichen, abscheulichen Erscheinung, die mich nie mehr verließ! . . . Ich sah . . . ja . . . Ach! ich habe es gesehen . . .ich sehe es noch . . . das blutende Haupt des jungen Mannes, den ich als Kind geliebt, seine Spiele getheilt, der mich geliebkost, . . . mich Freund, Bruder genannt, er, das

reiche verzogene Kind, mich, den armen Bauernknaben! . . . All sein Unrecht war vergessen; die blutige Erscheinung hatte mit einem Male das glühende Fieber, den Rachedurst meiner Seele gelöscht und dafür eine eisige Kälte in meine Adern gegossen, an der ich mitten in einem Meere von Blut erstarrte.

»Was nun aus mir wurde, ich weiß es nicht . . . meine Sinne schwanden . . . Ich hatte nur Einen Gedanken! . . . einen Gedanken, der tausendmal quälender als zuvor mein Rachedurst war.

»Wenn der Tod uns Jemand entreißt, an den Liebe oder Gewohnheit uns festhalten, erscheint der, den wir beweinen, uns plötzlich mitten in den schmerzlichen Erinnerungen. Sein Bild scheint auf den leichten Wolken unserer Träume zu schweben und zeichnet sich unserer Phantasie immer richtiger und bestimmter! Wir glauben ihn selbst zu sehen, zu hören! . . . Aber dieser gewaltsame Tod in blühender Jugend, dieser schauerhafte Tod auf dem Schaffot, den ich, ich! veranlaßt hatte, mußte mir noch schärfer und plötzlicher das Jünglingsgesicht vor Augen stellen, das Alles in mir hervorrief, was mich auf ewig quälen konnte, unsere gemeinschaftlichen Spiele und Studien, unsere kleinen freundschaftlichen Streitigkeiten, die er gewöhnlich zuerst endigte, er, das fröhliche, zur Freude geborene, dem Glücke vertrauende, weder am Schicksal noch an den Menschen zweifelnde Kind; er, der für das vorige Jahrhundert geschaffen, das seinige nicht verstand, der alle Reize, alle Anmuth und alle Verkehrtheit des vorigen hatte . . . der von dem jetzigen nur die Leiden kennen lernte!

»Seit dieser Epoche ist mein ganzes Leben nur Ein Gedanke, nur Eine Erinnerung; oft gab ich mich ihr ohne Widerstand hin, oft suchte ich sie zu zerstreuen. Ich vervielfältigte meine Geschäfte, meine Arbeiten; sie gelangen fast immer; das Glück war mir günstig. Aber was galt mir das Gold? welche Freude konnte es mir gewähren? ich suchte Unglück zu lindern, Thränen zu trocknen . . . die drohende, blutige Erscheinung verbannte ich nicht! Es war mir nicht einmal gegönnt, meiner armen Familie zu helfen! . . . sie schlug meine Gaben aus! . . . Meine Brüder, Bauern auf den Gütern des Marquis, lebten glücklich in dieser bescheidenen Lage; sie verloren zugleich mit einem guten sanften Herrn die Pachtungen, die sie von ihm hatten. Alle Besitzungen der Familie von Fontenoy-Mareuil wurden eingezogen und zum Vortheil der Nation verkauft und andere Pächter angestellt. . . Ich mußte zu tausend heimlichen Mitteln meine Zuflucht nehmen, um das Elend meiner Verwandten zu lindern; denn sie hatten erfahren, daß ich der Ankläger des Marquis gewesen war, und Niemand wollte von dem, den sie Alle haßten und verachteten, etwas annehmen.

»Was soll ich noch weiter sagen? Meine Mutter allein erlaubte mir, sie heimlich zu sehen; aber sie weinte, die arme Frau, über das Verbrechen ihres einen Sohnes und den Tod des andern; denn er war auch ihr Kind, sie hatte ihn mit ihrer Milch genährt, ihn auf ihren Armen getragen! . . . Sie litt um ihn, sie litt um mich; . . . und diese Zusammenkunft war zu peinlich für mich, als daß ich sie hätte wiederholen mögen. Es blieb mir also kein froher Gedanke für diese Welt; keine Freundschaft, keine Liebe; ich hatte Alles verloren! . . . Alle gaben mich auf . . . sogar meine Mutter! Umsonst wollte ich mir einige Menschen durch Wohlthaten gewinnen, umsonst durch Liebe Jemand an mich fesseln . . . die Einen waren undankbar; die Anderen nahm mir der Himmel! . . . ihre Mutter . . . Elénore's Mutter, ein armes, junges, sanftes Mädchen, die ich mit meinem Geschick vereinte, starb, nachdem wir ein Jahr verheirathet gewesen waren, indem sie diesem Kinde das Leben gab, von dem ich immer mein finsternes Geschick abzuwenden bemüht war. Indem ich ihr meinen Namen nahm, glaubte ich ihr auch den Antheil an meinem Unglück zu nehmen. . . Aber der Himmel ist unerbittlich!

»Nun brauche ich Ihnen, mein Herr, nicht mehr zu sagen, wie Ihr in meiner Gegenwart ausgesprochener Name und Ihr erster Anblick eine so heftige Bewegung in mir hervorbringen konnte. Es war mir bekannt, daß die einzige Tochter des Marquis den Herzog von Mauléon geheirathet hatte; schon hatten meine Bemühungen und geleisteten Dienste mich in Beziehung zu Frau von Savigny, einer Dame, die die Marquise von Fontenoy-Mareuil kannte, gesetzt; durch sie hoffte ich Alles zu erfahren, was die Nachkommen dessen betraf, den zu beweinen ich nie aufhören werde; ein unwillkürlicher Instinct ließ mich Ihnen auf allen Schritten folgen, und als ich Sie wiedergefunden hatte, als ich auf Ihrem Gesichte einige Züge des mir immer gegenwärtigen Bildes fand, . . . da schien es mir, als sei mir die unverlässliche Pflicht auferlegt, über Sie zu wachen; als werde Alles, was ich für Sie thäte, meine Seele erquicken und mir vom Himmel angerechnet werden! . . . Aber ist es die Rache dieses Himmels, die ich nicht habe erweichen können? oder wirkt der Schwindel, der mich damals fortriß, noch auf mich, um diese Unruhe und Unordnung in alle meine Handlungen zu bringen? Alle ziehen nur Unglück nach sich, und wenn ich sehe, wem die Welt oft ihre Achtung, der Himmel seine Gunst verschwenderisch gewährt, so muß ich mich für das Opfer eines schrecklichen Verhängnisses ansehen und den Kampf gegen ein verfluchtes Geschick aufgeben,

»Lange habe ich Gutes gethan, ohne den Muth zu verlieren, ich habe allen Uebeln abzuhelfen gesucht, die ich kannte. Außer einem, meiner Tochter gesicherten mäßigen Vermögen habe ich alle meine Reichthümer den Armen geweiht und habe wie sie gelebt. Alles, was dieser Pracht geglichen hätte, die ich einst so sehr beneidete, alle Macht, die ich einst so glühend ersehnte, würde mich schauern gemacht haben; weil ich es als den Preis des Verbrechens, das ich verabscheute, angesehen haben würde. Mein Leben hat nur aus Entsagung, Leiden und Gebet bestanden! Wenn dies noch nicht genug ist, mein Herr! nehmen Sie dieses Leben, rächen Sie Ihre Familie, Ihren Namen! . . . nehmen Sie die wenigen unglücklichen Tage, die ich noch zu leben habe! .., Aber lassen Sie das Leben meiner Tochter nicht wie das meinige der Reue und der Schande verfallen sein!«

Und der zitternde Greis sank zu Yves von Mauléons Füßen und flehte zu ihm mehr noch durch Thronen als durch Worte.

Yves war verwirrt, unsicher, gerührt; er hatte diesen tiefen Schmerz, diese bittere, nagende Reue nicht ohne Mitleid sehen können . . . Er nahm die weinende Elénore, legte sie in die Arme ihres Vaters, und versuchte einige der Gedanken und Gefühle, die in seinem Herzen wogten, auszusprechen; aber seine Stimme konnte kaum einige Worte hervorbringen und fast unverständlich und stockend sagte er:

»Ihre Tochter. . . wird Sie trösten . . . sie ist sanft, gut und tugendhaft . . . möge sie für Sie immer dieselbe bleiben! . . . ich weiß nicht . . . ich kann nicht wissen, welche Pflicht der Himmel mir auferlegt . . . was mein Vater . . . aber . . . Ich glaube . . . und ich beschwöre beide, meine Handlungsweise zu billigen . . . ja es ist mir, als wären sie es, die sie mir eingeben . . . Ja ich glaube, daß, nachdem ihre Strenge ausgeübt ist . . . sie mich jetzt zum Vollstrecker der Nachsicht ausersehen haben! O mein Vater! o mein Gott! erhöret mein Gebet! lasset seine letzten Tage ruhig und ungetrübt sein! Er hat so viel gelitten! Vergönne mir, mein Vater, ihm in Deinem Namen zu vergeben!« Seine Hand drückte die des Greises, und er entfernte sich.

Fünftes Kapitel.

Madame Rémond.

»Wäre Gabriele hier, würde es bald gemacht sein, denn sie ist geschickt wie eine Fee,« sagte die Marquise von Fontenoy-Mareuil, indem sie eine seidene Briefftasche reparierte, an der etwas losgegangen war und indem sie eine unzählige Menge kleiner, aber niedlicher und zum Theil sogar prachtvoller Putz- und Nippessachen ordnete, als Lichtschirme, Kästchen von verschiedenen Formen, Fächer, Börsen, Zeichnungen, Gemälde, Petschafte, gestickte Nadelkissen, Schreibzeuge u.s.w., welches Alles auf einem von reizenden jungen Frauen umringten großen Tische lag. Einige derselben vollendeten noch reizend kleine Arbeiten, die sie gebracht hatten. Eine neigte sich über den Tisch, um das günstigste Licht für ein Aquarell-Gemälde von ihren zarten Händen auszuwählen, dessen leichte Schattierung und zarte Umrisse ein hohes Talent anzeigten. Künstliche Hilfsquellen, um die müßigen Stunden auszufüllen, angenehme, süße Beschäftigungen, die die Künste dem Wohlstande bieten, um die Langeweile zu zerstreuen und die oft sogar das Unglück ertragen helfen.

Jeder brachte seinen Tribut zu der Lotterie, die Frau von Fontenoy-Mareuil für die Armen veranstaltet hatte. Die Neugierde bei der Ankunft jedes neuen Gegenstandes; die Theilnahme, die seine Bestimmung erregte; zuweilen der geheime Wunsch, es in eine werthere Hand gelangen zu sehen, ein Wunsch, dessen Erfüllung der Zufall versagte, oder gewährte; die Reden über die Geschicklichkeit in der Auswahl der dargebotenen Gewinne; die Scherze, zu denen die verschiedenen Gewinne Veranlassung gaben, waren für diesen Abend an die Stelle der gewöhnlichen Einförmigkeit der Reunion getreten. Statt einen steifen Zirkel im Salon zu bilden und einander schweigend zu beobachten, mischten die Frauen, erfreut, sich einmal in ihrer ganzen Lebendigkeit zeigen zu können, sich in die Gruppen der jungen Leute, welche die ausgestellten Gegenstände betrachteten. Die fröhlichen, muntern Neckereien der Jugend; die ironischen Bemerkungen der Erfahreneren; dieses liebenswürdige Nichts, das die Unterhaltung belebt und das in den zahlreichen und steifen Asscmléen der jetzigen Zeit unterdrückt wird, entschlüpfte unwillkürlich diesen gewöhnlich geschlossenen schönen Lippen; denn um Loose anzubieten, um das Mitleid für die Armen in Anspruch zu nehmen, um auf verschiedene Arbeiten aufmerksam zu machen, sie laut zu loben und ganz leise zu tadeln, mußte man reden; und einige der Frauen waren geistreich, fein, liebenswürdig und fröhlich bei Ausübung einer wohlthätigen Handlung, die auf eine zugleich so angenehme Weise sich nicht oft darbietet.

Heinrich von Marcenay war der Frau von Savigny zur Seite. Ein sympathischer Zug von Bosheit und Bitterkeit hatte sie seit einiger Zeit zu Freunden gemacht. Herr von Marcenay hatte, da er seine Stellung in der Gesellschaft nur seiner Gewandtheit verdankte, besonders von Seiten seiner Eitelkeit viel zu leiden gehabt, ehe es ihm gelungen war, seinen Platz gesichert zu sehen. Aber einmal zugelassen, hatte er sich mit Hilfe des sacyrischen Geistes, der seine Unterhaltung, wie seine Schriften charakterisirte, eine Art von Ueberlegenheit angemaßt, der Frau von Savigny ihre alte Abneigung geopfert hatte. Die Unsicherheit, die ihre unglückliche Liebe zu Yves ihrem Betragen gegeben hatte, die Lächerlichkeit, die unerwiderte Liebe einer Frau in der Gesellschaft zuzieht, die üble Laune, die sie boshaft gegen Andere und unvorsichtig für sich selbst gemacht

hatte, überlieferten sie zu sehr der Bösartigkeit, als daß sie nicht hätte Lust bekommen sollen, denjenigen, der sich zum gefürchtetsten Organe derselben erhoben hatte, zu fesseln. Herr von Marcenay seinerseits war der Meinung, daß die Freundschaft einer Frau, die durch Geburt, Vermögen, Verhältnisse und Charakter einen bedeutenden Platz in der Gesellschaft einnahm, ihm nützlich, ihr Haß ihm schädlich sein könnte. So wurden sie Freunde, aus Furcht, aus Haß, wegen Allem was sie von Andern schied und dieselben verhinderte, sie zu leiten. In der Politik, in Geschäften, wie in geselligen Kreisen, gibt es mehrere Verbindungen, die auf solche Weise geschlossen werden und durch sich selbst diejenigen, die sie geschlossen haben, quälen.

Frau von Fontenoy-Mareuil, immer noch mit ihrer Betrübniß über Gabriele's Abwesenheit beschäftigt, nannte eben ihren Namen, als Yves eintrat. Er hatte sich nur Zeit genommen, flüchtig Toilette zu machen und zu seiner Großmutter zu eilen, so sehr sehnte er sich, die wieder zu sehen, die seinen Gedanken vorschwebte. Es schien ihm, als habe dieser Tag, weil er seine Gedanken geändert hatte, auch in ihrem Verhältniß eine Veränderung bewirkt, und obgleich sein Brief an Gabriele eine Entsagung auf seine Rechte aussprach, glaubte er dieselben durch sein Verhalten, durch seine Pläne und durch seine Liebe zu Gabriele, die er empfand, ohne sie sich selbst zu gestehen, gerade heute auf's Neue gewonnen zu haben.

Er sah wohl, als er eintrat, reizende junge Damen, deren Lächeln die Aufmerksamkeit herausforderte; anmuthige Gestalten, elegante Toiletten . . . Alles war heiterer, natürlicher, lebendiger als gewöhnlich; es war eine fröhliche geputzte Versammlung in dem Salon seiner Großmutter, wo er Gabrielen allein bei ihr zu finden gewohnt war . . . und doch schien ihm dieser angefüllte, erleuchtete Salon plötzlich leer und finster . . . sie war nicht darin!

Die Marquise bemerkte das unruhige, getäuschte Ansehen ihres Enkels. Wußte er denn nicht, daß er Gabrielen nicht finden würde.

»Yves,« sagte sie, ihn allein nehmend, während die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Ziehung der Lotterie gerichtet war, »ist es nicht wirklich betrübend, daß diese Soiree, auf die ich mich gefreut hatte, weil sie die Honneurs machen sollte, durch ihre Abwesenheit verbittert werden muß? Das liebe Kind! Sieh, um ihretwillen hatte ich diese erlesene Gesellschaft eingeladen! Alles, was die Verhältnisse nur Verschiedenes gewähren: Fremde aus allen Ländern, Mitglieder aller politischen Parteien, Literaten aus allen Fächern! . . .«

Yves sah, der Bewegung seiner Großmutter folgend, sich im ganzen Salon um, aber er sah nichts, was seine Aufmerksamkeit fesseln konnte. Um die Freuden geistiger Mittheilung zu genießen, um die Verdienste Anderer zu würdigen, um sich der Künste, der Wissenschaften zu freuen, an den Zeitereignissen Theil zu nehmen, muß das Herz ruhig sein, muß kein Kummer, keine Leidenschaft die Seele beherrschen, oder beunruhigen; und vielleicht sind die vielen ehrgeizigen Vorurtheile unserer Zeit schuld, daß man so oft eine Stimmung mit in die Gesellschaft bringt, die zu zerstreut ist, um das Verdienst zu entdecken und zu schätzen, und daher entsteht die Langeweile, die man in der Gesellschaft verbreitet und empfindet.

Die Marquise hatte mehrere ausgezeichnete Fremde vereinigt, um dieselben, wie sie sagte, an diesem Abend, in ihrem Salon die Reise durch Europa machen zu lassen.

»Bietet Paris,« wiederholte sie oft, »nicht denen, die eben so neugierig als träge sind, eine bewunderungswürdige Art zu reisen dar? Was sucht man eigentlich in der Fremde? Nicht das Klima eines Landes, von dem ein Reisender alle Unannehmlichkeiten erduldet, ohne seine Vortheile zu genießen; er glüht unter Italiens Sonne und erstarrt in dem Eise Russlands, da ihm die Reise nicht gestattet, sich wie die Einwohner vor Hitze oder Kälte zu schützen. Was die

Denkmaler der Künste anbetrifft, so gewährt es nicht so viel Genuß, sie flüchtig vorüber eilend zu betrachten, als ihre Abbildungen mit Muße am heimatlichen Kamin zu studieren. Der Anblick eines Landes bietet oft wenig Abwechslung, und die Mehrzahl der Reisenden geben sich, in ihren Wagen zurückgelehnt, nicht einmal die Mühe, die Gegend, die sie passieren, zu betrachten. Auch ist das höchste Glück, das den Reisenden zu Theil wird, daß sie durch Empfehlungsschreiben in einige glänzende Salons Zutritt erhalten, wo der Zufall sie, wie bei uns, unter einer unbedeutenden, geputzten Menge einige wenige ausgezeichnete Personen finden läßt. Und ohne Paris zu verlassen, kann ich Alles sehen und kennen lernen, was die ganze Welt Vorzügliches darbietet, alle Notabilitäten des Verstandes, Geistes, Ranges, der Wissenschaften und der Künste; und zwar kann dieses Alles nirgends so vereinigt sein als hier. Siehst Du Alles, was Neugierde uns zuführt? was die Revolutionen zu uns schicken? . . . es ist die Elite aller Länder! England, Russland, Deutschland schicken uns oft die mächtigen Männer, die sie beherrschen; Spanien, Italien und Polen die vorzüglichen Männer, die von ihnen verbannt werden, und so haben wir einen Zusammenfluß vom Vorzüglichsten.«

Yves hörte seine Großmutter an, ohne sie zu verstehen . . . er begriff nicht, wie ein Salon, wo die fehlte, die die Honneurs desselben hätte machen müssen, ihn interessieren konnte.

Die Marquise merkte endlich, daß die Ursache von Gabriele's Abwesenheit dem jungen Manne unbekannt war und da sie sich mit Jemand beschäftigen mußte, der in diesem Augenblicke kam, nahm sie das kleine Billet, welches sie an demselben Morgen erhalten hatte, und legte es in ihres Enkels Hände.

Er sah aus demselben die, Ursache von Gabriele's Abwesenheit, aber auch daß ihr seine Reise nach Sévres bekannt war, und ohne Zweifel kannte sie auch Elénore's Liebe und ihre Flucht, wie ihren beiderseitigen Aufenthalt in dem kleinen einsamen Häuschen. Ganz erfüllt von diesem Gedanken, hielt er die Krankheit der Madame Rémond nur für einen Vorwand, um sich zu entfernen und nie zu ihm zurückzukehren.

In diesem Gemüthszustande gingen alle kleinen Koquetterieen der niedrigsten Frauen, alle moquantesten Anspielungen der Frau, von Savigny, alle Scherze und Neckereien Heinrichs von Marcenay für Yves verloren. Die Gesellschaft erhielt von ihm nur die unerlässlichsten Höflichkeiten und die Aufmerksamkeiten, die er durchaus nicht umgehen konnte. Georg Rémond kam, Yves unterhielt sich lange leise mit ihm, was Frau von Savigny beunruhigte und alle ihre Vermuthungen wankend machte.

Endlich war diese Soirée, die dem jungen Herzog eine Ewigkeit däuchte, zu Ende. Aber am folgenden Tage kehrte Gabriele noch nicht zurück. Die Marquise ließ sich mehrmals nach dem Befinden der Madame Rémond erkundigen; es ging ihr schlecht, ihre Tochter konnte sie nicht verlassen. Den folgenden Tag entschloß sich Herr von Mauléon, den sonst Madame Rémonds bloßer Name in die Flucht jagen konnte, zu ihr zu gehen. Es war in der Abenddämmerung und sein Herz schlug, als er eintrat.

Er gelangte ohne Geräusch bis zu der Kranken, Gabriele hatte zwei Tage und zwei Nächte in Kummer und Anstrengung zugebracht. In einem Augenblicke, wo ihre Mutter schlummerte, war sie, ganz dicht am Bett in einem großen Armstuhle sitzend, eingeschlafen. Es war so viel Grazie, selbst in der Mattigkeit und Traurigkeit ihrer Stellung, so viel tiefer Schmerz auf diesem noch kindlichen Gesichte, daß Yves in unwillkürlicher Betrachtung stehen blieb vor diesem jungen Mädchen, die so der Kummer in den ersten Tagen ihres Lebens erfaßt hatte und von der er seit dieser Heirath, die sie verwünschen mußte, die an ihr ganzes Leben das Unglück ketten konnte,

nie eine Klage, nie einen Vorwurf gehört hatte.

So blieb er lange stehen und wurde nicht müde, sie anzusehen und sich in Betrachtungen zu verlieren, deren häufig nuancierter Wechsel einem Beobachter seine Gedanken enthüllt haben würde. Aber er war allein; die Personen, die Gabriele bei der Pflege ihrer Mutter unterstützten, hatten sich bei seinem Eintritt in ein Nebenzimmer zurückgezogen. Sie schlief, und Madame Rémond lag in einer schlummerähnlichen Betäubung, in der sie nichts sah und hörte.

Was dieser drei Monate zuvor so verlebte, so gleichgültige, gelangweilte junge Mann für lebhaftere und wahre Eindrücke bei tiefer Betrachtung in sich keimen fühlte, ist nicht auszusprechen. Es war Eifersucht unter andern, ja selbst Zorn! Denn er fand sie ungerecht gegen sich. Doch sagte er: Sie, die so hell sieht, die so fein empfindet, die Alles so schnell begreift, sie versteht mich nicht . . . fühlt nichts für mich . . . beurtheilt mich sehr falsch! . . . Und,« fügte er traurig hinzu, »sie hat mich so beurtheilen müssen! Meine Handlungen . . . meine Worte . . . Alles hat ihr eine falsche Ansicht von meinem Charakter und von meinen Empfindungen gegeben. Alles mich aus ihrem Herzen entfernen müssen! . . . Und jetzt ist das Glück der Zukunft vielleicht für uns Beide verloren!

In diesem Augenblicke rief Madame Rémond ihre Tochter mit schwacher Stimme und Yves zog sich mechanisch hinter die Vorhänge des Bettes zurück, die ihn Gabriele's Blicken ganz entzogen; aber er sah sie bei dem leisen Rufe der Kranken aus ihrem leichten Schlummer aufschrecken, Kummer und Ermüdung vergessen und sich mit freundlichem, ruhigem Gesichte, um ihr ihre anscheinende Ruhe mitzutheilen, ihrer Mutter nahen. Sie hatte jede Spur von Besorgniß verbannt, um keine einzulösen, denn ihr erster Instinct in Allem war immer fein und gut. Aber als sie mit rührender Zärtlichkeit ihrer Mutter Arznei gegeben und ihre Kissen zurecht gelegt hatte, zeigte Yves sich. . . Es war eine Ueberraschung für sie, eine Freude für die Mutter . . . die ihre Kräfte sammelte, um mit ihm zu reden, ehe das Erstaunen Gabrielen erlaubt hatte, ihn anzureden.

»Ich wollte Sie rufen lassen,« sagte Madame Rémond zu dem jungen Manne, »Sie müssen gegenwärtig sein . . . auch ist es mir lieb, Ihnen, so lange ich es noch kann, noch einige Worte sagen zu können.«

»Meine Mutter . . .« sagte Gabriele mit dem Tone sanften Vorwurfs »Warum sprichst Du so?«

»Warum nicht, mein Kind? ich glaube wirklich, daß ich im Begriff bin, die letzte große Reist anzutreten! . . . Weine doch nicht, das wäre unvernünftig. Muß nicht Jeder diesen Weg gehen? Einer früher, der Andere später . . . das ist Alles! . . . Ich weiß wohl, daß ich noch lange leben könnte, daß ich noch nicht zu den Aeltesten gehöre . . . auch kann es vielleicht wohl nur die Krankheit sein, die mir solche Gedanken einflößte. Aber was ich sage . . . daß man daran denken, und seine Angelegenheiten in Ordnung bringen muß . . . davon stirbt man noch nicht! . . .«

»Du befindest Dich besser diesen Morgen,« antwortete Gabriele, ihre Thränen trocknend: »Mama . . . Du bist Besser, wie ich sehe, denn Du scherzest, und gestern hattest Du nicht die Kraft, auch nur ein Wort zu sagen!« Sie küßte die Stirn ihrer Mutter und ein Strahl von Hoffnung glänzte in dem Blicke, den sie auf Yves warf.

»Ich würde ganz damit zufrieden sein,« sagte Madame Rémond, mich noch eine Zeitlang des Lebens zu freuen; . . . aber um deswillen darf man das Wichtigste nicht bei Seite setzen. Ist der Notar gekommen? Ich will vor allen Dingen mein Testament vollziehen, welches er mir in gerichtlicher Form hat aufsetzen müssen.«

»Mütterchen, er kann ja ein anderes Mal kommen,« sagte Gabriele, ihr Entsetzen hinter einem

Lächeln verbergend.

»Höre, Gabriele,« erwiderte ihre Mutter mit schwächerer Stimme, der sie aber einen starken und befehlenden Nachdruck zu geben suchte: »Du mußt nicht alle die Zierereien der reichen Leute annehmen, die bei dem Worte Tod schaudern und eines schönen Tages die Welt verlassen, ohne an das, was sie sich, was sie den Ueberlebenden schuldig sind, zu rechter Zeit gedacht zu haben . . . Wir haben mehr Muth . . . wir armen Leute!. . . Wenn ich sage »arme Leute«, ist es in der Erinnerung und Gewohnheit von ehemdem! . . . Ich glaube wirklich, daß ich mich eigentlich noch nicht daran gewöhnt habe, reich zu sein! Es ist auch eben so gut, reich oder arm, man kann nichts mitnehmen in die andere Welt und ich habe recht gethan, mich an das Alles nicht zu sehr zu gewöhnen!. . . Nun Muth! geh', mein Kind, erkundige Dich, ob der Notar nicht, während ich schlummerte, gekommen ist.«

Yves blieb allein mit Madame Rémond, die kranke Frau erinnerte ihn nur wenig an die gemeine Frau, die ihm so sehr mißfallen hatte. Er fand selbst in dieser ernsten Resignation, die dem Mittelstande eigen zu sein pflegt, einen Muth, den er bewunderte. Er dachte, daß das Zartgefühl Gabriele's, mit dieser moralischen Kraft vereinigt, deren Werth denen, die sie besitzen, unbekannt ist, eben den mächtigen Zauber hervorgebracht haben müsse, der die natürliche, einfache junge Frau so anmuthig und hinreißend machte.

»Sehen Sie . . . mein Schwiegersohn,« sagte Madame Rémond mit vertraulichem Tone, »meine Sache ist beendet, ich weiß es. Ich hatte dem Doktor gesagt, daß er mir die Wahrheit sagen möge! Nun, ich empfehle Ihnen Gabriele, das liebe Kind!. . . Sie ist so unschuldig, so gut, so verständig!. . . Denken Sie nur, erst vorgestern . . . sie weiß nicht, daß ich es gehört habe . . . hat sie ihren Cousin Georg fortgeschickt . . . damit man nicht über seine Besuche sprechen möge, während sie hier ist!. . . Ich weiß wohl, daß es eine Pflicht ist . . . Nichts zu thun, was dem Rufe schaden kann, das ist in der Ordnung! Aber . . .

»Still!. . . da ist sie . . . der Notar kommt mit ihr!. . .«

»Lassen Sie uns eilen, Herr Notar, denn ich habe noch andere Geschäfte. Nach den Angelegenheiten dieser Welt die der anderen!. . . Und ich erwarte den Herrn Prediger. Lassen Sie uns den Hokuspokus rasch beseitigen!. . .«

Der Notar setzte sich, und wollte vorlesen . . .

»Gut!. . . es ist ganz recht so,« sagte sie, »die Sache ist einfach: die Kinder hier erben Alles, so ist es gerecht, es kommt ihnen zu!. . . Der Vater Rémond hinterließ vor zehn Jahren vier Millionen, ich habe noch mehr als eine dazu gespart!. . . Sie werden das finden! Nur einige kleine Vermächtnisse habe ich gemacht Hunderttausend Franken an Nachbarn, die im Handel Unglück gehabt haben und zu alt sind, um von Neuem zu erwerben!. . . Einige kleine Geschenke an alte Freundinnen . . . und dann . . . und das wünschte ich von Euch, meine Kinder, gebilligt zu sehen, zweihunderttausend Franken an Georg Rémond!. . .«

Der Zustand der Kranken war jetzt so beruhigend) daß die Anordnungen, die sie jetzt traf, wirklich nur auf die Zukunft Bezug zu haben schienen. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr fort, als fühle sie sich zu diesem Geständniß verpflichtet:

»Der arme Georg!. . . ich mache mir Vorwürfe seinetwegen; ich habe die ihn betreffenden Absichten meines verstorbenen Mannes nicht erfüllt— Er war der Sohn seines Bruders, eines Bruders, den er liebte, und sein Wunsch in Betreff seiner war. . . daß unser Vermögen . . . unsere Tochter . . . Alles diesem Neffen gehören sollte, der ein sehr guter Junge ist. Wenn Gabriele nicht glücklich geworden wäre? wenn Sie, mein Schwiegersohn, sie nicht glücklich machten?

Ich würde, die Wahrheit zu sagen, mit schrecklichen Selbstvorwürfen in die andere Welt gehen.«

Und als Madame Rémond schwieg, sahen Yves und Gabriele einander so sonderbar an, daß sie davon betroffen wurde.

»Was bedeutet denn dies?« sagte sie beunruhigt: »sollte nicht Alles in Ordnung sein?«

Die junge Frau fürchtete ihre Fragen und wollte ihnen zuvorkommen. Sie dicht an das Gesicht ihrer Mutter schmiegend, sagte sie ihr lächelnd und mit schmeichelndem Tone:

»Du bringst . . . Deine Kinder . . . in Verlegenheit . . . nachdem Du sie erst betrübt hast! . . . Beunruhe Dich über nichts! Du warst immer eine vortreffliche Mutter und Deine Tochter dankt Dir für Alles, was Du für sie gethan hast!«

Gabriele sprach so leise, daß Yves sie nicht verstehen konnte, er konnte nicht einmal ihr Gesicht sehen und ihre Empfindungen auf demselben lesen. . . Er vermuthete, daß das Geständniß ihrer Mutter ihr Kummer mache . . .

Ihre Lage erschien ihm grausam . . . er litt wirklich . . . indessen ermannte er sich und sagte, nicht ohne Verwirrung:

»Seien Sie überzeugt, . . . daß ich . . . das Glück Ihrer Tochter wünsche . . . und Alles was in meinen Kräften steht. . . thun werde . . . um es zu sichern!«

»Nun gut!« erwiderte Madame Rémond, »ich glaube, wenn ich dem guten Georg ein kleines Vermögen hinterlasse, das ihm Wohlstand und Unabhängigkeit gewährt, werde ich dem lieben Manne da oben entgegenreten können, ohne seine Vorwürfe über meine Eitelkeit zu fürchten, die aus seiner Tochter eine große Dame machen wollte. Aber wenn ich sie nicht zugleich zu einer glücklichen Frau gemacht hätte . . . dann weiß ich nicht, wie er mich empfangen würde! . . . indessen, sie hat sich nie beklagt, wenn ich sie fragte, sie hat Sie immer gelobt . . . das beruhigt mich! . . .«

Yves von Mauléon erkannte jeden Augenblick mehr die Vortrefflichkeit und Güte von Gabriele's Charakter.

In diesem Augenblicke entfernte eine Anfrage der Marquise, die Gabriele schriftlich beantworten wollte, diese von dem Bett ihrer Mutter; Yves, der sah, daß Madame Rémond leise mit dem Notar sprach, entfernte sich auch und setzte sich an ein Fenster, um sie nicht zu stören. Indem er nun so auf die Menge herabsah, die auf dem Boulevard wogte und in der Straße Vivienne, die so geräuschvoll und frequent ist, daß man jeden Augenblick glauben muß, nur ein außergewöhnliches Ereigniß könne eine solche Bewegung veranlassen, dachte er nicht an das, was er sah, sondern nur an die sonderbare Lage, in die er sich versetzt, an das Versprechen, das er so eben gegeben hatte, und an die Mittel, dasselbe zu erfüllen. Madame Rémond hatte schon zwei Mal seinen Namen genannt und Gabriele war in das Zimmer zurückgekehrt, ohne daß er es bemerkt hatte.'

Sie sah sich also gezwungen, sich ihm zu nahem, um ihn seiner Träumerei zu entreißen und ihm anzukündigen, daß ihre Mutter mit ihm zu reden wünsche.

Als sie zusammen zum Bette traten, hatte Madame Rémonds Gesicht einen sonderbaren Ausdruck von Ueberraschung und Unzufriedenheit.

»Was höre ich, Herr Herzog von Mauléon?« So pflegte sie Yves mit viel Pathos und Feierlichkeit zu nennen, wenn sie von ihm auf irgend eine Weisheit beleidigt war. »Was höre ich? Sie haben, wie der Herr Notar mir sagt, die Einkünfte von der Mitgift Ihrer Frau nicht angreifen wollen? Denn Ihre Frau ist Gabriele Rémond! Ihre Einkünfte sind die Ihrigen! Ich wollte nicht,

oder vielmehr, so unbewandert sie auch in allen Geschäften ist, sie wollte nicht, daß Ihre gemeinschaftliche Einnahme durch den Heirathscontract getheilt würde, wie es die meisten reichen Leute jetzt machen. Sie hat verlangt, das gute Kind! daß Sie Herr über Alles sein sollten und daß, selbst für den Fall des Todes, ein bedeutender Theil des Vermögens Ihnen allein zufallen soll, was man immer vorher bedenken und bestimmen muß, nicht wahr, Herr Notar?«

Der Notar verbeugte' sich, zum Zeichen der Uebereinstimmung mit den Anordnungen, auf die Madame Rémond anspielte.

»Und,« fuhr sie, wie erstickt durch die Idee, die sie ausgesprochen hatte, fort, »Sie, mein Herr, Sie haben nicht einen Sou von dem Allen angerührt! Sie haben dem Notar das Geld zurückgeschickt! . . . Pachtgelder . . . Zinsen . . . Alles hat er zurückerhalten! . . . Was soll das bedeuten? Glauben Sie, daß dieses Geld Ihnen die Finger verbrennen würde?. . . Es ist rechtschaffen erworbenes Gut, mein Herr Herzog, das Niemand schänden kann; man kann dies nicht von Manchen sagen, die stolz auf ihre Reichthümer sind!. . . und es ist besser, Handel mit Eisen zu treiben, als solchen Handel, wie er heut' zu Tage so häufig getrieben wird! Die Rémonds können Jeden dreist ansehen und wenn wir nicht Titel und Adel haben, so haben wir den Titel der Rechtschaffenheit, der, (ohne Sie, Herr Herzog, beleidigen zu wollen, sei es gesagt) mehr als mancher andere und höhere werth ist!. . .«

Die durch Madame Rémonds Empfindlichkeit hervorgerufene derbe Beredsamkeit derselben würde sich noch nicht mit diesen Worten begnügt haben, wenn Yves sie nicht unterbrochen hätte, durch die Versicherung von seiner tiefen Ueberzeugung von der tadellosen Rechtschaffenheit der Familie Rémond mit dem etwas verlegenen Hinzufügen, daß er dem Notar das Geld nur zurückgeschickt habe, weil er dessen nicht bedurft.

»Kein Geld bedurft haben,« entgegnete Madame Rémond immer verwunderter, »keins bedurft!. . . Und womit wollen Sie Ihren fürstlich eingerichteten Haushalt bestreiten? Bedienten, gekleidet wie die Generale, und Pferde logiert wie Minister!. . . zwischen Marmor und Vergoldungen!. . . Und Sie wollen mir weiß machen, daß Sie kein Geld bedürfen?. . . aber ich lasse mich nicht betrügen, wie man ein Kind betrügt; und wenn Gott mich leben läßt, muß ich genau wissen, wie das zusammenhängt, und dafür sorgen, daß Alles wird, wie es sein muß.

»Aber das ist noch nicht Alles, mein armes Kind! Du weißt noch nicht, was geschieht? Ich glaubte Dich an einen großen Herrn zu verheirathen . . . und er ist ein Geschäftsmann!. . . Dein Mann hat sich in Speculationen eingelassen!. . . Er hat sogar schon Geld gewonnen!. . . O, mein Gott! man kann wohl mit Recht sagen, daß diese Revolutionen Alles umgestaltet haben!. . . Herr von Mauléon! ein junger Mann von Stande! ein Elegant!. . . ein Herzog!. . . macht Geschäfte wie ein Procurator! Wer hätte das gedacht?«

Die Ueberraschung und der Kummer der Madame Rémond bei dieser Vorstellung, selbst die Art Unwillen, den sie nicht zurückhalten konnte, riefen ein Lächeln des Notars, das er hinter dem Testamente, das er in der Hand hielt, zu verstecken suchte und einen so moquanten Zug auf dem Gesichte Mauléons hervor, daß die arme Madame Rémond davon ganz bestürzt wurde.

Gabriele allein blieb traurig und von tödtlicher Kälte durch und durch erstarrt. Sie glaubte, daß, nun entschlossen, nicht mehr mit ihr, sondern mit einer Anderen zu leben, Mauléons Zartgefühl auf diese Weise ihre Interessen gesondert und sich eine Unabhängigkeit geschaffen habe, die die letzten Bande, die sie mit einander vereinigten, zerriß.

Madame Rémond sah das traurige Gesicht ihrer Tochter.

»Und Du versicherst, glücklich zu sein, Gabriele?« sagte sie, mit sichtbarer Unruhe;

»glücklich!. . . Aber welches Glück kann eine Ehe wie die Deinige darbieten, wo nicht Alles so ist, wie es Gebrauch und Sitte erfordert, wo nicht einmal, weder am Tage der Verheirathung noch später, Hochzeit war? Ich weiß wohl, daß in der Gesellschaft, die man die große und auch zuweilen »die schöne Welt« nennt, nicht Alles so zugehen kann, wie bei den kleinen Leuten. Doch gibt es Gebräuche, die in jedem Stande beobachtet werden. Und es sind bei Eurer Ehe auf jeden Fall sonderbare Umstände, die ich mir nicht erklären kann. Was nicht klar ist, dem ist nicht zu trauen! Siehst Du.

»Nun!« fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu. . . »Ihr sagt nichts? Ihr schweigt alle Beide, als ob Ihr stumm wäret, oder die Wahrheit nicht sagen könntet; und doch, wenn meine Tochter nicht zufrieden wäre . . . wenn sie mich täuschte? Wenn ich schlecht gewählt hätte?. . .«

Die matte Stimme der Madame Rémond war schon bei den letzten Worten immer schwächer geworden; sie wurde noch unverständlicher, je gerührter die Kranke wurde.

»Was werde ich denn dort oben sagen, wenn ich Rechenschaft von dem Glücke meines Kindes ablegen soll?«

Gabriele näherte sich zärtlich, küßte die Hand ihrer Mutter, drückte sie an ihr Herz, konnte aber kein Wort reden. Ihre Stellung zu ihrem Manne, die Unruhe, die die plötzliche Veränderung der Krankheit hervorgerufen hatte, bewegten sie so heftig, daß sie nicht reden konnte.

»Was! nichts? und ich fühle meine Kräfte schwinden . . . Ich muß es gestehen, ich habe in der besten Absicht die Zeit, die mir noch blieb, abgekürzt!. . . Ich wollte mit Dir reden, mein Kind . . . wollte mit diesem Manne reden, dem ich Dich lassen muß . . . und um meine Gedanken zusammenzuhalten . . . habe ich eine gute Herzstärkung nach meiner Art, ohne Wissen des Doktors genommen.«

Gabriele schauderte.

»Ja, ich habe mir Kräfte gegeben, wie Du siehst und doch noch zu wenig, denn was ich gehört habe, von dem Vermögen, das er nicht annehmen will . . . und Alles, was ich darüber gedacht und gesagt habe, hat mir nicht Zeit gelassen, Deinem Manne Alles, was ich wollte, an's Herz zu legen.«

Dieser näherte sich und sagte sanft und mit herzlichem Tone:

»Beurtheilen Sie mich nicht ungerecht, nein! ich weiß den ganzen Werth Ihrer Tochter zu schätzen, und, ich wiederhole es, sie soll glücklich sein! Niemals, ich schwöre es Ihnen, soll ihr Glück durch mich gestört werden!. . . Der Schwur, den ich hier ablege, ist der Schwur eines Mannes von Ehre, der noch nie sein Wort gebrochen hat.«

Gabriele weinte. Die Kranke reichte Yves die Hand. Er drückte dieselbe mit einer Empfindung von Achtung und Zärtlichkeit; weit entfernt von den Empfindungen, die sie sonst in ihm erregt hatte.

Der Arzt kam; er fand Madame Rémond kränker als am Morgen, und sehr erschöpft. Er verlangte, daß Niemand als ihre Tochter und die zu ihrer Pflege nöthigen Frauen im Zimmer bleiben sollten; verbot ihr, zu reden, zeigte indessen noch Hoffnung genug, um Gabrielen Muth und Kraft zu geben.

Yves kehrte zu seiner Großmutter zurück, mit dem Vorsatze, oft zu schicken und selbst zu kommen, um von Allem unterrichtet zu sein. Denselben Abend erhielt Madame Rémond die Tröstungen der Religion. . . Zwei Tage vergingen noch im Wechsel von Furcht und Hoffnung. Yves kam zuweilen, kehrte zu seiner Großmutter zurück und schien sehr beschäftigt zu sein;

dann nachdem er seine Befehle gegeben und seine Pflichten erfüllt hatte, ging er aus, und brachte den größten Theil seiner Zeit außer dem Hause zu, ohne je ein Wort darüber zu sagen, wie er sie anwendete.

Am dritten Abend kam er nach einer Abwesenheit von mehreren Stunden nach Hause und wunderte sich, die Marquise nicht in ihrem Zimmer zu finden, als Dieselbe kam und Gabrielen bleich und in Thränen zerfließend mitbrachte Madame Rémond war nicht mehr. —

Gabriele hatte Fieber. Kummer und Anstrengung hatten diese kräftige und blühende Gesundheit schon erschüttert. Mit so viel Mitteln zum Glücke in das Leben getreten, hatten zu viele Prüfungen sie schon bei den ersten Schritten getroffen. Unter einem Anschein von großem Glück hatten sich eine so große Menge moralische Leiden versteckt und diese zerstören zu schnell und grausam die physische Schönheit und Kraft, als daß die junge Frau nicht auf eine Zeitlang eine Abnahme des festen Muthes, den sie aus der Quelle von Allem, was gut und erhaben war, aus einem edlen Herzen, schöpfte, hätte fühlen sollen.

Aber in wenigen Tagen fand sich Gabriele wieder im Besitz ihrer Gesundheit und ihrer geistigen Kräfte. Nachdem sie ins Geheim alle Vorbereitungen zu einer Reise gemacht hatte, machte sie sich eines Tages, wo die Marquise ausgefahren und Yves, wie jetzt immer, abwesend war, auf den Weg nach Schloß Arnouville,, und ließ folgenden, an ihren Mann gerichteten Brief zurück:

»Ich reise ab nach Arnouville, und wenn ich Ihnen diesen Vorsatz nicht anzeigte, so geschah es, weil ich glaubte, daß dessen Ausführung Ihre Wünsche wie die meinigen befriedigen würde, und weil ich um Ihret-, wie um meinethwillen die Besorgnisse und Vorwürfe, die Sie vielleicht ausdrücken zu müssen geglaubt hatten, vermeiden wollte. Ja, für Sie, für Ihre Großmutter und für mich ist diese Reise nothwendig.

»Ihre Großmutter, gewohnt, ihre Abende der Gesellschaft zu widmen, die die Trauer mich zu meiden nöthigt, glaubt sich verpflichtet, um meinethwillen ihren Gewohnheiten zu entsagen, sie leidet darunter. Da meine Traurigkeit mir durchaus kein Mittel gewährt, diese Opfer durch Zerstreung zu belohnen, fühle ich um so schmerzlicher, daß ich sie betrübe; daß man in ihrem Alter nichts in seiner Lebensweise ändern kann, ohne es mit Unbehaglichkeit gewahr zu werden und ich würde untröstlich sein, einer vortrefflichen Frau, die ich so zärtlich liebe als innig verehere, Kummer zu verursachen.

»Was Sie anbetrifft? meine Gegenwart drückt Sie! Erinnern Sie sich an den gestrigen Abend. Da ich meinen Schmerz nicht überwinden konnte, und keine Worte fand, Ihrer Großmutter, die sich umsonst mich zu trösten bemühte, zu antworten, erbot ich mich vorzulesen; aber wie bald mußte ich aufhören!. . . denn, wenn das Herz mit Schmerz erfüllt ist, scheint Alles, was man liest, sich auf denselben zu beziehen. Es gibt Gedanken, Situationen, Sätze, die für uns geschrieben zu sein scheinen und so, Alles wieder findend, was das Herz beschäftigt, kann man seine Thränen nicht zurück halten. Die meinigen störten mich unwillkürlich; ich mußte auf das Lesen Verzicht leisten, sah aber recht gut durch meine Thränen Ihre Angst, Ihre Ungeduld, mit mir allein zu sein, den Wunsch, mit mir zu reden. Ja, ich hatte Alles gesehen, Alles errathen! . . . und dennoch . . . als Ihre Großmutter sich zurückgezogen hatte, kamen Sie zwar eilig zu mir, . . . Ihre Hand nahm die meinige . . . ich glaubte, daß Ihr Herz endlich sein Geheimniß verrathen würde . . . daß Sie mir gestehen wollten . . . was? ich kann es nicht sagen! ich wage kaum, es zu denken!. . . aber, statt zu reden . . . wahrscheinlich durch die Furcht, mich zu betrüben, oder zu beleidigen, zurückgehalten . . . blieben Sie stumm, bestürzt!. . . meine Hand stießen Sie zurück! meine Bitte

Hörten Sie nicht! . . . Sie gingen stürmisch fort, indem Sie sagten: Nein ich will noch nicht reden! . . . und kamen den ganzen Tag nicht nach Hause. »Sie sehe« also ein, daß ich auch um Ihre Willen abreisen muß! denn meine Gegenwart würde Ihre Pläne nur stören und deren Erfüllung verzögern. Sie werden leicht begreifen, wie traurig meine Lage wäre, wenn meine Gegenwart Denen, die mich umgeben, nur Langeweile, Zwang und Traurigkeit auferlegte. Sie werden mit mir finden, daß sie unerträglich wäre; ihr zu entgehen ist Pflicht, ist das nicht wahr? Ich gehe also wegen Ihrer Großmutter, die nun wieder alle Abende die ihr Bedürfnis gewordenen Gesellschaften besuchen kann; Ihre Wege, dem nun nichts mehr Zwang auflegt, und . . . meinetwegen auch! . . .

»Ich? . . . Sie wissen, daß ich auf dem Lande die vortreffliche Madame Ramel, meine Erzieherin, daß ich daselbst die Beschäftigungen meiner Kindheit finde . . . und die Freiheit, deren Verlust mir so schmerzlich war. Ja, es machte mir Schmerz, meinen Kummer zu verbergen, und Schmerz, ihn getheilt zu sehen, und ich fühlte in diesem beständigen Kampfe alle Kräfte meines Geistes, meines Herzens und meiner Gesundheit täglich schwächer werden. Ich armes, junges, in der Einsamkeit und so einfach erzogenes Mädchen, daß eine Wolke, welche die Sonne verdunkelte, ein am frühen Morgen singender Vogel, eine den Tag über aufgeblühte Blume, große Begebenheiten für mich waren, die meine einsamen Stunden ausfüllten! Wenn mein Geist in den wenigen Büchern, die ich besaß, eine neue Idee suchte, so fand ich zugleich in denselben irgend einen erhabenen und beruhigenden Gedanken, über unsere Bestimmung in dieser Welt und unsere Hoffnungen auf die künftige. Wie hatte ich ohne tödtliche Ermattung alle jene kleinen Details von dem, was man Vergnügungen nennt, wie die beständige Bemühung, meinen Kummer zu verbergen, ertragen können? Ach, ich begreife jetzt, wie sich alle Fähigkeiten der Seele abnutzen, wie alle lebendigen Eindrücke erlöschen. Wie haben die Frauen der Welt so jung alle Freuden und alles Leben erschöpft! Wie gelangweilt und gleichgültig schmachten sie dahin! Wie beleidigen, verletzen oder entzücken diese tausend widersprechenden Erzählungen, diese entgegengesetzten Ansichten, diese Worte und Handlungen, die sich in Masse gegen eure Ruhe anhäufen, ohne daß die Welt sich Zeit nimmt, sie zu beurtheilen, ohne daß Lob oder Tadel sie belohnt, oder bestraft; ich begreife, daß die Seele, so betäubt und ermattet, endlich gegen Gutes und Böses gleichgültig wird. Ich fing an, nicht mehr zu denken, als der Verlust, der mich jetzt betrübt, mir nur noch einen Gedanken ließ Ach! ich wollte der guten Mutter, die mich liebte, die siebzehn Jahre lang über mein Geschick wachte, um das sich künftig Niemand mehr bekümmern wird . . . ja ich wollte der guten Mutter in der Erinnerung eine Zeit meines Lebens bezahlen, die kein anderer Gedanke jemals erreichen kann. Ich werde den Ort wiedersehen, wo sie meine Kindheit pflegte, wo ich Niemand kannte als sie, wo ihre Güte mir das Leben so süß machte, wo das, was das Herz einer guten Mutter erfand, oft Alles übertraf, was der Geist begreifen kann. In Ruhe und Einsamkeit, von diesem lieben Bilde begleitet, werde ich ohne Zweifel meinen Muth und meine erschöpften Kräfte wieder gewinnen. . . Die traurigen Eindrücke, die die Welt in meiner Seele gelassen hat, werden erlöschen . . . denn man findet den Himmel in seinem Herzen, wenn man die Erde vergessen kann.

»Ich habe lange allein gelebt und kann vom Leben nur die Neigungen und die Gedanken beurtheilen. Alles Uebrige verwundert mich, ohne mir zu gefallen, und ich kann keinen Antheil daran nehmen. Wenn ich aber wieder so viel Energie werde gewonnen haben, um meinen Geschmack und meine Gewohnheiten beherrschen zu können, dann werde ich zurückkehren und sehr bereitwillig sein, Alles, zu thun, was Sie Beide wünschen! . . . Ich bitte den Himmel nur, daß

er mich kein Hinderniß des Glückes Derer, die mich umgeben, sein lassen möge.

»Gabriele.«

Einige Tage nachher erhielt Gabriele einen Brief aus Paris. Ihre Hand zitterte, indem sie das Siegel erbrach, denn der Brief war von Yves von Mauléon. Eine traurige Ueberraschung zeigte sich auf ihrem Gesichte, als sie ihn erbrochen hatte; es waren so wenige Zeilen, so wenige Worte in folgendem Briefe:

»Ich habe Ihrer Mutter versprochen, Alles, was in meinen Kräften steht, zu thun, damit Sie glücklich werden und ich wünsche mein Versprechen zu halten. Also wird Ihr Wille Ihr Loos bestimmen, Ihre Wünsche sind zu verständig und einfach, um nicht erhört zu werden . . . und der Himmel gibt zuweilen sogar mehr, als man zu bitten wagte!

»Yves.«

Gabriele las diesen Brief, und las ihn wieder, aber jedes Mal legte sie den Worten, die er enthielt, einen andern Sinn unter, denn der Sinn eines Briefes ist sehr verschiedenartig zu deuten. Ein Brief ist eine Hieroglyphe, deren Geheimnisse nur die Eingeweihten allein errathen können, und auch diese betrügen sich noch oft über die Geltung und Bedeutung dessen, was man sagen wollte. Dieselben Worte, dieselben Redensarten können einen so verschiedenen Sinn haben!

Wer stand nicht schon ungewiß und nachdenkend vor einem wichtigen Briefe und legte den Worten, die er enthielt, die verschiedenartigsten Bedeutungen unter? oder knüpfte in wenigen Augenblicken an dieselben Worte den entgegengesetztesten Sinn? Man denkt sich den Ausdruck des Gesichts des Schreibenden, denkt sich ihn gleichgültig, geringschätzend, dringend, liebevoll, zärtlich, oder leidenschaftlich, und findet, daß die Erklärungen, die man am meisten wünscht, sich eben so gut mit den hundert Mal wieder gelesenen Redensarten vereinigen lassen, als die, welche man am meisten fürchtet.

So machte es Gabriele mit dem Briefe von Yves; und als sie durch die triftigsten Gründe von der Welt die Empfindungen, die bei Abfassung dieses Briefes vorgewaltet hatten, genau zu kennen glaubte, fand sie wieder eben so viele und eben so triftige Gründe, um den Ausdrücken des Briefes ganz entgegengesetzte Empfindungen unterzulegen.

Da nahm die junge Frau das wunderbare Papier, das so viel Gedanken erweckte, warf es in ein schönes Kästchen von weißem Atlas, zwischen Bänder und Juwelen; dann um die Gedanken zu verjagen, presste sie die kleine Hand gegen die noch sorgenvolle Stirn und lief in den Park, oder beaufsichtigte die Arbeiter im Innern des Schlosses. Wenn man seinen Gedanken entfliehen will, muß man sich beschäftigen!

Sechstes Kapitel.

Schloß Arnouville.

Das Schloß Arnouville stammte aus dem achten Jahrhundert, es war ursprünglich, wie alle die alten Feudalbesitzungen, eine Festung gewesen, deren Besitzer souveraine Herren in ihrem Gebiete waren. Aber sie fanden in demselben nur Sicherheit hinter Felsen, Mauern, Zugbrücken und Gräben und konnten nur auf Frieden rechnen, wenn sie immer im Vertheidigungsstande waren . . . Alles, was zur Vertheidigung dienen konnte, umgab die unbequeme Wohnung der damaligen Burgfrauen, deren Männer, Brüder, Freunde, Söhne, Vasallen und Diener beständig unter den Waffen waren. Indem die folgenden Jahrhunderte ihre Zeit durch eine neuere Bauart bezeichneten, zerstörten sie nicht die charakterisierenden Spuren der früheren Epoche, Statt das Frühere zu zerstören, hatte man entweder einen Flügel angebaut, oder ein weitläufiges Gebäude daneben aufgeführt. Das Gebäude war größer, aber auch unregelmäßiger geworden, sowohl in Hinsicht der Form und Bauart als der inneren Eintheilung, und bot eher den Anblick mehrerer an einander gebauter Schlösser, als den einer einzigen und eigenen Besizung dar. Die letzten Bauten aber, die sich aus der Regierung Ludwigs des Vierzehnten herschrieben, zeigten alle Größe und allen Reichthum, die die Arbeiten eines Jahrhunderts charakterisierten, in welchem der Ruhm durch den Luxus verherrlicht wurde und wo die Pracht eine Pflicht der Mächtigen war. Seit dieser Zeit waren die alten Gebäude nur Anhängsel der Neueren.

Prachtvolle Gemächer, die von den geschicktesten Künstlern im glänzendsten Geschmack getäfelt, vergoldet, gemalt und decorirt waren, hatten endlich den großen Herren, die sie bewohnten, gestattet, Rang mit Glanz zu vereinen; aber mit den Gefahren war auch die Macht verschwunden. Sie hatten jetzt nur noch die Macht, die ihnen der Thron verlieh, und die bald mit ihm verschwinden sollte.

Diese reichen Appartements in allem ihrem früheren Glanze wiederherzustellen, hatte Gabriele sich zur Pflicht gemacht. Leute von anerkanntem feinem Geschmack leiteten, von tüchtigen Arbeitern unterstützt, diese Verbesserungen. Sie wollte, daß jeder Theil des Schlosses die Meubles und sonstigen Abzeichen des Zeitalters, aus dem er sich herschrieb, enthielte und an sich trüge, einige aus früheren Zerstörungen gerettet? Überbleibsel aus der Feudalzeit nicht ausgenommen. Jede Abtheilung der verschiedenen Bauarten enthielt eine aus den Schriftstellern der und früherer Zeit bestehende Bibliothek. Aus der ersten Zeit fanden sich nur, einige, durch ihre Seltenheit unschätzbare Manuskripte; aber je weiter man kam, je umfangreicher wurden die Bibliotheken, so daß Gabriele beim siebzehnten Jahrhundert stehen bleiben mußte, wenn sie nicht entweder Anachronismen begehen, oder ein neues Schloß von ungeheurem Umfange bauen wollte.

Daß dieses Schloß der Familie von Fontenoy-Mareuil gehört hatte, daß es der Wohnsitz von Yves von Mauléons Ahnen gewesen war, und daß Alles in demselben an die Macht, den Ruhm und die Tugenden seiner Vorfahren erinnerte, reichte hin, um Gabriele's Interesse an demselben aufs Höchste zu steigern und die angelegentliche Sorgfalt zu erklären, die sie der Wiederherstellung desselben widmete, Sie wollte nicht nur den Glanz des Ranges wiederherstellen, nein! sie, die das Leben von seinem schönsten Gesichtspunkte aus betrachtete,

fand in den Erinnerungen an die vortrefflichen Menschen und deren Thaten und Tugenden, welche die Annalen enthielten, die Portraits und Gemälde darstellten, eine Art Verpflichtung für Jeden, der zwischen diesen Denkmälern lebte, die Gegenwart der Vergangenheit würdig zu gestalten. Dieses männliche Gefühl war es, was die Vorfahren beweg, alle Würden und Titel für die Achtung der Mit- und Nachwelt zu bestätigen und zusichern. Aber kaum hat ein edler Geist einen schönen Gedanken gebildet, als eine schlechte Leidenschaft sich desselben bemächtigt; und mit *dieser* zum Beispiel, haben Stolz und Hochmuth bedeutend gewuchert.

Gabriele, immer mit dem Betragen, welches Yves gegen sie beobachtete und das ihr ein Geheimniß zu bergen schien, beschäftigt, fand eine Milderung ihres Kammers in der Sorgfalt, die sie den Arbeiten, die sie angeordnet hatte, widmete. Auch fand sie großen Trost und Erquickung in der Einsamkeit dieses friedlichen Lebens, das sie, von Jugend auf daran gewöhnt, nur auf kurze Zeit verlassen hatte, um gleich in einer ihr fremden Welt so bittere Erfahrungen zu machen.

Aber nach einigen Tagen erschien diese, früher so sehr geliebte Einsamkeit ihr etwas einförmig; nach einigen Wochen war sie ihr drückend, nach zwei Monaten unerträglich. Doch nicht nach der Welt, nicht nach den Festen und Vergnügungen derselben sehnte[^] sie sich. Von Allem, was sie außer den Freuden ihrer friedlichen Kindheit kennen gelernt hatte, blieben ihr nur zwei Erinnerungen, Yves und seine Großmutter!

Einst hatte Gabriele, noch trauriger als gewöhnlich, an die Marquise geschrieben und dieses Mal sie nicht, wie in ihren ersten Briefen, gebeten, nicht zu antworten; sie wünschte im Gegentheil, Alles zu erfahren, was sich seit ihrer Abwesenheit hier zugetragen hatte. Sie nannte Yves nicht, aber gegen ihren Willen hatte ihr Brief einen Ausdruck von unruhiger Neugier. Das Geheimniß, welches sie seit ihrer Verheirathung der Marquise verbarg, war zwar noch durch ihr Schweigen und selbst durch Worte voll Zauber, in denen sie der Marquise ihre Verehrung und Dankbarkeit und ihr Glück, derselben durch ein liebes und geheiligtes Band anzuhören, aussprach, verschleiert; aber dieser Brief athmete eine so tiefe Betrübniß, daß die Marquise davon betroffen wurde und ihr bald darauf folgende Antwort schrieb:

»Was gibt es denn, liebe Gabriele? gibt denn Yves Ihnen nicht pünktlich Nachricht von uns Beiden? Ich gebe ihm jeden Tag einige Aufträge an Sie; bestellt er sie nicht? ist er zu beschäftigt, um seine Empfindungen mitzutheilen und zu berichten, wie es uns geht? Kurz, was gibt es, daß Sie nach den Briefen der alten Mutter verlangen, der das Schreiben so schwer wird, da Sie doch den jungen Sohn haben, dem es eine Freude sein muß? Aber ich gestehe, daß, hätten Sie auch keine Antwort verlangt, der Ton Ihres Briefes doch die Lust an Sie zu schreiben in mir erweckt haben würde. Ja, ich muß bekennen, daß er eine Menge Betrachtungen hinsichtlich Ihres Glückes, das jetzt mein Theuerstes auf der Welt ist, veranlaßt hat.

»Sie wissen, mein liebes Kind, wie viel Schwierigkeiten sich diesem meinen Wunsche, zu schreiben, entgegensetzen. Meine Augen sind schwach, meine Hand zittert gewöhnlich und ich kann immer nur wenige Zeilen hinter einander schreiben. Auch fange ich zwar heute diesen Brief an, doch werden bis zu seiner Vollendung wahrscheinlich viele Tage vergehen. So oft ich Zeit habe und meine Gesundheit es erlaubt, werde ich mit Ihnen plaudern und wenn ich auf diese Weise einige Seiten gefüllt habe, sie Ihnen senden.

»Yves hat mir die Stelle Ihres ersten Briefes, wo Sie von mir reden, vorgelesen. Ich habe darin Ihr gutes Herz und Ihren Verstand erkannt, aber doch recht sehr bedauert, daß Beide Sie zu diesem etwas übertriebenen Schritte vermocht haben. Ohne Betrübniß hätte ich um Ihretwillen

den Gesellschaften, an die ich gewöhnt bin, entsagt, obgleich die Einsamkeit mehr für die Jugend als für das Alter paßt . . . in der Jugend beschäftigt man sich viel damit, sich die Zukunft nach den Wünschen des Herzens auszumalen; im Alter denkt man allein an die Vergangenheit, die man oft lieber vergessen möchte! Aber wenn Sie, mein liebes Kind, bei mir sind, lebe ich in Ihnen und nicht mehr in mir, und ich eigne mir so sehr Ihre Gedanken an, daß ich am Ende noch dahin kommen werde, mich erst siebzehn Jahre alt zu dünken. Sehen Sie, wie lieb ich Sie haben muß!

»Wenn Sie nicht, ungeachtet Ihrer Jugend, durch den bloßen Instinkt Ihres Herzens, vernünftiger wären, als Alle, die ich je gekannt habe, so würde ich Ihnen nicht zu sagen wagen, was in dem Betragen meines Enkels mich verwirrt und beunruhigt. Vielleicht handeln Sie unrecht, ihn in dem ersten Monaten einer glücklichen Ehe zu verlassen. Das Glück und die Liebe sind zarte Blumen, die, um sie unverletzt zu erhalten, beständiger Pflege bedürfen. Außerordentliche Entschlüsse sind ihnen immer gefährlich und sind nur durch die schwierigsten Umstände zu entschuldigen, wo sie zuweilen erwünschte Veränderungen herbeiführen können. Diese Trennung von mehreren Monaten kann ich gar nicht mit Ihrer umsichtigen Vorsicht in allen Angelegenheiten des Lebens zusammenreimen. Sollte hierüber nicht ein Geheimniß obwalten, welches ich nicht ergründen kann? Einige Worte, oder vielmehr ein spöttischer Zug von Frau von Savigny, als sie neulich zu Yves über seine Ehe sprach, haben, in mir, vielleicht in Folge des Eindrucks, den Ihr Brief auf mich gemacht hatte, ich weiß nicht welche Furcht erweckt, und ich habe mich seitdem bemüht, die Meinungen und Handlungen meines Enkels genau kennen zu lernen.

»Was seine Gedanken und Meinungen anbetrifft, so entschlüpft er allen meinen Fragen durch ausweichende Antworten. Was er mir erwidert, ist oberflächlich und wenn ich ihn durch beharrliche Fragen über das, was er denkt und thut, in die Enge treibe, entgeht er durch einen Scherz Allem, was ich Ernstes mit ihm reden will. Obgleich er sich das Ansehen des größten Vertrauens gibt, weiß ich doch nach stundenlanger Unterhaltung nicht mehr als vorher.

»Seine Handlungen kann ich nun vollends gar nicht allein kennen lernen, da ich ihn nur beim Diner sehe. Ich erfahre nur, daß er ganz andere Gewohnheiten angenommen hat; sonst stand er spät auf und verließ das Hotel nur, um gegen vier Uhr einen Ritt zu machen. Jetzt verläßt er das Haus alle Morgen um acht Uhr, und bleibt selten Abends bis Mitternacht aus. Zuweilen sogar bringt er den ganzen Abend mit Schreiben zu, worüber Sie gewiß die sicherste Auskunft geben können, denn an wen sollte er schreiben, als an Sie? Da ich indeß durch mich allein auf keine Weise erfahren konnte, was er außerhalb des Hauses treibt, habe ich Herrn von Marcenay beauftragt, mir darüber Auskunft zu verschaffen; es versteht sich, daß er darin nur eine Neugierde, oder großmütterliche Wachsamkeit sehen kann und daß Ihrer dabei auf keine Weise gedacht wurde.

»Es gehört die ganze Neigung des Herrn von Mareen, sich mit den Angelegenheiten Anderer zu befassen, dazu, damit er sich überhaupt jetzt mit solchen Sachen beschäftigt. Seit er Redakteur eines Journals ist, ist er plötzlich ein wichtiger und reicher Mann geworden, was um so sonderbarer ist, als das Journal ihm nichts einbringt, er bei jeder Subscription verliert und so die Minister auf seine Kosten zu halten scheint. Aber was er auf der einen Seite verliert, gewinnt er auf der andern und scheint sein Schäfchen schon ganz im Trocknen zu haben. Wie Alle, die früher gar nichts hatten, spricht er unaufhörlich von dem, was er besitzt, von seinen Vollblutpferden, seinen kostbaren Meublen, u.s.w.

»Dieser Wohlstand ist so plötzlich gekommen, daß er sich noch nicht ganz hat daran gewöhnen können. Es scheint sogar, daß er sich fürchtet, ihn verschwinden zu sehen, ehe er seiner recht froh geworden ist; denn er läßt nicht eine Minute vergehen, ohne sich und Andere daran zu erinnern.

»Nachdem ich ihn einige Tage nicht gesehen halte, traf ich ihn endlich gestern bei Frau von Savigny. Indem ich von dieser Soiree zurückkehre, schreibe ich Ihnen Wort für Wort, was er sagte, um nichts davon zu vergessen.

»— Ihr Enkel, unser lieber Yves, scheint närrisch zu werden, denn seine Lebensart ist jetzt so verständig, daß ich ihn an keinem unserer sonstigen gemeinschaftlichen Vergnügungsorte mehr treffe.

»— Ich hätte allen fashionabeln Gewohnheit entsagen müssen, um ihn zu finden; Niemand sieht ihn; ich habe mich genöthigt gesehen, ihn gestern Schritt vor Schritt verfolgen zu lassen, um Nachricht von dem, was er vornimmt, geben zu können. Ich hatte mit diesem Geschäfte einen jungen Mann beauftragt, den ich für mein Journal dazu benutze, mir täglich alle Gespräche des Publikums und alle Vorfälle und Begebenheiten, die einen Theil unserer Colonnen füllen, genau zu berichten, und der diesen Auftrag vortrefflich erfüllt. Mit welchem Teufel von Manne, schrie er eintretend, habe ich heute zu thun gehabt! Es ist mir noch nicht möglich gewesen, herauszuklügeln, zu welchem Stande er eigentlich gehört. Vom frühen Morgen an war er im Palais, wie ein Prokurator! Es ist wahr, daß Berryer für ein Vergehen gegen die Presse plaidirte! . . . Aber darauf lief Ihr junger Mann hin, um einen Professor über politisches Recht zu hören; von da ging er nach der Deputirtenkammer, wo ein berühmter Redner von der Oppositionspartei auftrat; alsdann gingen wir nach der Börse, wo er mehrere Geschäfte machte. Aber was mir am lustigsten vorkam, war, daß er dm Abend an einem Orte zubrachte, wo einige Männer von seinem Alter alle Abende zusammenkommen. Ich hielt dies Anfangs für eine Art Jockey-Club. O! weit gefehlt! hier werden nur wichtige und ernste Sachen verhandelt; man erörtert politische Fragen; Jeder redet, wenn ihn die Reihe trifft, mit lauter Stimme. . . Man sagt, daß dies Vorstudien für Deputirte sind; . . . daß man daselbst reden lernt, als gäbe es nicht schon Leute genug, die so viel reden, daß man sein eigenes Wort nicht mehr versteht! Uebrigens hat er mich nicht lange wach erhalten; um elf Uhr ging er nach Hause. . . Aber, fügte mein junger Mann hinzu, Herr von Marcenay beliebten zu scherzen, als Sie mir sagten, daß dies der Herr Herzog von Mauléon sei. Es ist vielleicht sein Secretair oder der Sohn seines Castellans. Kann denn ein reicher und vornehmer Mann eine solche Lebensart führen?

»— Sehen Sie, Frau Marquise, fuhr Herr von Marcenay geringschätzig fort, solchen Urtheilen setzt Ihr Enkel sich aus! Was soll das Alles vorstellen? Ist er überspannt, habsüchtig oder ehrgeizig geworden? Ich, der ich ihn nie anders als gelangweilt sah, kann ihn jetzt durchaus nicht begreifen und überlasse es Ihrem Scharfsinne, dieses Räthsel zu lösen!«

»Seit dieser Unterhaltung mit Herrn von Marcenay sind mehrere Tage vergangen. Yves ist sonderbarer als je! Indessen kann ich mich nicht über ihn beklagen, er ist viel aufmerksamer und liebevoller gegen mich, als sonst; er erzeigt mir sogar kleine Aufmerksamkeiten, an die er nicht denken würde, wenn er nicht gesehen hätte, daß Sie sie beobachteten. Seine Traurigkeit ist verschwunden und mit ihr der Schatten von Langeweile auf seinem Gesichte. Er sieht beschäftigt, ja ganz eingenommen aus, aber immer mit der imposanten Ruhe, die ihm ein so edles Ansehen gibt, und mit den graziösen Manieren, die noch angenehmer sind, seit sie nie durch Mutlosigkeit oder Geringschätzung gestört werden. Alles erregt seine Theilnahme, selbst

die politischen Angelegenheiten, insofern sie Großes oder öffentliche Interessen betreffen! . . . Kurz, ich erkenne in ihm nicht mehr den gleichgültigen jungen Mann, dem Alles nur Ueberdruß machte! Seine Theilnahme wird jetzt durch viele Gegenstände erregt. Einen derselben hätte ich wohl kennen mögen, da er für ihn von großer Wichtigkeit schien, denn ich hörte ihn, wie zu sich selbst die Worte sagen: »I«, in acht Tagen wird es entschieden sein!« . . . Dieser Gegenstand beschäftigte ihn so ausschließlich, daß er die Speisen, die er sich genommen hatte, unberührt abnehmen ließ. Als ich am Ende des Dinners, nachdem er abermals in Gedanken die Worte: »in acht Tagen! . . .« wiederholte, ihn, nachdem ich ihn lange schweigend betrachtet, auslachte, wurde er erst gewahr, daß er im Begriff war, vom Tische aufzustehen, ohne gegessen zu haben. Er theilte meine unwillkürliche Lustigkeit, scherzte sehr heiter über seine Zerstreung, aß mit sehr gutem Appetit und sprach sehr lebhaft; aber es entschlüpfte ihm auch nicht ein einziges Wort, das mir Aufschluß über seine Zerstreung geben konnte.

»Das, meine liebe Gabriele, ist Alles, was ich beobachtet und erfahren habe. Vielleicht finden Sie, deren Geist so fein und eindringend ist, das Wort des Räthsels, wenn es anders Ihnen nicht schon bekannt ist! Möge zwischen Ihnen und Yves kein anderes, als das des Glückes sein!

»Was soll ich Ihnen von mir sagen? In meinem Alter, das, wie ich bei einigen Frauen sehe, eine verlängerte Kindheit ist, die mehr Mitleid als Neid erregt, sind die heiteren Gedanken selten. Aber es gibt doch noch süße auch in diesem Aller, wenn man Freuden um sich her verbreiten, wenn man vor allem Anderen vergessen kann! . . . Aber Gott behüte mich, mein Kind, an Glück und Liebe zweifeln, oder dieselben Anderen verdächtigen zu wollen! Denn selbst dieses Leben hat alle Materialien zu einem schönen Gebäude und es ist vielleicht nur unsere Schuld, wenn dieselben so zerstreut werden, daß sie nie ein Ganzes bilden können. Aber ach! es ist leider nur zu wahr, daß gewöhnlich, wenn man einige zusammengefügt zu haben glaubt. . . man nur ein Kartenhaus gebaut hat! . . . Diese Schlösser ergötzen die Kinder; sie glauben gut getaut zu haben; der erste Einsturz verwundert sie, ohne, sie zu entmuthigen, sie fangen von Neuem an und die Zeit geht hin! Ist es unsere Schuld? oder hat dem höchsten Wesen diese Art der Täuschung für so vergängliche Geschöpfe hinreichend gedünkt? Ich weiß es nicht! . . . und kann nur wiederholen: Laßt uns anbeten, dulden und ausharren!

»Bei Ihnen, meine liebe Gabriele, lasse ich mich immer hinreißen von diesen Träumereien, die die Welt nicht gestattet, aber die in Gesellschaft Derer, die sie theilen, unwillkürlich sich einstellen. Ich habe bemerkt, daß der Geist Jedem darbietet, was für ihn paßt und worin die Gemüther einander begegnen. Noch muß ich Ihrer schönen Blumen erwähnen, Ihrer munteren Vögelein, von denen Sie singen lernten, aber bald die Lehrer übertrafen! . . . Aber ich habe hier, ungeachtet der Rückkehr des Frühlings, weder Nachtigall, noch Lerche, noch Lust; Alles hat mich verlassen und wird nur mit Ihnen zurückkehren. Möge es bald sein! Oder Sie werden Ihre alte Großmutter auf Schloß Arnouville begrüßen, ich sage es Ihnen vorher!

»Die Marquise von Fontenoy-Mareuil.«

Warum belebte dieser Brief das ganze Herz der jungen Frau? warum lief sie am anderen Morgen, ein ausgelassenes Kind, wie sonst mitten durch die Gesträuche und Dornhecken? Wer kann es sagen? Das Herz hat Geheimnisse, die Niemand begreifen kann.

Ohne Zweifel wirkte der Einfluß der schönen Jahreszeit auch auf Gabriele. Als sie vom frühen Morgen an alle Hütten und alle Pachthöfe besuchte, wo sie gekannt und angebetet war, theilte sie freundliche Wortes Hilfsleistungen und Geschenke aus. Ueberall, im Dorfe wie im Schlosse,

schien ein Fest zu sein, denn das trübe, regnete Wetter hatte plötzlich seit einigen Tagen einem glänzenden Sonnenschein Platz gemacht, der die Natur durch Entfaltung aller seiner Macht für sein langes Ausbleiben entschädigte. Eine brennende Hitze trocknete den noch so kurz zuvor gefrorenen Erdboden und schien durch ihren Einfluß das verspätete Wachstum beschleunigen zu wollen. Die Blumen, die Baume, die Vögel, Alles erwachte zu den ersehnten Freuden des Frühlings! Es war ein Fest im Himmel und auf der Erde, und der jungen Frau waren die Freuden ihrer Kindheit, die sie der Natur verdankte, noch zu gegenwärtig, um nicht alle ihre Wohlthaten dankbar zu genießen.

Der Morgen war also mit Besuchen im Dorfe heiter verstrichen; am Tage hatte Gabriele voll Freude den Arbeiten zu der neuen Einrichtung, die heute vollendet wurden, einen letzten billigenden Blick geweiht; als der Abend kam, suchte sie ein einsames Plätzchen im Park, wo sie ihren Gedanken und Empfindungen ungestört nachhängen konnte. Planlos verfolgte sie eine Allee; ihre mit weicher Hingebung gefallenen Hände, ihr sanft geneigtes Haupt, Alles an ihr, bis auf ihren graziösen, nachlässigen Gang, bewies, daß sie in immer tieferes Träumen versank. Die ausnehmend ermattende Hitze des Tages war einer erfrischenden Kühle gewichen, die den Balsamduft der, Blumen verbreitete. Ein sanfter Zephyr vervielfältigte und veränderte diese schmeichelnden Gerüche, die mit dem Abendwinde vereint und von ihm getragen, in den leichten Locken von Gabriele's schönem Haar und auf ihren frischen Wangen spielten, wie sanfte Liebkosungen, die eine leichte Rührung und ein Gefühl unbekanntes Glückes in ihre Seele gossen. Noch nie war dieselbe so von ihr unerklärlichen Empfindungen durchdrungen gewesen.

Mitten in diesem Zustande süßer Bewußtlosigkeit und Hingebung an unbestimmte Hoffnungen und Erwartungen ertönte deutlich eine wohlklingende Stimme — die nicht von außen, sondern in ihrem Innern folgende Worte sprach:

»Der Himmel gibt zuweilen sogar mehr, als man zu bitten wagte!«

Und Gabriele sah unwillkürlich rings um sich her, um sich zu überzeugen, ob keine menschliche Stimme die Worte, die sie gehört hatte, ausgesprochen habe.

Aber sie sah vor sich einen weiten Rasenfleck, wo kein Baum, kein Gebüsch den kleinsten Gegenstand ihren Blicken entzog; sie war wirklich allein. Die geheimnißvolle Stimme kam ohne Zweifel aus ihrem Innern, und Gabrielens Herz, an himmlische Eingebungen gewöhnt, erhob sich mit einem neuen Schwung von Vertrauen und Liebe zum Himmel, um ihm für seine Versprechungen zu danken.

Sie wollte indessen ihre Lage in's Auge fassen, wie sie war, diese unwillkürliche, trügerische Freude verbannen, um mit Ruhe die ganze traurige Wirklichkeit zu bedenken, und so kam die junge Frau gesammelt und nachdenkend an den Ort, den schon das junge Mädchen gewählt hatte, um ernsten Betrachtungen nachzuhängen. Sie fand die schönen Blumen der vergangenen Jahre wieder, die muntern Vögel sangen wie sonst, ein zarter, grüner und blumiger Rasen lud wie sonst zur Ruhe ein, und sich den erweichenden Eindrücken hingebend, streckte sie sich sanft auf den duftenden Rasen und wollte versuchen, ihre Seele, ihre Gedanken zu erforschen, das Gewissen, das ihr Führer gewesen war, zu prüfen; denn oft fragte sie sich, ob sie auch recht gehandelt habe, weil sie nicht glücklich war. Das unschuldige Kind glaubte, sich vor jedem Vorwurf sichern, heiße sich auch vor jedem Unglück bewahren. Aber umsonst strebte sie, ihre Eindrücke und Empfindungen zu zergliedern; zu viel wogte in ihrer Seele. Schweigen herrschte um sie her, der Tag neigte sich und der leichte Schatten, der die Gegenstände zu verschleiern begann, mußte um so mehr ihre Gedanken auf ihr Inneres concentriren, da nichts Aeußeres sie

mehr in Anspruch nahm. Aber der Abend war so schön! die Bäume so prächtig! die sanften Nachtigallen sangen so lieblich! die Rosen dufteten so erquickend und die Gerüche und Töne stimmten so schön überein, daß sie mit unschuldiger Freude diese eben so unschuldige Seele erfüllten. Die poetischen Schmerzen dieser vorwurfsfreien jungen Frau hatten nur süße Thränen und Seufzer, die ihr sanftes kindliches Gesicht noch verschönerten.

Sie hatte sich behaglich ausgestreckt; ihr schöner Kopf ruhte auf ihrem runden Arme . . . ihr Anblick erinnerte an die reizenden Schöpfungen Correggio's. Ihre unbestimmten Träumereien und die geheimnißvollen Entzückungen dieses Aufenthaltes liehen ihrer Stellung und allen ihren Bewegungen einen unnachahmlichen Zauber.

So verstrich die Zeit, ohne daß sie es bemerkte, als ihren halbgeöffneten Lippen ein Name entschlüpfte, den ihr Herz vielleicht nur zu oft schon genannt hatte.

»Yves von Mauléon,« sagte sie leise.

»Ja, ich bin es!« antwortete eine nur zu wohl bekannte Stimme an ihrer Seite.

Und Gabriele, erschreckt, immer noch das Spiel einer Täuschung zu sein glaubend, stand auf und fand sich wirklich Auge in Auge mit Yves von Mauléon.

Sie schwankte vor Ueberraschung.

»Erschrecken Sie nicht,« sagte er traurig und frostig, »ich werde nicht lange Ihre Einsamkeit stören.«

Gabriele schwankte noch, aber als sie, um sich aufrecht zu erhalten, mit ihrer zitternden Hand sich unwillkürlich an einen Baum hielt, erinnerte sie sich ihres traurigen Hochzeitsabends, wo sie, eben so zitternd, eine Stütze suchen mußte . . . und sie hatte nicht die Kraft, zu sprechen.

Yves stand einige Schritte von Gabriele . . . er sah sie an.

»Einmal muß sie mich wenigstens hören,« sagte er.

Seine Stimme war sanft, aber verwirrt und zitternd.

»Wollen Sie es nicht? Willigen Sie nicht ein, mich zu hören?«

Gabriele schauderte und sagte: »Reden Sie!«

Ihre unbestimmten, aber süßen Ahnungen waren verschwunden.

Bei dem finsternen und kalten Ansehen Mauléons, bei diesen bitter und schmerzlich ausgesprochenen Worten fühlte sie, daß sich so das Glück nicht ankündigt, und bedachte, daß sie sich mit Muth waffnen müsse.

»Sie wissen nicht,« fuhr Yves zögernd fort, »warum ich hier bin?. . . Es ist, um Ihnen zu sagen . . . daß unsere Ehe, dieses so unglückselige Band . . .«

Er hielt inne . . . diese Worte schienen nur mit Anstrengung von diesen zitternden Lippen ausgesprochen werden zu können, und die Kraft zu dieser Anstrengung schien ihm zu fehlen.

Gabriele fixierte ihn unwillkürlich mit einem ausdrucksvollen Blicke. Sie fürchtete eben so sehr das Schweigen, das sie erschreckte, als die grausamen Worte, die ihm folgen zu sollen schienen . . . Ihr Leben stand gewissermaßen still, und obgleich ihr Herz heftiger als je schlug, athmete sie doch kaum. Die Seelenangst machte sie unbeweglich.

»Diese Ehe,« sagte Yves endlich, mit beinahe unverständlicher Stimme, »kann. . . aufgelöst werden!«

Seit drei Monaten hatte Gabriele sich alle möglichen Wendungen ihres Geschickes gedacht und überlegt, außer dieser. Sie fühlte den Tod auf ihrer zu Eis erstarrten Stirn. Auch er war

bleich und unbeweglich. Beide schwiegen; sie, erschreckt über Das, was sie gehört, er, über Das, was er gesagt hatte.

Die junge Frau wäre nicht im Stande gewesen, ein einziges Wort auszusprechen, denn die tödtliche Kälte war schon bis an ihr Herz gedrungen; aber, obgleich der Tag zu sinken begann und der Dunkelheit wich, hätte Yves doch auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte lesen können, was in ihrer Seele vorging, wenn er gewagt hätte, sie anzusehen. Aber er schien ihren Anblick zu fürchten, und seine Blicke blieben, seit er angefangen hatte, zu reden, an die Erde geheftet. Auch sie wendete die ihrigen weg . . . sie glichen zwei Verbrechern, die einander gegenseitig zum Unglücke verurtheilt haben.

Diese unerwartete Trennung hatte Gabrielen allen Muth geraubt, mit dem sie sich zu waffnen suchte.

»Ja!« fuhr Yves endlich mit leiser Stimme langsam fort . . . »diese Ehe . . . die nur eine nichtssagende Ceremonie war, ich weiß, daß sie als nichtig betrachtet werden kann . . . und daß wir Beide die Freiheit wieder erlangen können!«

Gabriele sah und hörte Nichts mehr. Ihre Hand, die sie gegen den ihr zur Stütze dienenden Baum stemmte, glitt mit ihr, aber so unmerklich, daß die junge Frau leicht und ohne Erschütterung, wie auch ohne Absicht graziös wie vorher, auf den Rasen hingesunken war. Yves machte eine Bewegung, ihr zu nahen, aber sie gewann so viel Kraft, um sich zu bemühen, ihre Schwäche zu verbergen, und sagte mit Ruhe: »Es ist Nichts! . . . Herr Herzog von Mauléon, es soll Alles geschehen, was Sie befehlen.«

Er ging zu seinem früheren Platze zurück und sogar noch etwas weiter, und blieb gegen einen Baum gelehnt stehen, während Gabriele in ihrer halb liegenden Stellung blieb, die ihn verhinderte, ihr Gesicht zu sehen. Und so sagte er, alle seine Kraft zusammennehmend, um seine verwirrten Gedanken zu sammeln und Ruhe und Kaltblütigkeit genug zu gewinnen, um sie auszudrücken:

»In dem Augenblicke, wo wir uns also trennen . . . für immer . . . bitte ich Sie um die Gunst, mich nicht zu streng zu beurtheilen, nicht bloß meine Fehler zu berücksichtigen! . . . Ja. . . ich habe deren ohne Zweifel viele. . . aber. . . sie nicht mit Haß zu betrachten. . .«

»Haß. . .!« rief Gabriele, erstaunt über eine solche Voraussetzung.

»Meine Großmutter sagte es Ihnen einst,« fuhr er fort, »mein Leben war nicht glücklich. Unaufhörlich durch einen Ehrgeiz ohne Ziel und Hoffnung gequält, mitten zwischen nichtigen, leichtsinnigen Wesen lebend, denen ich niemals mein Herz öffnete, trennten die tausend unmerklichen Bande, die einen Mann an diesen oder jenen Platz in der Welt fesseln, mich von Denen, deren ernstes und nützlich Leben mir ein Vorbild gewesen wäre und eine Hoffnung gewährt hätte.

»Ach, Ihr Geist, der Alles begreift, kann die Qualen des meinigen errathen! Ich war unnütz und folgich mir selbst zur Last! Die Ansichten meiner Vorfahren befriedigten mich nicht, und. . . ich konnte niemand Anderes vollständig befriedigen! . . . Da über: ließ ich mich, um der Langeweile zu entgehen, einer Zerstreungssucht, die nothwendig alle zarte Energie meines Wesens zerstören mußte, die alle Erhebung der Gedanken, die allein die Seele rein, edel und groß erhalten kann, von mir abwendete. Und aus Schwäche, ja, aus Gleichgültigkeit vielleicht. . . erfüllte ich die Wünsche meiner Großmutter! . . . Sie sehen es . . . ich suche Sie nicht zu betrügen. Ja. . . als diese Heirath geschlossen wurde, war mein Geist mit Ueberdruß an Allem erfüllt, mein Herz wurde sogar verschüchtert durch Ihren so naiven und mit edlen Täuschungen erfüllten

Geist, durch Ihr noch so unschuldiges Herz, das' noch keine seiner Tugenden verloren hatte. . . Wie hätten wir einander verstehen können? Aber das Uebel ist. . . nur. . . dieses Vermögen . . . ich. . .«

»Halten Sie ein!« sagte Gabriele lebhaft, der die letzten Worte des jungen Mannes einige Kraft zurückgegeben hatten; »halten Sie ein! . . . Kein Wort mehr über diesen Gegenstand. . .!«

Sie war aufgestanden, indem sie diese Worte sagte. Der Mond begann zu leuchten. Yves sah die junge Frau, die, so bleich und ernst, langsam zu ihm sagte:

»Eine Erklärung darüber ist unnöthig; sie würde mich Nichts lehren, was ich nicht schon lange weiß. Ein Argwohn gegen den Herzog von Mauléon kann nur Dem schaden, der ihn zu hegen wagt. . . Niemand kann. . . Niemand darf ihn hegen. . . sobald man ihn gekannt hat!«

»Dank, Gabriele!« sagte Yves mit unendlicher Weichheit; und dieser vertrauliche Name, mit dem er sie nie genannt hatte, so in diesem feierlichen Augenblicke ausgesprochen, brachte eine Rührung in Beider Seelen hervor, die Jeder zu verrathen fürchtete.

Endlich fuhr der junge Mann fort:

»Es wird mir süß sein . . . weil von hier. . . weit von Frankreich vielleicht. . .«

»Weit von Frankreich! haben Sie das wohl bedacht?« konnte sie sich nicht enthalten zu sagen.

»Was soll ich hier länger?« antwortete Yves; »leben? mit wem? Die Gesellschaft der Salons ist Erholung für Die, welche beschäftigt sind; aber Langeweile für Die, welche ein Geschäft daraus machen! Meine alten Freunde? Das war Jugendthorheit, und die ist für mich vorüber . . . und was das Glück des inneren Lebens. . . und der Familie. . .«

Er hielt inne.

Gabriele versuchte zu antworten:

»Wenn ich wagen dürfte. . . ich, die so wenig gelernt hat. . . die so wenig Verhältnisse kennt. . .«

»O, reden Sie! Warum habe ich Sie nicht eher gekannt!« sagte Yves mit zärtlicher Stimme; »ich hätte nicht. . .«

Die junge Frau glaubte, er denke an Elénore. Ihre Gedanken verwirrten sich, sie konnte sich nicht besinnen, was sie hatte sagen wollen.

»Ohne Zweifel,« sagte Mauléon, »gibt es viel Glück in der Welt, aber es steht nicht in unserer Macht, es zu erreichen. Man wird es erst in dem Augenblicke gewahr, wo es entschlüpft, und indem man seinen ganzen Werth erkennt, ist es auch schon für immer verloren!«

O, wie wahr ist das!« rief sie.

»Und was Sie nicht auszusprechen wagten. . .?« fragte Yves, der die Erinnerung an das Vergangene vermeiden wollte.

»Ich weiß es nicht mehr,« sagte sie verwirrt. »Aber . . . ich glaube, ich dachte. . . so eben, daß Jeder seine Existenz nützlich machen kann . . . schön und glücklich für sich und die Andern . . . und daß dies . . . dem Herzog von Mauléon noch viel leichter sein muß, als jedem Andern.«

»Es ist möglich,« sagte Yves, »aber. . .«

Eine tiefe Niedergeschlagenheit drückte sein Gesicht aus, als er fortfuhr:

»Es bedürfte dazu einer andern Lage. . . Die Kraft kommt aus dem Herzen. . . man kann Nichts unternehmen, wenn man unglücklich ist.«

Gabriele's Herz war gepreßt und ihre Stimme zitterte, denn sie glaubte, er beklage sich über

sein Schicksal und stelle alle seine Schattenseiten hervor als Rechte und Entschuldigungen, daß er ihm zu entfliehen trachte.

»Aber,« sagte sie schmerzlich, »alle Hindernisse. . . Sie sehen ja, daß sie aus dem Wege geräumt werden können!«

»Man muß es, ist es nicht wahr?«

»Und Sie werden glücklich sein!«

Es war weder eine Frage, noch eine Antwort; Yves antwortete nicht. Gabriele bot seit dem schrecklichen Vorschlage der Trennung alle Kräfte auf, die Stolz und Vernunft geben können, um ihre heftige Bewegung zu verbergen.

Die dichten Wolken, die in diesem Augenblicke den Mond bedeckten, entzogen Yves den Anblick der brennenden Thränen, die an Gabriele's bleichen Wangen herabrollten. Sie war stumm vor Furcht und Kummer, versteckte ihr Gesicht, hielt ihr Schluchzen zurück, bemühte sich, zu reden, denn sie fürchtete, daß ihr Schweigen die wenigen Augenblicke noch abkürzen, daß er sich entfernen — daß seine Stimme zum letzten Male in diesem gebrochenen Herzen widergeklungen haben möchte, was sie zittern machte, und sie suchte nach Worten, um — ihn zum Bleiben zu zwingen und um noch zu antworten. Aber — wie reden, ohne sich zu verrathen, da ihr Geist nur noch einen Gedanken hatte, da ihre Stimme ihre Thränen verrathen mußte! — Dennoch, ein Wille, der aus dem Herzen kommt, hat so viel Gewalt, daß Gabriele endlich mit anscheinender Fassung fragen konnte, ob er schon den Ort gewählt habe, wo er das Glück suchen wolle, was Frankreich ihm nicht biete?

»Ich werde reisen,« antwortete er. »Wen Nichts an einen bestimmten Ort bindet, dem ist es gleichgültig wo er lebt, vorausgesetzt, daß es in seiner Macht steht, abzureisen, wenn es ihm nicht mehr gefällt.«

»Ach! gewiß,« rief sie bitter, unwillkürlich die Angst ihrer Seele und den Gedanken, der ihr Herz zerriß, verrathend, »gewiß . . . wenn man gleichgültig gegen die ist, die man verlassen hat und Alles was man liebte und was einen erfreuen kann, bei sich hat. . .«

»Das Glück! die Freude!« sagte Yves erstaunt. »Welche Freude kann man haben, wenn man traurig, verlassen und allein ist?«

»Allein? . . . Aber Sie werden ja nicht allein sein . . . Herr von Mauléon.«

»Allein! ganz allein! . . .«

»Was sagen Sie? . . .«

Und unwillkürlich entschlüpfte fast unverständlich der Name, der immer in ihren Gedanken, in ihrem Herzen war, ihren Lippen.

»Eleonore!« . . . entgegnete Mauléon verwundert; . . .

»aber die ist ja seit drei Monaten in's Kloster zurückgekehrt; und ich habe sie seit ihrer Abreise nicht gesehen!«

Nichts ist dem Erstaunen, der Freude, der plötzlichen Hoffnung zu vergleichen, die in Gabrielens vor Freude zitternder Stimme bebte, als sie lebhaft vortretend und sich mit einer raschen Bewegung ganz aufrichtend, fragte:

»Warum reisen Sie dann?«

Der junge Mann blieb betäubt stehen.

»Warum ich reise? Sie verlangen es ja!«

Sie begriff ihn nicht.

»Reden Sie, ich beschwöre Sie,« sagte sie . . . mit unbeschreiblicher Erwartung.

»Was habe ich zu sagen? . . . erinnern Sie sich nicht mehr unserer Heirath? Ihrer Gleichgültigkeit . . . Ihres Hasses? . . .«

»O! das ist es nicht! Herr von Mauléon.«

»Haben Sie denn meinen Brief vergessen, meine gerechten Vorwürfe? . . .«

»O! das ist es auch nicht! . . . Lassen Sie mich nicht glauben, daß dieser Brief. . .«,

»Es ist mein einziger Gedanke.«

Ein Strahl von Freude verklärte einen Augenblick Gabriele's unruhiges Gesicht, und mit einem unaussprechlichen Ausdrücke von Furcht und Hoffnung rief sie zitternd:

»Nehmen Sie sich in Acht . . . ich bitte Sie; . . . sagen Sie mir nicht so etwas . . . Dieser Brief, das war ja Eifersucht! Sie eifersüchtig! . . . das ist nicht möglich! es gibt Gedanken, die ich mir weder gestatten will noch kann . . . denn wenn ich nachher enttäuscht würde . . . was würde aus mir?«

»Wie?«

»Mein Gott! was habe ich gelitten! . . . aber nie hatte ich gehofft! . . . nein! . . . ich halte nie einen Augenblick Hoffnung! . . . aber jetzt! . . . kommt mir ein Gedanke! . . .«

Und zitternd vor Freude, während sie Thränen vergoß, entschlüpften ihren Lippen unzusammenhängende Worte.

»Gestatten Sie nicht einen solchen Irrthum! Mein Gott! ich würde nicht den Muth haben, ihn wieder aufzugeben!«

Und als sie die Hand auf ihre Augen legte und dieselben thränenlos fühlte, sagte sie:

»Warum denn diese Freude ohne Bewegungsgrund, dieses Glück ohne Ursachen? um eines Wortes willen, das er widerrufen wird, eines Wortes, das mich betrogen hat! . . . das er nicht hat sagen können!«

Gabriele sagte dies Alles leise zu sich selbst, nicht glaubend, gehört zu werden; aber das Licht des Mondes ergoß sich, die verhüllenden Wolken durchbrechend, rein und klar über ihr Gesicht; sein Glanz erleuchtete alle Gegenstände und man konnte sie wie beim Glanze der Sonne sehen. Das sanfte Mondlicht lieh ihnen nur einen köstlichen geheimnißvollen Reiz, dessen Gewalt das Schweigen der Nacht noch vermehrte.

Yves betrachtete mit Rührung Gabriele's belebtes Gesicht. Er horchte begierig diesen unverständlichen Worten, deren geringste Biegung er, fürchtend, sich über deren Bedeutung zu täuschen, ängstlich beobachtete. Er war im Begriff, zu ihr hin zu stürzen, sich zu ihren Füßen zu werfen; . . . noch einmal hielt er inne. . . Aber nicht mehr Furcht und Traurigkeit sprach sich in seinen Worten aus, seine ganze Seele war in seinen ausdrucksvollen Zügen und in seiner zitternden, leidenschaftlichen Stimme, als er sagte:

»Gabriele! jetzt müssen Sie Alles wissen! Sie kennen schon die Stimmung meines Herzens bei unserer Verheirathung, aber nicht die Gedanken und Empfindungen, die sich meiner später nach und nach bemächtigten. Zuerst erröthete ich vor einem Kinde, das alle Zartheiten der Seele begriff, die ich alle vernichtet hatte, Sie verachteten mich, und ich hatte mich verächtlich gemacht. Das zeigten mir Ihre Worte, das fühlte ich, . . . und zu gleicher Zeit . . . fühlte ich mich empört und gedemüthigt. Sie soll mich lieben, oder ich fliehe sie für immer, rief ich . . . Aber wenn ich fliehen wollte, wenn ich in meine Mutlosigkeit zurücksank, belebte ein Strahl von

Hoffnung meinen fast vernichteten Geist. Ein Blick, ein Wort, ein Lächeln, die mein Herz heftiger schlagen machten, lehrten mich, daß dasselbe nicht unempfindlich war. Zorn, Wunsch zu gefallen, und Liebe, hatten mir ein neues Leben gegeben, ich begriff die Gleichgültigkeit, den Ueberdruß und die Langeweile nicht mehr . . . ich lebte endlich, und hatte ein Ziel, das ich erreichen wollte, und ich folgte, um dahin zu gelangen, einem neuen Wege . . . den ich noch nie betreten hatte.

»Da . . . ich wollte Alles mir selbst verdanken . . . stieß ich dieses Vermögen zurück . . . das meiner Empfindung gemäß, mir nicht angehören durfte. . . Ich arbeitete . . . ja, ich verband mich mit einigen Männern, deren bekannte Redlichkeit sie an die Spitze von Unternehmungen gestellt hat, durch die man mit Mühe und Arbeit, aber ohne Niederträchtigkeit, zu Vermögen gelangen kann.

»Der Himmel muß meinen Bemühungen günstig gewesen sein, oder die Thorheit einiger Speculanten kommt der Vorsicht Anderer zu Hilfe, denn ein unbedeutender Fond verwandelte sich unter meinen Händen in ein nicht unansehnliches Vermögen. Ich erwarb auf rechtllichem Wege mehr, als ich bedarf, um standesgemäß zu leben. Und während dieser Zeit suchte ich jene fleißigen Männer auf, die ihr Leben ernsten Studien gewidmet haben; ich lernte die politischen Kämpfe, die Discussionen der merkantilschen Geschäfte kennen und sah ein, daß neben den kleinlichen Combinationen des persönlichen Interesses, der Bewegung des privaten Ehrgeizes, mitten in den verschiedenen Parteien und unter allen Pannieren, es noch einen erhabenen Platz für Alle gibt; daß noch so viel für das allgemeine Wohl zu thun bleibt; daß jede Hand, die mit Kraft und Umsicht das Werk angreift, nützlich sein kann; daß jeder Mann auf diese Weise, wenn er klug und rechtschaffen, eine Stütze des Ganzen ist; daß er demselben die Macht der Vernunft unter dem Einfluß des Verstandes widmet; daß, die Gesetze und die Menschen verbessern, dem Unglück der Einen abhelfen, die verkehrten Ansichten der Anderen berichtigen, eine belehrende Aufgabe für den Allerehrgeizigsten ist und sein muß. Ein Umstand zeigte mir, welchen Haß der Hochmuth der Großen erregen, und was dieser Haß für Verbrechen und Gewissensbisse veranlassen kann. Ich sah, daß der arme Verachtete vor Kummer und Elend sterben kann, und fand in dem Wunsche, nützlich und hilfreich zu sein, ein Ziel für meine Thätigkeit, eine Freude für mein Herz, eine Befriedigung für meinen Geist. Und ich fühle, daß man alle diese ernsten Pläne und Ansichten, von denen man zu gewöhnlichen Frauen nicht reden darf, der würdigen Gefährtin eines Ehrenmannes, der darin seinen höchsten Lohn und seine größte Wonne findet, mittheilen kann. . . Denn ich gestehe es. . . durch sie. . . für sie habe ich nach und nach alle diese mir so neuen Gedanken und Vorsätze gefaßt und auszuführen gestrebt. Um ein einfaches, wahres, mich liebendes Weib zu verdienen, habe ich die falschen Ansichten zurückgestoßen und den Bestrebungen eines kleinlichen, lügenhaften Parteigeistes entsagt; habe ich ein vernünftiger und guter Mann werden wollen, weil ich durch ihr Beispiel gelernt habe, daß Vernunft und Güte in ihrer zartesten, erhabensten Auffassung allein die wahre Auszeichnung verleihen. Und zu dieser Frau, die ich liebe, zärtlich, leidenschaftlich liebe, bin ich gekommen, um ihr zu gleicher Zeil zu sagen, daß sie frei ist, daß nichts sie bindet, daß sie über ihr und mein Geschick entscheiden kann und daß ich sie nur ihrer Liebe verdanken will, daß in diesem Augenblicke von ihrem Worte mein ganzes Leben abhängt!. . . Kann Gabriele mich lieben? will sie die Meine sein?«

Gabriele hatte dagestanden . . . mit Angst zugehört, dann mit Entzücken jedes Wort Mauléon aufgefaßt. Freude, Rührung, Liebe, alle Nuancen der lebhaftesten und süßesten Eindrücke

belebten nach und nach ihr ausdrucksvolles Gesicht; und als er schwieg, gestattete ihr die Rührung nicht, zu reden. Aber was kein Wort auszudrücken vermag, sagte ein Blick; alle Freude, Liebe und alles Vertrauen, dessen ein Herz fähig ist, lag in Einer Bewegung. Gabriele breitete ihre Arme nach ihm aus. Yves schloß sie mit Entzücken in die seinigen.

Er hatte sein Geheimniß ausgesprochen, sie hatte das ihrige verrathen.

Unzusammenhängende Worte als Verwirrung und Glück entströmten ihrer Seele.

»Ach,« rief Yves mit unaussprechlicher Freude, »dieser Haß, diese Gleichgültigkeit, die mich damals verstießen . . . sind also wirklich ganz verschwunden?«

Gabriele sah ihn lächelnd an.

»Gleichgültigkeit?« sagte sie erröthend und sich an Yves schmiegend, als hätte sie ihr Geheimniß in dem Herzendessen, den sie liebte, verbergen wollen: »Damals . . . Yves . . .« hauchte sie kaum hörbar. . . »liebte ich Dich ja schon!«

»Ach! sie ist köstlich, meine Gabriele!« rief der junge Mann in entzückter Bewunderung dieser einfachen, kindlichen und doch so starken Seele; denn aller einfache und natürliche Schwung einer edlen Seele und alle überspannte Leidenschaft eines jungen Herzens war in ihm erwacht. Diese Ueberspannung, welche Kraft gibt, Leiden zu ertragen, Gefahren zu trotzen, ja den Märtyrertod zu leiden . . . mit welchen glänzenden Farben muß sie nicht erst die Liebe schmücken! Auch vergötterte Yves die jungfräuliche Zartheit Gabrielas, ihren erhabenen Geist und ihre einfache Tugend, ihre hinreißende, mit so vielen Reizen geschmückte Schönheit, und denkend, wie viel Anmuth und Zauber sie dem Leben in der Welt, wie viel Glück dem in der Einsamkeit verleihen werde, sagte er mit lebhaftem Entzücken:

»Du hast es gesagt, Gabriel! . . . Ja um Deiner würdig zu sein, mußte die Ehe so sein! . . . geehrt auf der Erde, vom Himmel gesegnet!«

Die Nacht war völlig angebrochen, dichte Wolken bedeckten Mond und Sterne, ein Gewitter zog heran; Yves und Gabriele waren es nicht gewahr geworden. Diese dunkle, stürmische Nacht schien ihnen tröstlich. Es gibt Augenblicke, wo das Herz, um die Welt schön zu finden, weder Sonnenschein, noch balsamische Luft bedarf, wo der Sitz des Lichtes und der Freude im Herzen alle Sterne des Himmels verdunkeln könnte, wo man Alles beleben, Alles verschönern kann; und vielleicht wurde dem Menschen diese Macht der Seele, ein Glück zu schaffen, das die Welt nicht geben kann, verliehen, um ihm zu zeigen, daß er von höherer Abstammung ist.

Indem die beiden Glücklichen sich dem ganzen süßen, nichts und doch so viel sagenden Geschwätz der Liebe überließen, riefen sie unwillkürlich beide zu gleicher Zeit und lachend aus:

»Und sechs Monate des Glückes haben wir verloren!«

In diesem Augenblicke ertönten Stimmen und erglänzten Lichter von verschiedenen Seiten des Parks.

Erst jetzt erinnerten Yves und Gabriele sich der Finsterniß und des Gewitters, der Zeit, des Ortes, wo sie waren.

»Man sucht mich!« rief die junge Frau lachend, »man beunruhigt sich wegen meiner Abwesenheit! . . . man glaubt mich allein!«

Und sie eilten Beide zusammen nach dem Schlosse . . . eine bekannte Stimme nannte Gabriele's Namen, und Yves Hand loslassend, sank sie in die Arme der Marquise von Fontenoy-

Mareuil, um sie zu beruhigen.

»Ach! da ist sie!« rief die Marquise noch ganz erschrocken. »Aber wo waren Sie so allein in der Nacht? . . .«

»Nicht allein,« sagte Gabriele sich erröthend zurückziehend; »aber mit ihm;« dabei zeigte sie auf Yves, der seine Großmutter umarmte, die über dieses Zusammentreffen so überrascht war, daß die Worte ihr fehlten.

Ein Herr stieg indessen langsam, aber mit scheinbarer Eile die Freitreppe herunter, wobei er unverständliche Worte murmelte; es war der Graf von Rhinville, der, die Gruppe erblickend, betäubt stehen blieb und mit dem Tone des Vorwurfs sagte:

»Wie, Frau Marquise, Tag und Nacht mit Extrapost gefahren! . . und warum? . . um . . ein zärtliches tête-à-tête zwischen Mann und Frau zu stören! Wenn ich das gewußt hätte! . . .«

»Würden Sie nicht abgereist sein, und ich vielleicht auch nicht,« sagte die Marquise lachend.

»Was gibt es denn?« rief Yves . . .

»Du wirst es sehen,« antwortete die Marquise.

Aber ein großer Lärm unterbrach sie. Das Gewitter hatte an Heftigkeit zugenommen, man war während obiger Erklärungen in den Salon getreten, als ein Bedienter zu melden kam, daß ein Wagen vor der Thür des Schlosses umgeworfen sei. Es befand sich in demselben eine ohnmächtige Dame, der ein junger Mann seine Dienste beim Aussteigen leistete. Wie groß war das allgemeine Erstaunen! . . . Es war Frau von Savigny und Heinrich von Marcenay.

Eine Dame von Welt hat so viel Geistesgegenwart, daß das Erstaunen der Frau von Savigny bald

einer scheinbaren Freude Platz machte, obgleich man ihr im ersten Augenblicke angemerkt hatte, daß Yves von Mauléons Anblick ihr eben so viel Verwunderung als Schmerz verursachte.

»Welches Glück,« sagte sie mit dem freundschaftlichsten Tone, »daß diese, unangenehme Zufall mich

gerade vor dem Schlosse Arnouville traf! . . . Ich wußte nicht, daß es auf dem Wege liegt, der nach dem Seebade führt, welches mir verordnet ist . . . und Herr von Marcenay. . . .«

Dieser fuhr fort:

»Sie wissen, daß ich vom Ministerium präsentiert bin, bei der Wahl, die in diesen Tagen im Arrondissement von C*** stattfinden wird, und ich reise hin, um mich zu bedanken. . . .«

»Daß man gestern Ihren Mitbewerber Georg Rémond gewählt hat,« sagte Yves lachend, indem er einen Brief aus der Tasche zog; »er selbst meldet mir diese Neuigkeit.«

Der Graf und die Marquise riefen zu gleicher Zeit:

»Wie! . . . Herr Georg ist fünfzig Meilen von hier?«

Und die Marquise wendete sich mehr erfreut, als erstaunt mit einem triumphierenden Blicke zu Frau von Savigny, indem sie sagte:

»Was sagen Sie denn? Auch Elénore ist ruhig und gesund im Kloster, ihr Vater sagte es mir im Augenblicke meiner Abreise . . . und Yves? . . . Mitten im Park Nacht und Gewitter vergessend, an der Seite . . . seiner Frau!«

Die Art, wie sie dieses Alles sagte, bewies, daß sie darüber ganz andere Nachrichten erhalten hatte.

Herr von Mauléon wenigstens dachte so; denn mit einer Mischung von feiner Spöttei und

außerordentlicher Höflichkeit in Ton und Gesicht, dankte er Frau von Savigny, ihm seine Großmutter und den Herrn Grafen zugeschickt und besonders, so passend gerade vor seinem Schlosse umgeworfen zu haben, wo ihr alle mögliche Hilfe und Dienstleistung zu Gebote stehe.

»Wie glücklich trifft es sich,« sagte Gabriele, »daß alle Verschönerungen dieser so lange vernachlässigten Beszung gerade heute unter meiner Leitung vollendet wurden! Sie werden Alle vortrefflich logirt sein und sehen, wie schon es ist!. . . Wirtlich, nur das Schloß Ihrer Väter noch mehr von ihrem Ruhme, als von ihrem Reichthum Zeugniß gebend, war würdig, von Ihnen bewohnt zu werden,« sagte sie sanft zu Yves und wendete sich dann freudestrahlend zur Marquise, zu der sie sagte:

»Meine Mutter, Sie werden die weitläufigen Gemächer erhalten, die die Marquise von Fontenoy-Mareuil zu der Zeit Ludwigs des Vierzehnten bewohnte. Sie, Herr Graf von Rhinville, finden ein nicht ganz weitläufiges, aber so bequemes Logis, daß Sie sich in demselben zu Hause glauben werden. . . Und Sie, gnädige Frau,« sagte sie, sich zu Frau von Savigny wendend. . .«

»Ich bin gezwungen, meinen Weg fortzusetzen, sobald der Wagen in Ordnung ist,« erwiderte diese mit dem graziösesten Tone . . . »und ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich Ihre Güte ablehnen muß.«

»So wird wohl auch Heinrich,« sagte Yves mit leichter Ironie, »keine Zeit haben, Georg zu sehen, der morgen früh hier sein wird . . . und der ihm sagen könnte, wie man es macht, um sich zum Deputirten wählen zu lassen?«

»Behalten Sie das für sich, Yves,« antwortete Heinrich, der bei gewissen Gelegenheiten vortrefflich Spaß verstand; »denn Sie denken, wie man sagt, auch daran.«

»Warum nicht?« sagte der Herzog von Mauléon, zur großen Verwunderung seiner Großmutter . . . welche die Worte . . . Meinung . . . Partei . . . stammelte.

»Eine Partei?« . . . wiederholte Heinrich von Marcenay lachend . . . »Frau Marquise, das Wort Partei ist nicht mehr Mode. . . Und Gott weiß, ob selbst die Sache in unserem Lande je wirklich existiert hat. . . Ich glaube, daß es in Frankreich immer nur zwei Parteien, die der Klugen und die der einfältigen Leute gegeben hat.«

»Es ist wohl möglich,« sagte die Marquise lächelnd, denn die Freude machte sie tolerant. . . »Möge Yves dann, wenn er will, Deputirter, ja selbst Minister sein; wenn er durch die Macht rechtlicher Leute, ohne schmutzige Intriguen, ohne niedrige Ränke, ohne kleine persönliche Rücksichten und um sich nur dem allgemeinen Besten zu widmen, dazu gelangt, so will ich nichts dagegen haben. Wir haben so viel Sonderbares gesehen, warum nicht auch das noch?«

»Nicht wahr, meine Mutter?« sagte Yves, glücklich, seine Wünsche gebilligt zu sehen.

Da Gabriele sah, daß die Marquise das Glück ihres Enkels erhöhte, indem sie in seine Ideen einging, dankte sie ihr durch eine Liebkosung und sagte:

»Meine Mutter, bei unserer Rückkehr wird mein erster Weg zu Elénore sein« (denn sie fühlte das Bedürfniß, Yves ihre Achtung und ihr Vertrauen auf alle Weise zu zeigen.)

»Elénore,« erwiderte die Marquise, »beauftragte ihren Vater, meine liebe Tochter an ihre alte Freundschaft zu erinnern und ihr zu sagen, daß sie jetzt nichts vermisse, als ein kleines Pfand dieser gegenseitigen Anhänglichkeit. Einen Ring glaube ich?. . .«

»Ja, ich werde ihr denselben morgen durch Georg übersenden,« sagte die junge Frau, einen Blick mit Yves wechselnd, der in ihnen eine auf die beiden Genannten bezügliche Hoffnung zu erwecken schien.

Frau von Savigny, die Herrn von Marcenay geschickt hatte, um die Anstalten zu ihrer Weiterreise zu beschleunigen, erfuhr jetzt zu ihrer großen Freude, daß Alles zu ihrer Abreise bereit sei; sie sprach das lebhafteste Bedauern aus den so prachtvollen Ort verlassen zu müssen, dessen erneuerter Glanz die alten edlen Bewohner wenn sie ihn sehen könnten, in freudiges Erstaunen setzen würde.

»Und vorzüglich, nicht wahr? würde es sie entzücken,« sagte Yves, indem er die Hand seiner jungen Frau mit jener stolzen, edlen und eleganten Haltung voller Grazie, die ihm eigentümlich war, ergriff, »jetzt meine Gabriele darin gebieten zu sehen; denn gewiß machte niemals eine schönere und würdigere Burgfrau die Honneurs desselben.« Hierbei zog er mit einem lebhaften Ausdrücke von Liebe und Verehrung die zarten Finger des anmutigen Wesens an seine Lippen.

»Gewiß,« rief die Marquise, »sie ist eine Fee, . . . oder vielmehr der Engel unserer Familie; sie hat das Schloß unserer Väter wiederhergestellt, sie wird ihnen in demselben edle Söhne geben. Sie, die Yves zum glücklichen Manne gemacht hat, kann ihn auch zu einem berühmten Manne machen, und das ist vielleicht noch leichter.

»Ich fange an zu glauben, mein lieber Graf,« fügte sie, sich an den Grafen von Rhinville wendend, hinzu, »daß ich mich geirrt hatte und daß selbst in unserer Zeit »*es noch Frauen gibt.*«

E n d e